KAPITÄN MIKKELSEN

◆

EIN ARKTISCHER ROBINSON

Ein arktischer Robinson

Ejnar Mikkelsen

M6
1922

KAPITÄN MIKKELSEN

Ein arktischer Robinson

Dritte Auflage

Leipzig · F. A. Brockhaus · 1922

94418

JAN 1965

Copyright 1913 by F. A. Brockhaus, Leipzig

Meinem ersten Kommandanten auf arktischen Reisen,

Fregattenkapitän G. C. Amdrup,

mit bestem Dank für alles, was er mich gelehrt hat.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	1
Erstes Kapitel. Ein unheilvoller Anfang	5
Zweites Kapitel. Auf der Suche nach den Toten	30
Drittes Kapitel. Abschied vom Schiff	53
Viertes Kapitel. Im Sturm auf das Inlandeis	68
Fünftes Kapitel. Trennung von den Kameraden	98
Sechstes Kapitel. Auf verräterischer Bahn	122
Siebentes Kapitel. Ein Paradies	143
Achtes Kapitel. Der Bericht der Verunglückten	174
Neuntes Kapitel. Heimwärts	188
Zehntes Kapitel. Neue Verluste	213
Elftes Kapitel. Der Wettlauf mit dem Hungertod	244
Zwölftes Kapitel. Das Ende?	278
Dreizehntes Kapitel. Grausam enttäuscht	297
Vierzehntes Kapitel. Kommt die Erlösung?	313
Fünfzehntes Kapitel. Endlich gerettet!	335
Sechzehntes Kapitel. Die Abenteuer der Kameraden. Bericht von Oberleutnant zur See Wilhelm Laub	364
Register	379

Abbildungen.

	Seite
Porträt des Verfassers	(Titelbild)
Bei der Abreise	8
Das Expeditionsschiff Alabama	9
Bunte Tafel. Gefährliche Nachbarschaft	12
Schlittenhunde	16
Eskimos im Kajak, vom Top des Schiffes aus gesehen	16
Eskimos kommen zu Besuch	17
Unser Eskimo-Lotse	24
Grammophonvortrag für die Eskimos	24
Kajak-Flottille	25
Der Schauplatz des Hundehandels	32

Seite

Jörgensen schäkert mit einer Eskimofrau 33
Gefährliches Kunststück mit dem Kajak 40
Abschiedsgruß der Eskimos 41
Müßige Stunden 48
Lockeres Eis 49
Siesta an Bord 49
Gestrandeter Eisberg 56
Die Alabama vom Eis besetzt 57
Wieder in offenem Wasser. 64
Aussicht vom Winterhafen nach Osten 64
Die Alabama außerhalb des Winterhafens 65
Landung der Hunde 65
Proviant wird an Land gebracht 72
Der Proviant in Sicherheit 72
Ankunft des Bootes mit Futter für die Hunde 73
Fütterung der Hunde 73
Ein warmes Plätzchen für die Hunde 80
Björn und Girly wittern das Futter 81
Unsere Beute 81
Bunte Tafel. Das Freudenlager nach der Bärenjagd 88
Land nördlich von Haystack 96
Das Teufelskap und die Inseln der Dove-Bucht. 96
Der Schauplatz unserer Bärenjagd 97
Die festgefrorene Alabama 112
Bereitung des Hundefutters im Winter 113
Unsere jungen Hunde 113
Olsen im winterlichen Jagdkostüm. 120
Die Alabama unter der vom Sturm geschaffenen Schneedecke 120
Das letzte Weihnachten mit den Kameraden. 121
Die Alabama nach dem Wiedererscheinen der Sonne. 128
Im Winterhafen 129
Bunte Tafel. Der letzte Hafen der Alabama vor ihrem Untergang. . . 144
Zur Fortsetzung der Fahrt bereit 152
Auf Glatteis. 152
Schlittenfahrt querfeldein 153
Der Schlitten auf Rädern. 153
Mit dem Handschlitten auf spiegelglatter Bahn 160
Ein guter Lagerplatz 160
Fahrt über Neueis 161
Aufstieg zum ebenen Inlandeis 168
Gletscherende. 168
Besseres Eis vor uns. 169
Lager auf dem Inlandeis 169
Poulsen und Olsen vor dem Haus im Danmark-Hafen 176
Frühstück auf dem Eis 177

Seite
Koldewey-Insel 184
Ein frischer Trunk 184
Das Schutzhaus im Danmark-Hafen 185
Bereitung des Hundefutters im Sommer 192
Schwierige Schlittenfahrt 192
Der letzte Gruß der Sonne 193
Schwere Arbeit 193
Auf schwieriger Bahn 208
Rast auf der Schlittenfahrt 209
Zum letztenmal mit den Kameraden im Lager 216
Überschreitung eines großen Eishügels 217
In einem Eistal 217
Mächtiges Strombett auf dem Inlandeis 224
Poulsen vor dem Zelt 225
Mikkelsen und Iversen beim Abschied von den Kameraden 232
Olsen, Laub und Poulsen beim Abschied 233
Außergewöhnlich höckeriges Eis 240
Unser Depot 241
Abstieg in ein Tal 241
Lager auf dem Inlandeis 256
Ungebetener Gast. Zeichnung von E. Ditlevsen 257
Eine mächtige Spalte im Eis 272
Iversens Schlitten 272
Pic de Gerlache und Nunatakker südlich davon. Zeichnung des Verfassers. 273
Land im Norden des Pic de Gerlache. Zeichnung des Verfassers 273
Land im Norden des Pic de Gerlache. Zeichnung des Verfassers 273
Land am innern Ende des Danmark-Fjords. Zeichnung des Verfassers . . 273
Willkommene Jagdtiere. Zeichnung von E. Ditlevsen 280
Das von Mylius-Erichsen errichtete Steinmal 281
Mylius-Erichsens Feuerstelle 281
Bunte Tafel. Auf der Suche nach Wild bei Kap Holbäk 288
Mylius-Erichsens Sommerlager 304
Das Zelt wird aufgeschlagen 304
Kap Rigsdagen 305
Nakkehoved 305
Schlittenfahrt auf Küsteneis 312
Girly, der Leithund 313
Vielfraß Grimrian 313
Iversen mit seinem Liebling Björn 320
In Erwartung der Fütterung 320
Ansichten des Mallemuk-Berges 321
Unsere vorläufige Schutzhütte 328
Die letzte Zufluchtsstätte auf der Felseninsel Baß Rock 329
Mikkelsen und Iversen bei der Auffindung 336
Schutzhaus auf der Shannon-Insel 337

Seite
Iversen in sommerlicher Kleidung 344
Ein einsames Häslein 345
Schlittengespann der Abteilung Laubs 345
Gletscherende am Rande von Königin-Luise-Land 360
Aufstieg vom See auf das Inlandeis 361
Die Alabama im Abbruch 368
Poulsen beim Ofen 369
Im Schutzhaus 369
Das Wrack der Alabama 376
Auf dem Weg zum rettenden Schiff 376
Letzter Blick auf die Alabama (1. August 1910) 377

Karten.

Übersichtskarte zu Mikkelsens Reise in Nordostgrönland 1909—1912. Maßstab 1: 22 500 000.
Spezialkarte zu Mikkelsens Reise in Nordostgrönland 1909—1912. Maßstab 1: 4 000 000.

Einleitung.

Im Sommer 1906 ging die Danmark-Expedition unter der Leitung von L. Mylius-Erichsen ab, um den noch unbekannten Teil der Nordostküste Grönlands vom Kap Bismarck bis Kap Bridgman, eine Strecke von über sechs Breitengraden, zu erforschen. Der Plan war so umfassend, daß viele wohl annahmen, in seiner ganzen Ausdehnung würde er nicht gelingen, und diejenigen, die Polarreisen Interesse entgegenbringen, sahen daher der Rückkehr der Expedition mit großer Spannung entgegen.

Zwei Jahre später, im August 1908, durchflog die Welt eine Nachricht von der Danmark-Expedition: der Plan sei geglückt, von der Küste sei eine Karte aufgenommen, der Umriß Grönlands sei in seiner ganzen Ausdehnung bekannt, es seien Resultate verschiedener Art gewonnen, aber der Leiter der Expedition, Mylius-Erichsen, sowie Leutnant Höeg-Hagen und der Eskimo Brönlund seien nach heldenmütigem Kampf mit der rauhen Natur unterlegen. Die Resultate der Expedition, eine Kartenaufnahme, die vielleicht niemand besser zu beurteilen imstande ist als ich, waren mit dem Tode dieser drei Männer erkauft.

Sie waren im März 1907 auf eine lange Schlittenreise ausgezogen und waren bis zur Nordostrundung Grönlands und darüber hinaus gekommen, wo sie sich von Hauptmann Kochs Schlittenabteilung trennten, die nordwärts zum Kap Bridgman ziehen sollte, während Mylius-Erichsen und seine Begleiter nach Westen zu dem von Peary entdeckten Kap Glacier gelangen wollten. Es glückte ihnen; allein es hatte viele Tage gekostet, den großen, neuentdeckten Danmark-Fjord zu

untersuchen, und ihr Proviant war beinahe aufgebraucht, als sie am 28. Mai 1907 Hauptmann Koch am Kap Rigsdagen trafen. Trotz mangelnden Proviants wollten die drei Männer ihr Ziel, den Anschluß an Pearys Kartenaufnahme zu erreichen, nicht aufgeben, und schon an demselben Tage trennten sich die beiden Schlittenabteilungen. Koch und seine Kameraden zogen südwärts, während Mylius-Erichsen, Höeg-Hagen und Brönlund ihren Weg in unbekannte Gegenden fortsetzten.

Es war das letztemal, daß die drei Männer gesehen wurden, denn der Sommer des Jahres 1907 verstrich, ohne daß sie zum Schiff am Kap Bismarck zurückkehrten. Ihrer Kameraden bemächtigte sich große Unruhe. Im Herbst wurde eine Hilfsexpedition unter Leitung des Steuermanns Thostrup ausgesandt. Er sollte mit seinen Begleitern versuchen, mit den Vermißten in Verbindung zu gelangen, und er sollte gleichzeitig so viele Depots anlegen, daß die drei in Ruhe längs der Küste weiterfahren konnten, wenn es nicht glückte, sie zu treffen.

Offenes Wasser am Mallemuk-Berge hielt jedoch Thostrups Vordringen auf, und am 17. Oktober 1907 mußte er umkehren, nachdem er so viel Proviant wie möglich zurückgelassen hatte. Dieser Proviant kam jedoch den drei Männern, für die er bestimmt war, niemals zugute; ich aber will diese Gelegenheit benutzen, Steuermann Thostrup, Dr. Lindhard und dem Grönländer Tobias für die Arbeit zu danken, die sie ausführten. Wenn diese auch ihren Kameraden nichts nützen konnte, rettete sie doch drei Jahre später Menschenleben, denn ohne die von Thostrup und Lindhard angelegten Depots hätten Iversen und ich uns kaum retten können.

Im Frühjahr 1908 reiste Koch hin, um die Vermißten zu suchen. Er fand Brönlund, der, bevor er starb, nach einzig dastehenden Anstrengungen zum Depot auf Lambert-Land gelangt war. Diesem unermüdlichen Manne ist es zu verdanken, daß die Arbeit, die er und seine Kameraden ausgeführt hatten, nicht vergebens gewesen ist und daß Koch die Kartenskizzen und Landaufnahmen Höeg-Hagens heimbringen konnte. Koch fand außerdem noch Brönlunds Tagebuch, das so viele Aufklärungen enthielt, daß man ein einigermaßen deutliches Bild von

allem gewinnen konnte, was die drei Männer im Sommer durchgemacht hatten. Der Bericht endete mit folgenden, dänisch geschriebenen Worten:

„Umkamen Neunundsiebzig-Fjord nach Versuch Heimreise über Inlandeis im November. Ich komme hierher bei abnehmendem Mondschein und konnte nicht weiter infolge Erfrierens der Füße und infolge der Finsternis.

„Die Leichen der andern befinden sich mitten im Fjord, vor Gletscher (ungefähr $2^1/_2$ Meilen). Hagen starb am 15. November, Mylius etwa 10 Tage später.

Jörgen Brönlund."

Dagegen war keins der Tagebücher und Beobachtungsjournale von Mylius-Erichsen und von Höeg-Hagen zu finden, und da der größte Teil von Brönlunds Tagebuch grönländisch geschrieben war und erst später übersetzt wurde, konnte Koch nicht wissen, wo er das deponierte Material ungefähr suchen sollte.

Als die Danmark-Expedition heimkehrte, begann man überall davon zu sprechen, daß diese Tagebücher aufgesucht werden müßten, und ich beschloß, die Lösung dieser Aufgabe zu unternehmen. Ich wandte mich an das Komitee der Danmark-Expedition, das aus Kapitän zur See Holm, Kapitän Amdrup, Generalkonsul V. Glückstadt und Konsul Henius bestand, und schlug ihnen vor, eine Expedition auszusenden, die sowohl nach den Umgekommenen forschen als auch versuchen sollte, die Stelle zu finden, an der ihre Tagebücher zurückgelassen waren. Ich hatte einen Plan ausgearbeitet und legte ihn den genannten Männern vor, die ihn billigten und versprachen, auch für die geplante, von mir zu leitende Expedition als Komitee tätig zu sein.

Mit Hilfe des Komitees gelang es, die notwendigen Mittel, etwas über 56000 Mark, aufzutreiben; die dänische Regierung steuerte die Hälfte bei, der Rest wurde auf privatem Wege beschafft.

Als die finanzielle Seite der Sache geordnet war, wurde im März 1909 die Jacht „Alabama" aus Stavanger gekauft. Dieses Fahrzeug von nur ungefähr 40 Tonnen war ursprünglich nicht für Eismeer-

fahrten bestimmt; es mußte daher zum Teil umgebaut und verstärkt werden, auch wurde ein Dan-Motor eingebaut. Ende Mai 1909 waren wir bereit, die Ladung aufzunehmen, Proviant für anderthalb Jahre.

Die Besatzung der „Alabama" bestand außer mir aus sechs Mann, aus:

Wilhelm Laub, Oberleutnant zur See in der kgl. dänischen Marine,
C. H. Jörgensen, Infanterie-Oberleutnant,
Iver P. Iversen, Maschinist in der kgl. dänischen Marine,
Hans P. Olsen, Steuermann,
Georg Poulsen, Steuermann,
Karl Unger, Zimmermann.

Während der ersten Wochen, bis Anfang August 1909, nahm Maschinist Aagaard an der Expedition teil. Er erkrankte aber und mußte von Island aus heimreisen. Wie aus Seite 21 zu ersehen ist, gelang es mir, an Aagaards Stelle Iversen für meine Expedition zu gewinnen.

Bevor ich mit dem Bericht über meine Reise beginne, danke ich noch einmal all den vielen, die die Expedition sowohl vor ihrer Ausreise als auch nach ihrer Rückkehr mit Rat, Geld und Gaben unterstützten — sie sind zu zahlreich, um alle namentlich aufzuführen —, und ich spreche mein Bedauern darüber aus, daß der Verlust der „Alabama" größere Ausgaben verursachte, als veranschlagt war. Zunächst und vor allem aber möchte ich meinen Dank an die vier Mitglieder des Komitees richten, deren Interesse für die Erforschung Grönlands sie veranlaßt hat, die große und verantwortungsvolle Aufgabe zu übernehmen, zuerst die Danmark-Expedition auszusenden und ihr dann die Expedition folgen zu lassen, von der ich jetzt erzählen will.

Erstes Kapitel.

Ein unheilvoller Anfang.

Monatelang hatten wir gearbeitet, die Stunde der Abreise vor Augen. Seit Wochen und Tagen hatten wir uns tüchtig geplagt und uns damit getröstet, daß der Tag der Abreise näher kam; doch je mehr die Zeit verstrich, um so mehr gab es zu tun. Tag und Nacht hatten wir keine Ruhe. Die ganze Zeit ging damit hin, die Hunderte von Dingen, die für eine arktische Expedition nötig sind, einzukaufen, zu ordnen und zu verstauen. Selbst nachts fand man die Ruhe nicht; man beschäftigte sich mit Berechnungen und mit Finanzoperationen — aber endlich kam doch der Tag. Alles war in Ordnung, und die Freude war groß, als wir alle auf unserm Expeditionsschiff, der „Alabama", eintrafen und sagen konnten: so, jetzt geht es fort! Und doch, es war hart, Lebewohl zu sagen und ins Ungewisse hinauszuziehen! Viele Bande mußten zerrissen werden — vielleicht wurden sie niemals wieder angeknüpft —, und es war unmöglich, den finstern Gedanken fern zu halten, der beständig auftauchte: ob wir auch jemals wiederkehren werden? Ja, trotz der Freude, endlich so weit gekommen zu sein, daß wir abfahren konnten, war das Gefühl der Wehmut in diesem Augenblick doch sehr stark; darum, je schneller der Abschied überstanden war, desto besser war es für uns!

Die letzten Freunde und Verwandten waren von Bord gegangen, das Deck war wieder frei, der Schornstein begann schwarzen Rauch auszustoßen. Die Trossen wurden eingeholt, und die „Alabama" legte vom Kai ab. Vom Land aus und von den Schiffen wurden uns, während die Entfernung zunahm, Abschiedsgrüße zugerufen und

zugewinkt, und bald glitt das kleine Fahrzeug zum Hafen von Kopenhagen hinaus, von vielen guten Wünschen begleitet.

Ach ja, liebe „Alabama", dir halfen die guten Wünsche nichts! Du mußtest dein langes Leben dort oben im Eise beschließen; aber glücklicherweise ahnten wir das nicht. Der Schmerz des Abschieds war vergessen, denn uns lockten die Abenteuer, die unser warteten, und die Stimmung war ausgezeichnet, als wir im Sunde nordwärts fuhren.

Es war am 20. Juni 1909. Vorläufig galt die Reise nur den Färöern; es kostete aber Zeit, dorthin zu gelangen. Windstille, Gegenwind und Sturm hielten uns auf, und erst am Morgen des 3. Juli sahen wir die zerklüftete Küste der Suderö durch den Nebel, und wenige Stunden später ankerten wir auf der Reede von Thorshavn.

Es folgten ein paar fröhliche Tage; aber während wir uns mit unseren liebenswürdigen Färöer Freunden nach besten Kräften vergnügten und uns bereit machten, von der Zivilisation Abschied zu nehmen, kamen Unglück und Sorge in Gestalt des „Hans Egede", der von Westen mit dem Kurs auf Thorshavn gerade auf uns losfuhr.

Wir waren im Begriff, nach einer Walfischfängerstation zu fahren, um Fleisch zu holen. Die Anker hatten wir gelichtet, bevor der telephonische Bescheid über die Ankunft eines Schiffes erfolgt war. Erst als wir um die Landspitze fuhren, erblickten wir drei schlanke Maste. Es war kein Irrtum möglich, es war der „Hans Egede", das Ungeheuer, das uns Sorge und Verdruß brachte, ohne daß wir es ahnten!

Nie werde ich die Freude vergessen, mit der ich an Bord des „Hans Egede" ging, und nie den Schmerz, mit dem ich das Schiff verließ!

In einer Viertelstunde, nein, in fünf Minuten waren all meine Zukunftsträume über den Haufen geworfen, und wo vorher Ordnung und Plan gewesen, herrschte jetzt das wildeste Chaos. Von den 50 Hunden, die der „Hans Egede" uns hatte bringen sollen, waren 23 tot und der Rest in einem solchen Zustand, daß die Tiere kaum einen Schuß Pulver wert waren.

Arme Tiere! Wie sie aussahen, da unten im Kohlenbunker des „Hans Egede" — naß, schmutzig und erschöpft, voller Wunden und

mit ansteckenden Krankheiten behaftet! Aber noch schlimmer war es, als sie ans volle Tageslicht kamen und wir genauer sehen konnten, wie herabgekommen sie waren.

Vorsichtig brachten wir die noch lebenden Tiere an Bord. Während meine Kameraden ohne Erfolg versuchten, sie zum Fressen herrlichen rohen Walfischfleisches oder zum Wassertrinken zu verlocken, stand ich im Telegraphenamt und sandte Nachrichten über das Mißgeschick ab, das die Expedition gleich bei Beginn betroffen hatte.

Und während die Trauerkunde auf dem Meeresgrunde heimwärts flog, dachte ich unaufhörlich an die Zukunft. Was sollten wir tun? Mit den Tieren, die uns noch geblieben waren, nach Norden zu gehen, war unmöglich; wie die Dinge lagen, schien die Expedition zum Tode verurteilt zu sein. Die telegraphische Nachricht erreichte Dänemark, und bald kam aus der Heimat die wenig aufmunternde Antwort: „Wartet ab; kommt Zeit, kommt Rat."

Allein die Zeit verstrich, ohne daß sich Hilfe zeigte. Täglich mußten neue Todesfälle gemeldet werden, und der Telegraph hatte viel zu tun. Es kamen Anfragen vom Komitee und vom Ministerium. Alles was ich antworten konnte, war, daß es immer schlimmer und schlimmer wurde. An Bord gab es überall bekümmerte Mienen. Die Freundlichkeit und die Dienstfertigkeit unserer Freunde auf den Färöern konnten unsern Kummer nicht beschwichtigen, denn Hunde waren das einzige, was wir suchten, und diese konnten sie uns nicht verschaffen.

In Thorshavn war niemand, der sich auf Hundekrankheiten verstand, und wenn in diesen trüben Tagen hätte von Freude gesprochen werden können, so freuten wir uns, als wir den dänischen Kreuzer „Hekla" vor Thorshavn ankern sahen. Einerseits war der Kommandant Kapitän Block ein alter Grönlandfahrer, der vielleicht für die Behandlung der Hunde guten Rat geben konnte, andererseits hofften wir, daß der Arzt der „Hekla", wenn er einige der Tiere sezierte, die Ursache der Krankheit feststellen und Mittel dagegen verordnen konnte.

Kapitän Block konnte nur unsere eigenen bangen Ahnungen bestätigen, und Dr. Zachariä, der sich keinen Augenblick besann, „für diesen Fall" Hundedoktor zu werden, konstatierte bei einigen der toten Hunde Lungenentzündung. Lungenentzündung aber war nur das

geringste Übel; darüber, was den Tieren sonst noch fehlte, konnte er keinen Bescheid geben, doch war er wie wir der Meinung, daß alle Hunde dem Tode verfallen seien.

Abends fand beim Amtmann ein großes Diner statt. Dort erhielt ich vom Komitee endlich den Auftrag: „Desinfizieren Sie nach Rücksprache mit dem Stiftsphysikus und gehen Sie nach Angmagsalik in Grönland, wo Sie sich neue Hunde beschaffen.“ Alle Hundeverständigen steckten die Köpfe zusammen und sprachen den ganzen Abend über Hunde, ohne daß wir aber über das Schicksal der kranken Tiere zu irgendeinem Ergebnis kamen. Die Meinung ging dahin, sie zu erschießen; doch das konnte ich kaum über mich bringen.

Der Ball im Klub, zu dem auch wir eingeladen waren, ging lustig und vergnügt weiter. Aber der Gegensatz zwischen all der Lustigkeit und unsern trüben Gedanken war zu stark, und bald schlichen Jörgensen, Laub und ich uns aus der fröhlichen Gesellschaft fort. Wir gingen zur Landungsbrücke hinunter, nahmen ein Boot und begaben uns an Bord. Das Todesurteil war nun einmal gefällt, jetzt sollte es vollstreckt werden!

Schuß auf Schuß knallte, das Deck schwamm in Blut, und in den Häusern in der nächsten Nähe des Wassers wurde es hell — die Leute dachten gewiß, was mögen die da unten nur vornehmen? Wir selbst machten den Leiden der Tiere ein Ende, zugleich aber erstickte der letzte Rest der Hoffnung auf Durchführung der Expedition. Es war nicht sehr wahrscheinlich, daß wir anderthalb Monate früher, als irgendein anderes Schiff es je getan, nach Angmagsalik gelangen konnten.

Wie es auch sein mochte, die Zukunft mußte vorläufig sich selbst überlassen bleiben. Wir mußten jetzt mit dieser widerlichen Arbeit fertig werden, und ein um das andere Mal mußten wir die Büchse auf die nichts ahnenden Tiere richten, die auf dem Deck lagen oder saßen und unseren Vorbereitungen zuschauten. Neunzehn Hunde sind jedoch bald erschossen; eine halbe Stunde später warf Unger, der die Wache hatte, die Hundekadaver über Bord, und wir zogen uns in unsere Kojen zurück und versuchten zu schlafen. Doch unheimliches Hundegeheul klang uns die halbe Nacht in den Ohren, und verwunderte, flehende Blicke starrten uns aus der Finsternis entgegen.

Unger. Olsen. Aagaard. Poulsen.
Jörgensen. Mikkelsen. Laub.

Bei der Abreise.

Das Expeditionsschiff Alabama.

Den nächsten Tag beeilten wir uns, die Spuren der nächtlichen Untat zu beseitigen. Wir spülten und wuschen, so gut wir konnten, und dann begaben wir uns an die Seite der „Hekla" und bekamen ein Dampfrohr an Bord. Denn das Schiff sollte desinfiziert und gereinigt werden, um einen neuen Vorrat an Zugtieren aufzunehmen. Doch alles dies kostete Zeit, und erst am 13. Juli konnten wir Thorshavn verlassen. Mit dem Kurs auf Reykjavik machten wir uns auf den Weg nach Angmagsalik.

Aber mit dem Kurs auf Reykjavik war es nichts. Das Mißgeschick, das in Thorshavn bei uns seinen Einzug gehalten, verfolgte uns; wir hatten Gegenwind und hielten alle möglichen Kurse, ausgenommen den richtigen. Eine Stunde trieben wir mit dichtgerefften Segeln, dann drehte sich der Wind ein wenig, flaute ab, und kurze Zeit darauf mußten wir die Segel bei Windstille bergen. Vorwärts aber mußten wir; der Motor ächzte, es pfiff im Takelwerk, und das ganze Schiff krachte und warf sich in den schweren Dünungen. Dann kam etwas Wind, bald von Norden, bald von Süden; wir holten Schoten und Fall an, bald lagen wir über dem einen, bald über dem andern Bug. Jede Chance wurde ausgenutzt, sie mochte noch so gering sein. Unsere Ausdauer wurde belohnt. Am 17. Juli erblickten wir die schneebedeckten Gipfel Islands.

Es war der Öräfajökull. Hoch über den Horizont erhob er sich, glitzernd weiß in seinem Gletschermantel, und doch so unbestimmt, fast durchsichtig — wie eine japanische Malerei des Fusijama, dieses ätherischen Berges, dessen Umrisse doch so scharf und fest sind. Es war ein schöner Anblick; allein was nützte er, wenn wir nicht vorwärts kommen konnten? Der Motor arbeitete gut, die Dünung aber war so stark, daß sie die „Alabama" ostwärts warf, und die Stimmung sank immer mehr, als wir sahen, daß wir von unserm Ziel abtrieben. Seekarten sind gute Freunde in den Tagen des Glücks, sie werden aber widerwärtig, wenn einem alles mißglückt; man legt sie dann fort, denn was nützt es, dazusitzen und auf ihnen zu messen. Das bißchen Wind war Gegenwind, und wir hielten auf Land, dicht auf den Gletscher zu. Wir zerrten an den Tauenden und trimmten unsere Segel, wir wendeten und wendeten ins Unendliche, um die

unregelmäßigen Windstöße zu benutzen, und der Motor pustete und stöhnte. Stets aber trieben wir nach Osten, und der Gletscher lag dort so herrlich, weiß und spöttisch und erinnerte uns an Grönland, das Ziel unserer Sehnsucht, von dem wir uns beständig entfernten.

Es herrschte Schweigen an Bord, nur kurze Befehle — hol Großschot, oder schrick das Fall —, doch es half beides nichts. Die Segel hämmerten gegen Mast und Baum und machten einen Höllenlärm, eine gute Begleitung zu unsern trüben Gedanken.

Endlich sprang der Wind auf, und die Stimmung hob sich, als die „Alabama" auf dem Kurs fünf bis sechs Seemeilen in der Stunde lief. Jetzt konnten wir wieder von Grönland sprechen und den Kurs berechnen. Die Karten wurden hervorgeholt; laßt uns sehen, mit sechs Seemeilen in der Stunde erreichen wir Reykjavik in ebensoviel Stunden — ja, wenn der Wind anhält. Aber der Wind hielt nicht an, und am nächsten Tag war es wieder still!

Langsam wie eine Schnecke segelten wir längs der Küste hin; wir passierten Portland und erreichten die Westmänner-Inseln bei Windstille. Dann sichteten wir den „Islands Falken", Laubs altes Schiff. Laub war überzeugt, daß der Kommandant Kapitän Brockmeyer uns ein „Ende" geben würde — und etwas ordentliches zu essen, fügte er hinzu. Dann lief er voraus und heißte XYM; es bedeutete: „Wollen Sie uns schleppen?" „Ja", war die Antwort. Also herunter mit dem Steuer und Kurs auf den „Falken" gehalten!

Ein freundlicher Willkomm, ein gutes Mittagessen und dann, um das Werk zu krönen, eine Fahrt von 8 Seemeilen in der Stunde nach Reykjavik.

Da herrschte Freude an Bord der „Alabama". Wir blieben in der hellen Nacht sitzen und sahen das Wasser an der Schiffsseite vorbeiströmen. Eine Landspitze nach der andern wurde umfahren, und in wenigen Stunden hatten wir die Strecke hinter uns, die zurückzulegen uns sonst Tage gekostet hätte.

Wir langten am 20. Juli in Reykjavik an. Dort mußten jedoch abermals Telegramme ausgetauscht werden, und das erforderte Zeit, so daß erst am 22. nachmittags alles klar zur Abfahrt war. Der Auftrag lautete dahin, zu versuchen, bis Angmagsalik zu kommen. Gelang es und bekamen wir Hunde, so war alles gut; gelangten wir

aber nicht dahin und konnten wir uns nicht genügend Hunde verschaffen, so sollten wir weiter nach Westgrönland, in Holstensborg überwintern und unsere Reise erst im nächsten Jahr fortsetzen.

Na, der Anfang war sehr gut, und mit starkem, günstigem Wind näherten wir uns der Ostküste Grönlands. Der erste Tag verging bei beständig gutem Wind; am nächsten Tag waren wir weniger zufrieden, denn der Wind war nicht der beste, allein vorwärts kamen wir doch, ungefähr auf unserm Kurs. Am Morgen des dritten Tages erblickten wir das Eis.

Es waren einige wenige große Eisberge, die, sich neigend, in der schweren See lagen, Vorläufer des richtigen starken Packeises, auf das wir einige Stunden später stießen. Wir mußten längs der Eiskante kreuzen — eine Stunde hinaus und drei Stunden hinein —, es ging aber doch vorwärts, auf Grönland zu. Bald hob sich der hohe, schöne Ingolf-Berg scharf und deutlich vom hellen Abendhimmel ab, wir sichteten Land um Kap Dan und wieder stellten wir Kursberechnungen an, wie wir Seeleute es so zu machen pflegen. Morgen mußten wir Hunde an Bord haben oder wenigstens bei der Kolonie Angmagsalik vor Anker liegen. Ja, das hätten wir müssen, denn die Entfernung war nicht groß; aber wir taten es nicht. Nebel kam, der treue Gefährte des Eises, und hüllte alles ein. Die Welt wurde so winzig klein; sie war nur eine Scheibe mit der „Alabama" als Zentrum.

Es ist nervenangreifend, so im Nebel durch Eis zu segeln. Man fährt blindlings drauf los, gerät vielleicht in eine Sackgasse und steuert gerade auf einen Eisberg zu; alles hängt vom Glück ab. Vielleicht liegt man auch zwischen zwei großen Eisfeldern, die sich einander nähern — noch ungesehen, noch hinter Nebel verborgen —, die aber stark genug sind, das Fahrzeug, das sich da hineingewagt hat, zu zermalmen. Schließlich vertäuten wir uns bei einem Stück Eis; dieses Blindekuhspiel behagte uns nicht länger, und es entsprach auch nicht dem berechneten Kurse. Wir trösteten uns aber damit, daß der Nebel sich bald wieder heben würde, denn durch Löcher im Nebel konnten wir den klaren, wolkenlosen Himmel sehen. Gegen Abend wurde es in der Tat ein wenig heller, und wir konnten wieder weiter, gut aber wurde es erst einige Stunden später, als der Nebel plötzlich schwand

und wir eines jener wundervollen farbenprächtigen Bilder erblickten, die man nur in Grönland sehen kann; es war der wohlgelungene Versuch der Natur, den Menschen für die Unfruchtbarkeit des Landes zu entschädigen.

Weit, weit im Hintergrund lag das Inlandeis, so weiß, daß es die Augen schmerzte. Darüber strichen einzelne gelbliche Nebelbänke hin, die sich bis zu den hohen spitzen, dunklen Bergen ausdehnten. Die Gipfel waren undeutlich durch einen Nebelschleier zu erkennen, den die Sonne goldrot färbte, als sie hinter den Bergen untersank. Um uns das tiefblaue Meer, mit weißen Eisschollen übersät, da und dort von großen Eisbergen unterbrochen, die sich schön und scharf gegen den dunklen Hintergrund abzeichneten und sich im stillen Wasser spiegelten.

Allmählich, als der Nebel sank, traten die Gipfel der Berge klarer hervor und hoben sich in scharfen Umrissen von dem feurigen Himmel ab. Tiefer und tiefer sank auf den Bergen der Nebel; aus jeder Schlucht, aus jedem Tal wälzte er sich, bis es war, als breite ein Schleier sich über das Meer. Die Farben verblaßten und erloschen, die Umrisse der Eisberge verloren sich, und im Nu waren die Farben weg; alles war in Grau verschwunden und die Aussicht auf ein paar hundert Meter begrenzt.

Zwischen den Eisschollen tasteten wir uns vorwärts und verwünschten den Nebel. Wir näherten uns dem Lande, wanden uns zwischen den Eisschollen hindurch, die wir mehr ahnten als sahen, bis der Motor mit gewaltigem Krachen stillstand.

Nun blieb uns nichts weiter übrig, als in unsere Kojen zu gehen, bis der Motor wieder instand gesetzt war. Lange währte aber die Ruhe nicht. Nach wenigen Stunden lichtete sich der Nebel, und kurze Zeit darauf waren wir durch das Eis und in offenes Wasser dicht an der Küste gelangt.

Mitten im Angmagsalik-Fjord kam der Nebel wieder, dicht und undurchdringlich. Es war uns gar nicht angenehm, denn wir hatten starken Strom, und das Eis war in starker Bewegung. Es dröhnte und krachte um uns, und wiederum kam der Motor zum Stehen.

Wir trieben mit dem Eis um die Wette, wir schoben es mit Stangen auseinander oder bugsierten mit der Jolle. Drunten im

Gefährliche Nachbarschaft.

Maschinenraum arbeiteten Aagaard und Unger, bis ihre Anstrengungen schließlich von Erfolg gekrönt wurden und wir wieder unsern Weg durch das Treibeis fortsetzen konnten.

Der Nebel hatte sich endlich gelichtet, und wir sahen auf dem Wasser vier Männer in Kajaks, die aus vollen Kräften ruderten. Sie winkten und riefen; sie hatten wohl Angst, wir würden ihnen davonsegeln. Das war aber nicht zu befürchten; freuten sie sich uns zu sehen, so freuten wir uns noch mehr über sie, denn die Strömung hatte uns weit ab von unserm Kurs gebracht, und wir ahnten nicht, wo wir waren. Jetzt konnten wir aber doch einen Lotsen bekommen und in die Kolonie eine Mitteilung über unsere Ankunft schicken.

Pfeilschnell rannte ein Mann mit einem Brief zu Petersen, dem Direktor der Kolonie. Langsam folgten wir und versuchten vergebens, unsern Lotsen zu verstehen. Da das Wetter einigermaßen klar war, und wir jetzt wußten, daß die Kolonie Tasiusak im Norden vor uns lag, steuerten wir längs der Küste weiter.

Mit einem eingeborenen Lotsen muß man vorsichtig sein. Er hat keinen Begriff vom Tiefgang des Schiffes, und ein paarmal wollte er uns verleiten, zwischen Felseninseln durchzufahren, wo lange nicht genügend Wasser für die „Alabama" war. Am schlimmsten aber war, daß wir seine merkwürdigen Handbewegungen und seinen ununterbrochen fließenden Redestrom nicht deuten konnten. Er wollte uns „Backbord drehen" lassen. Na, er mußte es ja wissen, wo wir waren; Laub hatte die Wache, und ich wußte, das Schiff war in guten Händen. Ich ging daher hinunter zum Abendessen. Dann löste ich Laub ab, oben auf der Breitfockrahe war unser Ausguckplatz, und neben mir stand der Lotse und sog an einer mächtigen Zigarre.

Eine Handbewegung, die ich mit „Backbordruder" deutete, abermals eine, wieder gab ich den Befehl an das Steuer, dann aber rief Laub zu mir herauf, vorsichtig zu sein, der Mann müsse verrückt sein, da er fortwährend „drehen nach Backbord" verlange.

Vorsicht kann nicht schaden! So änderte ich denn den Kurs mehr in Übereinstimmung mit dem, was ich selbst für richtig hielt. Zu meinem Erstaunen strahlte der Lotse vor Vergnügen. Er nickte

in kleinen kurzen Rucken mit dem Kopfe, genau wie eine chinesische Pagode; dann aber begann er wieder mit seinen sonderbaren Handbewegungen „Backbordruder".

Ich versuchte mit dem Manne zu sprechen und herauszubringen, was er eigentlich wollte; aber es half nichts, er sprach eskimoisch und ich dänisch. Allein schneller und schneller gestikulierte er mit den Händen, und der Mund stand nicht still.

Ich stand da und starrte in den Nebel, da plötzlich war mir, als falle ein Schatten über das Deck. Ich blickte auf und — Tod und Teufel, hart Steuerbord, da ist Land dicht voraus!

Aus dem Nebel ragte eine beinahe senkrechte Felswand auf. Sie schien über uns zu hängen, und sicherlich würde der Fuß der Klippe im nächsten Augenblick ein Loch in die „Alabama" rennen; aber das Schiff gehorchte dem Steuer und drehte sich herum, keine zweihundert Meter von der Felswand, auf die wir losgesteuert waren.

Jetzt erst verstand ich den Lotsen. In Gedanken war er dem Schiff mehrere Seemeilen voraus gesegelt und wollte uns sagen, daß wir nordwärts um eine Landspitze fahren müßten. Wie sie hieß, habe ich vergessen, es war irgendein Name, um sich die Zunge daran zu zerbrechen, und die Handbewegung bedeutete, daß wir geradeaus segeln und dann — wenn wir die Landspitze erreichten — nach Backbord drehen sollten. Ja, wie konnten wir das wissen, die Landspitze war noch weit weg, und beinahe hätten wir sie nie erreicht!

Endlich fahren wir um die Landspitze und hören fast gleichzeitig einen Schuß; wir schreien laut auf, und wenige Minuten darauf taucht das Boot des Koloniedirektors aus dem Nebel auf, gefolgt von einem Umiak, einem großen Frauenboot.

Es kam Sören Nielsen, Solo genannt, mein alter Kamerad von der Amdrup-Expedition. Wir übertäubten alle seine Fragen mit der unsrigen: können wir hier Hunde bekommen? Erst als er uns in dieser Beziehung beruhigt hatte, fanden wir Zeit, über andere Dinge mit ihm zu sprechen und unsere neuen Gäste, ein ganzes Boot voll Frauen, zu begrüßen. Da ist Oline, meine alte Freundin von 1900, damals ein schmutziges, zerlumptes, elternloses Kind, jetzt eine saubere, schöne Frau, hübsch gekleidet und so froh über ihre feinen Sachen,

daß sie sie unaufhörlich zeigen muß, vor allem die weißen Kamikker (Eskimostiefel aus Seehundfell) mit Spitzenborten, die Seehundfellbeinkleider mit farbigen Streifen an den Seiten, und dann, ihren größten Stolz, einen hohen Samtanorak (Eskimorock) über dem weißen Hemd. Ja, Oline ist wirklich fein geworden; sie ist aber auch eine Person von Bedeutung, so etwas wie ein Beamter, denn sie ist Hebamme in der Kolonie. Und Oline lacht und plaudert und zeigt ihre weißen Zähne, und die übrigen Mädchen, oder richtiger Frauen, plaudern und lachen mit und finden, daß sie niemals einen solchen Spaß erlebt haben.

Ja, ja, vergnüglich konnte es schon sein — für sie, aber nicht für uns! Denn der Motor war unzuverlässig; wir hatten keine Zeit gehabt, ihn zu reinigen, und beständig ertönen laute Explosionen, die das ganze Schiff durchzittern. Der Schornstein speit nach Feuer riechenden Qualm aus, und es ist kein Vergnügen, am Steuer zu stehen.

Mit Solo als Lotsen gelangten wir inzwischen bald in den Hafen und vertäuten uns. Kaum aber war der Anker auf dem Grund, als ich an Land ruderte, um mit Herrn Johann Petersen, dem Direktor der Kolonie, über den Kauf von Hunden zu sprechen.

Wie Solo gesagt hatte, stand dem nichts im Wege, daß wir Hunde bekamen, und unendlich erleichtert machte ich dem eingeborenen Pastor Herrn Rossing meinen Besuch, während die Eskimos sich um das Schiff scharten und die große Neuigkeit, daß wir Hunde haben wollten, eifrig diskutierten.

Es war der 29. Juli. Angmagsalik war erreicht. Hunde konnten wir bekommen, und noch war es nicht zu spät, nach Nordostgrönland zu gelangen. Kein Wunder daher, daß wir fröhlich waren und Lust hatten, um die Wette mit den Eskimos zu juchheien, als wir uns am nächsten Morgen mit Solo in einem Umiak aufmachen. Ein halbes Dutzend Eskimos eskortiert uns; sie rudern voraus und jedesmal, wenn wir uns einem Wohnplatz nähern, brüllen sie die Neuigkeit: „Weiße Männer sind gekommen; sie wollen Hunde haben, und sie bezahlen ‚2 große Gelder' für das Stück."

An den meisten Stellen aber war die Neuigkeit bereits alt, denn auf irgendeine unbegreifliche Weise war das Gerücht von unserer

Ankunft und unserm Vorhaben von Wohnplatz zu Wohnplatz geflogen, so daß wir erwartet wurden und die Eskimos bereitstanden. Sie begrüßten mich wie einen alten Bekannten und dann präsentierten sie ihre schlechtesten Hunde.

Es waren verschlagene Handelsleute, unsere Freunde die Eskimos, und sie nahmen es mit einer Lüge oder auch zweien nicht so genau. Wenn sie auch einräumen mußten, daß die Hunde, die sie uns zeigten, vielleicht den Schein gegen sich haben mochten, schworen sie doch ruhig, daß es tatsächlich ihre besten Hunde seien und daß sie ihrem lieben „Mikki", wie mein Spitzname von der Amdrup-Expedition her lautete, selbstverständlich nur Tiere ersten Ranges verkaufen würden.

Trotz ihrer Versicherungen aber waren sie gar nicht verwundert, wenn ich mich weigerte, an ihre Geschichten von den guten, jedoch verborgenen Eigenschaften der Hunde zu glauben, oder wenn ich sagte, daß ich nur ihre sogenannten „schlechten" Hunde kaufen wolle. Die konnte ich gern haben, dem stand nicht das geringste im Wege, im Gegenteil, sie waren sehr eifrig, sie zu verkaufen. Es war ja noch lange hin bis zum Winter, wo die Hunde gebraucht werden, und überhaupt — so weit in die Zukunft denkt der Eskimo nicht!

Also ich kaufte und kaufte und zog von einem Wohnplatz zum andern. Es war ein herrlicher Tag; das Wetter war gut und warm, und die Eskimos freuten sich uns zu sehen, an manchen Stellen allzusehr. Wenn sie aber zu zudringlich wurden, stiegen wir in unsern Umiak und ließen uns von zehn lachenden Mädchen an den nächsten Wohnplatz rudern. Um uns schwärmten die Kajaks. Die Flottille wuchs bei jedem Ort, den wir besuchten. Sie ruderten um die Wette und versuchten, wer den Speer am weitesten werfen könne. Sie johlten und lachten und riefen den Mädchen, die uns ruderten, zu — Witze nehme ich an, denn die Mädchen „wanden" sich jedesmal vor Lachen, wenn einer der Männer den Mund auftat.

Ja, das war eine lustige Fahrt! Das Wasser schäumte vor dem Bug des Umiak, und leicht wie Seevögel flogen die Kajaks dahin, beinahe ebenso schnell wie die Speere, die die Männer mit sicherer, kräftiger Hand warfen. Und als wir uns dem letzten Wohnplatz

Schlittenhunde.

Eskimos im Kajak, vom Top des Schiffes aus gesehen.

Eskimos kommen zu Besuch.

näherten, wetteiferten sie im Rudern, um die ersten zu sein, mitzuteilen, daß wir Hunde haben und sie gut bezahlen wollen.

Still und öde lag die Landspitze da draußen in der sengenden Sonne. Die Kajakruderer waren voraus; man hörte ein Geschrei, einige unverständliche Worte, und sogleich erwachte die leblose Landspitze. Ein Mann kam angelaufen, horchte, schlug die Hände wie vor Erstaunen zusammen, rief etwas zurück und lief zum Strand hinunter, um die unerwarteten Gäste zu empfangen. Hinter ihm aber entstand Unruhe. Das Lager — es war von denen, die wir besucht, das einzige, das nichts von unserer Ankunft gehört hatte — war in Aufruhr. Männer kamen gelaufen, Frauen folgten; doch als sie die fremden weißen Männer entdeckten, die eben gelandet waren, liefen sie zurück, indem sie dem ewig weiblichen Instinkt folgten: Du mußt dich putzen, du mußt Eindruck machen! Und da sie noch ein Gefühl dafür hatten, daß ihre Kleider sauberer hätten sein können, eilten sie jetzt geschäftig, ihren Sonntagsstaat hervorzuholen. Langer Zeit bedurfte das nicht, ein weißes Hemd war die ganze Herrlichkeit. Und sie hatten nicht einmal Zeit, zu warten und es drinnen in den Zelten anzuziehen, nein, nein, dazu war das, was da unten am Strande vor sich ging, viel zu interessant! Daher wurde das Hemd in aller Eile übergestreift; für Uneingeweihte sah es ganz gefährlich aus, wie sie dabei mit den Armen fuchtelten. Fein aber waren sie, als sie, lachend, rotbackig und warm, daß sie glänzten, zu uns herabkamen und uns die Hand gaben.

Ach ja, die Zivilisation, die Zivilisation! Als seinerzeit Holm, der erste weiße Mann, der bis Angmagsalik gelangte, an dieser Küste landete, hatten die Eskimos wahrscheinlich keine so große Anstrengungen gemacht.

Jetzt begann der Handel. Die Eskimos lobten ihre schlechten Hunde über die Maßen, während ich die entgegengesetzte Taktik befolgte und sie voller Fehler fand. Das Geld aber lockte; bald war der Handel abgeschlossen, und wir wurden in das feinste Zelt eingeladen, wo sich in kurzem, lachend und scherzend, die Bevölkerung des ganzen Platzes versammelte, während die Kinder draußen standen und vor Beklommenheit beim Anblick der Fremden an den Fingern sogen.

Doch drinnen im Zelt war ein Spektakel, eine Hitze und ein

Gestank, daß es nicht lange währte, bis Jörgensen und ich für die gute Aufnahme dankten und wir uns zurückrudern ließen. Die Eskimos hatten sich auf einer Anhöhe aufgestellt, um uns nachzusehen; die Frauen aber waren sparsam, jetzt zogen sie den weißen Überzug wieder aus, da nicht länger Fremde da waren, auf die Eindruck zu machen war, und für ihre eigenen Mannsleute war ihr schmutziges Unterzeug gut genug.

Es wurde Abend, bevor wir zur „Alabama" zurückgelangten; unsere Ruderer waren müde und sangen nicht mehr. Die Kajakflottille war ganz klein geworden, und zwischen den vielen Inseln und Schären, die vor der Angmagsalik-Insel liegen, kehrten einsame Kajakruderer heim zu ihren Zelten, wo ihre Frauen warteten, um Neues zu erfahren.

Ein lebhafter Lärm weckte uns am nächsten Morgen, lautes, gewaltiges Hundegeheul, denn einige der Eskimos waren mit den gekauften Hunden eingetroffen, andere waren gekommen, um Tiere anzubieten, und wieder andere, weil hier, wenn ich so sagen darf, etwas los war.

Fast alles, was es in der Umgegend an Eskimos gab, war zur Stelle. Es war ja eine ganz unvorhergesehene Gelegenheit, sich zu treffen und über Neuigkeiten zu sprechen. Sie hatten auf dem Land ihre Lager aufgeschlagen oder ruderten in Umiak und Kajak umher, um das Schiff einer genauen Besichtigung zu unterziehen. Plötzlich aber hielten all die kleinen Fahrzeuge ihren Kurs auf das Land zu, die Gruppen lösten sich, und es entstand Leben und Bewegung. Solo war gekommen, und bald war der Handel in vollem Gang. Solo war Dolmetscher und Hundekenner; er schied die schlechtesten aus, und deren waren nicht wenige, der Rest aber wurde an Bord gerudert, immer einer oder zwei auf einmal, während der frühere Besitzer zum Kaufladen hinaufeilte, um so schnell wie möglich das Stück Papier, das er als Bezahlung für die Hunde erhalten hatte, umzusetzen in Grütze, Erbsen, Pulver, Nadeln oder Zeug oder was die Familie sonst gerade am nötigsten brauchte.

Wir hatten jetzt 47 Hunde an Bord, und mehr waren auch nicht aufzutreiben, aber die Eskimos hatten noch keine Lust zu gehen. Sie blieben den ganzen Tag bei dem Schiff, denn es sind genügsame Leute,

und etwas fällt ja immer ab. Wir ließen das Grammophon für sie spielen; es klang ganz hübsch, und unsere Gäste waren entzückt und belustigten uns dafür mit halsbrecherischen Kajakleistungen.

Wir wären gern länger bei unsern betriebsamen, ausdauernden Freunden geblieben, aber die Zeit war knapp, der Motor war wieder instand, und nachdem wir uns bei dem Direktor der Kolonie, meinem alten Kameraden Sören Jensen, und bei Pastor Rossing für all ihre Freundlichkeit bedankt hatten, gingen wir an Bord. Der Anker wurde gelichtet, und während wir die Flagge als Abschiedsgruß dippten, ertönte ein schwaches Hurra; es waren die Dänen der Kolonie, die uns eine glückliche Reise wünschten. Das Hurra wiederholte sich am äußersten Ende der Landspitze, wo einige Eskimos ihre Zelte aufgeschlagen hatten; dann steuerten wir hinaus und nahmen unsern Kurs nach Osten.

Vor uns hatten wir einen weißleuchtenden Streifen, den Packeisgürtel, und wir hofften inständig, daß er ebenso nachgiebig sein werde wie beim Hineinsegeln. Das Wetter war klar, so daß wir die Öffnungen in dem Packeis sehen konnten; sie schienen vielversprechend zu sein, und nach einigem Schwanken hielten wir den Kurs auf eine Rinne im Schutze einiger hoher Eisberge. Die Rinne war gut, einzelne Streifen Eis erforderten etwas Vorsicht, und da waren auch einige große Eisberge, die in einem großen Bogen zu umgehen das beste war. Denn die Sonne sengte, das Wasser rieselte an den weißen Seiten der Eisberge herab, und um uns stürzten größere und kleinere Eisstücke in die See. Diese im „Kalben" begriffenen Eisberge sind gefährlich; sie können in ihren Kindbettnöten umstürzen, und Gott gnade dem Schiff, das dann innerhalb ihres Bereiches ist! Doch wir hatten es eilig und wollten das schöne Wetter gern benutzen, daher wurde der Umweg nicht größer, als gerade notwendig war; ein wenig Risiko mußten wir laufen. In wenigen Stunden kamen wir ohne irgendeine Beschwerde oder Mißgeschick durch den Eisgürtel in das offene Wasser hinaus.

Auf Deck herrschte eine wahrhaft babylonische Verwirrung. Die Hunde standen, angebunden, fast so dicht wie Heringe in einer Tonne; sie waren hungrig, hatten teilweise wohl den ganzen Sommer über gehungert, aber wir hatten einige große Seehunde zu Hundefutter

gekauft, und meine Kameraden waren eifrig damit beschäftigt, sie unter die gierigen Tiere zu verteilen. Welch ein Lärm, welch infernalischer Spektakel! Sie heulten und knurrten sich böse an und sie sprangen umher, so weit ihre Ketten es erlaubten. Zwischen ihnen, immer den Angriffen der Hunde ausgesetzt, bahnten wir uns mit großen, saftigen, hoch emporgehaltenen Stücken Fleisch vorsichtig einen Weg.

Nach der Mahlzeit legten sie sich zum Schlafen nieder, und einen Augenblick herrschten Ruhe und Frieden, dann aber erwachte ein Hund, fühlte Hunger und stimmte ein Geheul an, das die andern weckte. Sie erhoben sich, und die Schnauze hoch in der Luft, sandten sie ein vielstimmiges Geheul empor, das unsere Ohren erfreute, denn es bewies, daß die Hunde sich wohlbefanden.

Kurz nachdem wir aus dem Eis herausgekommen waren, begann es zu regnen, und es fuhr fort zu regnen, bis wir Island am 4. August erreichten, volle fünf Tage Regen. Wir packten uns in Ölzeug ein und waren einigermaßen geschützt, allein es schnitt uns ins Herz, unsere armen Tiere zu sehen, die ohne Schutz dort standen, indes der Regen auf sie hernieder strömte und sich mit dem Wasser an Deck mischte. Sich auf dem triefend nassen Deck niederlegen konnten oder wollten sie nicht, und so standen sie dort, tagaus, tagein; sie schliefen stehend und erwarben sich schließlich eine gewisse Fertigkeit darin. Ja, ein paar von ihnen hatten sogar ausfindig gemacht, daß der Kopf ihnen als ein fünftes Bein dienen konnte; die Schnauze auf Deck, das war bequem genug, dann konnten sie abwechselnd eins der vier Beine heben, und das half schon ein wenig bei der Müdigkeit. In diesen Tagen heulten sie nicht mehr, sie waren viel zu sehr beschäftigt, sich vor dem unbarmherzigen Regen zu schützen; sobald wir aber den Patrik-Fjord erreichten, lebten sie wieder auf. Der Geruch von Land inspirierte einen von ihnen zum Vorsänger in dem Geheul. Die ersten Töne klangen etwas unsicher, prüfend, dann stimmten ein paar andere mit ein, und bald saßen sie alle auf dem Schwanz und heulten nach Herzenslust.

Maschinist Aagaard war leider erkrankt, und es war notwendig, ihn vom Patrik-Fjord nach Haus reisen zu lassen. Es wurde gleich an Kapitän Brockmeyer telegraphiert, um einen Freiwilligen mit etwas

Maschinenkenntnis vom „Islands Falken" zu bekommen. Wir hatten schon vorher darüber gesprochen, und Kapitän Brockmeyer hatte sich an den damaligen Marineminister Kapitän zur See Garde gewandt, der darauf eingegangen war, dem Maschinisten Iversen Urlaub zu geben. Vierundzwanzig Stunden nach dem Austausch der Telegramme sahen wir den „Islands Falken" in den Fjord kommen. Wir hatten jetzt viel zu tun, denn wir hatten die Hunde an Bord und mußten uns beeilen, Grönland zu erreichen, ehe es zu spät war. Lange blieben wir daher nach der Ankunft des „Falken" nicht liegen, und nachdem wir nach einem guten Mittagessen bei dem liebenswürdigen Kommandanten des „Islands Falken" von der Zivilisation Abschied genommen hatten, gingen wir wieder an Bord unseres eigenen kleinen Fahrzeugs. Anfangs ging es rasch vorwärts, der „Islands Falke" hatte denselben Weg wie wir. Wir wurden die ganze Nacht geschleppt, passierten das Nordkap, und erst am 7. August um 12 Uhr mittags, etwa zehn Kilometer nordwärts von Island, trennten sich unsere Wege.

Es war das letzte Band mit der Umwelt, das hier zerschnitten wurde; wir mußten guten Freunden Lebewohl sagen, Männern, die alles getan hatten, unsere Arbeit zu erleichtern und zu fördern, und darum vielleicht wurde der Abschied uns so schwer. Der „Falke" lag unter Dampf ein kleines Stück von uns in der See, vom Flaggenstock achter und vom Topp wehte der Danebrog. Die Mannschaft war auf dem Oberdeck aufgestellt, und langsam und feierlich dröhnten sieben Salutschüsse übers Meer. Unsere Segel waren gesetzt, wir hielten nach Norden und gingen achter um den „Falken" herum, Hurrarufe schallten zu uns herüber, und wir dippten die Flagge. Dann zog jeder seinen Weg, der „Falke" nach Süden, wir nach Norden, Gefahren und Abenteuern entgegen, Freuden und Enttäuschungen. Ja, was barg die Zukunft wohl alles in ihrem Schoß?

Vorläufig war es nur eine langweilige Segelfahrt nach Norden, Tage mit starker nördlicher Kühlde, gegen die wir kreuzen mußten, andere Tage mit Windstille und mit dem Motor im Gang. Dann und wann sahen wir das Eis, doch wir steuerten außen herum; wir mußten weiter nach Norden, bevor wir zum zweitenmal ins Packeis hineingingen.

Erst am Morgen des 17. August waren wir bereit hineinzugehen. Das heißt, wir waren so weit nach Norden gelangt, als wir wünschten. Der Eisrand war in Lee von uns, es war offenes Wasser dahinter und Rinnen bis zum offenen Wasser, aber es blies ein schwacher Sturm gerade auf das Eis, die See ging hoch, der Gischt kochte über die Eisschollen, die in der schweren See stampften, gegeneinander stießen und zerdrückt und zertrümmert wurden. Es war gewagt, sich in dieses Chaos zermalmten Eises zu begeben, das sich auf dem Rücken der Dünungen hob und senkte. Allein es mußte versucht werden; die Zeit war zu weit vorgeschritten, als daß wir es wagen durften, länger zu warten, und außerdem riskierten wir in dem zunehmenden Sturm, weit in Lee zu treiben.

Endlich erblickte ich einen ziemlich breiten Kanal; jetzt oder nie mußte es versucht werden. Mehrmals öffnete ich den Mund, um den Befehl zu geben, schloß ihn aber wieder, denn es sah böse aus. Die See ging hohl und schwer zwischen den Eisstücken, die Brandung toste, und der Gischt flog weit übers Eis. Auf Deck standen meine Kameraden mit langen Stangen bereit; alle wußten, was es galt, doch sie hegten weder Zweifel noch Furcht, sie stimmten darin mit mir überein, daß es versucht werden mußte; also Steuerbord und hineingefahren!

See auf See schlug über die „Alabama"; die Hunde heulten vor Schreck, es krachte und pfiff im Takelwerk, Lärm und Verwirrung überall, und mit reißender Schnelligkeit näherten wir uns dem Eise. Nun befanden wir uns zwischen den zwei äußersten Schollen. Fiel das Wasser zur Unzeit, so mußte das Schiff auf dem Eise fahren. Es gehört Glück dazu, daß alles gut geht; das Glück aber ließ uns im Stich! Der Rückstoß einer Scholle und vielleicht das Saugen einer andern schob und zog uns trotz all unserer Anstrengung auf eine große hohe Scholle zu mit einem unheimlich dicken Eisfuß.

Der Motor hämmerte und dröhnte. Iversen hatte Auftrag, ihn so schnell wie möglich laufen zu lassen. Ich hielt vor Spannung den Atem an, zwanzig Schritt, und die Gefahr wäre vorüber; allein wir kommen die zwanzig Schritte nicht weiter. Eine See hebt die

„Alabama", unter der Steuerbordseite sehe ich das bläulichweiße Eis, dann fällt das Wasser — steht fest, Kameraden, jetzt gibt es einen Stoß!

Es war, als wären alle bösen Geister der Hölle auf uns losgelassen. Es ächzte und pfiff in Masten und Takelwerk, es knackte und krachte im Rumpf, es siedete und wallte, alles um uns war in Aufruhr, und wir arbeiteten, daß der Schweiß von uns niederrann. Fuß um Fuß schoben wir uns vorwärts und erreichten endlich eine kleine Bucht. Da verpusteten wir uns nach der Anstrengung und Aufregung. Der Weg zum offenen Meer lag frei vor uns; aber hier war eine große Eisscholle, die vortrefflichen Schutz bot. Wie, wenn wir dort anlegten und unser Mittagessen in Ruhe verzehrten?

Bald waren wir vertäut, und während Olsen Wache an Deck hatte, gingen wir andern hinunter, um zu essen. Doch kaum hatten wir begonnen, als Olsen mit der Hiobspost kam: „Das Eis staut sich um uns." Im Nu waren wir wieder an Deck. In den paar Minuten hatte alles ein verändertes Aussehen bekommen. Die Dünung hatte etwas abgenommen, und die Brandung war fast verschwunden, draußen aber, wo vorher ein aufgeregtes, jedoch eisfreies Meer gewesen, war jetzt bloß Eis zu sehen.

Ich kletterte in das Krähennest hinauf; noch vermochten wir hinauszukommen, allein ehe wir frei werden konnten, staute sich das Eis in allen Kanälen. Die Bucht, in der wir lagen, wurde kleiner und kleiner, wir mußten beständig den Platz wechseln, um den Eispressungen zu entgehen. Jetzt aber waren wir in eine Ecke zwischen zwei Schollen geklemmt; wir konnten nichts tun, alles hing vom Glück ab, aber groß, unheimlich groß waren die Aussichten zum Schiffbruch. Zwei Mann hatten die Wache, die übrigen saßen schweigend unten in der Kajüte und warteten auf den nächsten Stoß.

Die ganze Nacht hielten die Stöße an; es hallte durch das Schiff, alles zitterte und bebte. Kasserollen, Töpfe und Pfannen schwankten hin und her und vermischten ihr Klirren mit den dumpfen Stößen des Eises gegen die Schiffsseite. Alle halbe Stunde kam Meldung von Wasser im Schiffsraum; aber die „Alabama" war stark, sie leckte nicht einen Tropfen mehr, als sie sollte, das war immerhin ein Trost! Da hören wir eilige Schritte auf Deck, und wir

fahren auf; was nun? Ehe ich noch auf der Leiter hinaufgelangte, wurden alle Mann an Deck gerufen, das Eis preßte sich um das Achterende zusammen, Schraube und Ruder waren in Gefahr!

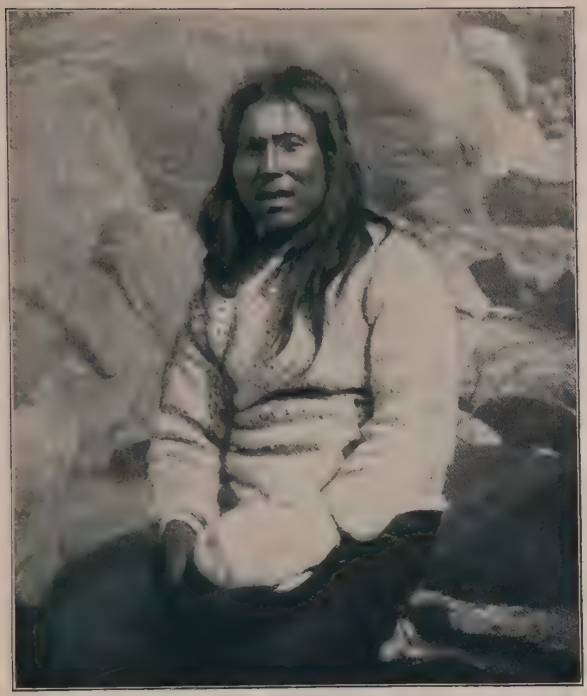
Die schlimmste Gefahr war jedoch vorüber, bevor wir hinaufkamen. Das Eis berührte gerade das Steuer und spaltete die Ruderspindel, aber nicht so, daß das Steuer nicht benutzt werden konnte; es war die einzige Havarie, die wir erlitten. Ein paar Stunden später flaute der Wind ab, der Regen hörte auf, und der Nebel lichtete sich, so daß wir um uns sehen konnten.

Im Nordwesten hatten wir offenes Wasser; also alle Mann an Deck, jetzt wollen wir versuchen, aus dieser Klemme herauszukommen!

Wir setzten die Jolle aus und ließen mit ihr durch vier Mann das Schiff schleppen; wir zerrten und drehten das Schiff, schoben Schollen mit langen Stangen zur Seite und bahnten uns auf alle Arten einen Weg. Der Motor ging vorwärts, wir benutzten das Schiff als Keil, preßten die Eisstücke auseinander, und sobald wir ein wenig ins offene Wasser hinauskamen, mußten wir uns an der Schleppjolle oder dem Wasserstag festhalten. Nach sechs Stunden harter Arbeit hatten wir uns durch über 300 Meter Eis bis zu der offenen Bucht durchgearbeitet, und stetig und ruhig ging es weiter über das stille Wasser.

Der Kurs ging nach Nordwest, nur dann und wann machten wir einen kleinen Umweg, wenn wir auf einen Streifen Eis trafen, durch den wir uns hindurcharbeiten mußten. Schlag auf Schlag, Steuerbord; Backbord, wieder Backbord; doch wir wanden uns zwischen den Eisschollen hindurch, wobei der Bug bald nach Norden, bald nach Süden zeigte. Wir folgten dem Rande der großen, ausgedehnten Eisfelder; stundenlang konnten wir auf richtigem Kurs daran entlang segeln, und trotz der Umwege, trotz der Biegungen kamen wir doch rasch weiter.

Es gab Seehunde im Meer, und allerwärts sahen wir ihre schwarzen Köpfe mit den großen schönen Augen, die so fragend schauten und so dumm zugleich. Sie folgten uns, schwammen um uns her und betrachteten uns von allen Seiten. Aber wir waren gefährlich; Seehundleber war ein Leckerbissen für uns Menschen und das Fleisch für die Hunde, daher knallte Schuß auf Schuß, wenn wir auch nicht viele trafen. Um uns und über uns schwebten die großen graziösen Möwen;



Unser Eskimo-Lotse.

Grammophonvortrag für die Eskimos.

Kajak-Flottille.

auch sie wunderten sich und folgten uns, aber bei der zufälligen Bekanntschaft ergatterten sie immer etwas. Es wurde viel Eßbares über Bord geworfen, und achter im Kielwasser kämpften die Möwen um kleine Fleischstückchen. Ja, hier herrschte Leben zwischen den Packeisschollen, hier war eine Schönheit und Farbenpracht sondergleichen, aber besser als alles war doch das offene Wasser, das immer um uns lag.

Doch wir hatten über 36 Stunden gearbeitet, oder jedenfalls gewacht. Am Steuer stand der Steuermann und war in Begriff, in Schlaf zu fallen, während ich in der Tonne des Krähennestes saß und ebenso schläfrig war und nur dann und wann ganz wach wurde, wenn ich mir den Kopf an die Kante stieß. In einem dieser sehr wachen Augenblicke sah ich Land voraus, noch in weiter Ferne, mindestens 100 Kilometer weit, es war die Pendulum-Insel.

„Hallo", rief ich auf das Deck hinunter, „es ist Land in Sicht, kommt herauf und seht!" Und ins Takelwerk herauf kamen so viele, als den Schlaf von sich abschütteln konnten. Wir freuten uns über das Glück, das uns gefolgt war; fünf Minuten später aber waren wir wieder ebenso müde, und schließlich gab ich Befehl nach unten, bei einer Eisscholle zu vertäuen, damit wir Gelegenheit fänden auszuschlafen.

Nur ein Mann wachte, wir andern sollten lange schlafen, mindestens vier Stunden; leider wurde es aber nicht so viel. Ich erinnere mich eines Gefühls, als stände jemand da und rüttle mich und spreche von einem Schiff, ferner, daß ich Schiff und alles an Bord in die Hölle wünschte. Das Rütteln aber fuhr fort, bis ich endlich erwachte und begriff, daß wirklich ein Schiff in Sicht war.

„Was sagen Sie?" rief ich erstaunt und völlig wach. Dann heraus aus der Koje, die Füße in ein paar Stiefel und hinauf an Deck. Und richtig, ein Kutter mit norwegischer Flagge hielt auf uns zu.

Es war der „Herkules" aus Aalesund, der neben uns vertäute, und der Führer und Reeder, Herr H. Sundt, kam an Bord, um zu fragen, ob wir Post mit nach Haus senden wollten. Das wollten wir gern; aber die Briefe waren noch nicht geschrieben, und wir waren daher emsig dabei, einen letzten Gruß zu schreiben. Viel wurde es nicht; wovon sollten wir auch berichten, nein, viel lieber wollten wir über das Eis sprechen, wie es weiter am Land war und welche

Aussichten wir hatten, den Danmark-Hafen zu erreichen. Die Aussichten seien gut, meinten die Norweger; es sei dort fast gar kein Eis, und es sei kein Zweifel, daß wir den Danmark-Hafen erreichen würden. Diese Mitteilung sandten wir mit dem heimkehrenden Schiff weiter und setzten unsern Weg nach Norden fort, wie vorher in offenem Wasser. Noch einen Tag folgte uns das Glück, das Wetter war schön und klar und die Stimmung gehoben. Nichts ist so herrlich, wie im Packeis zu segeln, wenn es einigermaßen verteilt und das Wetter gut ist; leider aber ist das Eis ebenso wechselnd wie das Wetter.

Die Veränderung trat am vierten Tage ein. Morgens um 5 Uhr meldete Laub, das Eis vor uns sei dicht. Es sah so aus; in der Richtung, die wir nehmen sollten, war kein Weg zu sehen, und der Himmel war gelbweiß vom Widerschein des Eises. Weiter draußen schien Wasser zu sein; wir versuchten dahin zu gelangen, doch der Wind frischte auf, wir kamen nirgends weiter, und gleichzeitig gerieten wir unversehens in dünnes Neueis hinein, das unser Vordringen verhinderte und uns schließlich völlig zum Stehen brachte.

Es kostete Zeit wieder loszukommen, und wir begannen ein lebhaftes Fangespiel mit dem Eis, das sich stets rasch schloß, sobald wir glaubten, eine Spalte gefunden zu haben. Unzufrieden mit dem Dasein und einig darin, daß Polarmeer und Eis eine wahre Hölle auf Erden seien, mußten wir uns schließlich vertäuen. Mindestens ein halbes Dutzend Mal zwang uns das verwünschte Eis im Laufe der Nacht, den Liegeplatz zu wechseln. Und jedesmal wenn wir glaubten sicher zu sein, kam das Eis wieder. Sonst verlief die Nacht einigermaßen ruhig, und die Wachen lösten einander ab, immer aber lag das Eis da, dicht, unpassierbar, unbeweglich. Erst gegen Morgen begann Leben in die toten Massen zu kommen. Laub hatte die Wache; plötzlich kam eine Bewegung, so daß er mich nicht aufzustören brauchte und ich von einem fürchterlichen Stoß dicht unter dem Achterende geweckt wurde. Gleichzeitig fing es längs der Schiffsseite zu krachen an, und die „Alabama" legte sich stark über. Mit einem Satz war ich aus der Koje und rannte Laub fast um, als er angelaufen kam, mich zu warnen, da es jetzt ums Leben ginge.

Es sah aus, als sollte er wirklich recht haben. Hinter uns

preßte das Eis heftig, große Eisblöcke wurden emporgehoben und stürzten über die Eisschollen, während unser kleines Schiff unbeweglich mitten in der Richtung der Pressung festgeklemmt lag. Es war gar nichts zu machen, wir konnten das Schiff nicht um einen Zoll weiter rücken, und rasch nahte das Verderben. Ein Stoß, ein Krach, das Schiff wurde emporgehoben, das Ruder zu Bord geschlagen, die Ruderspindel zerbrach, und große Blöcke Eis preßten sich unter und gegen das Achterende.

Hätte die Bewegung ein paar Minuten länger gedauert, so wäre das Schiff zermalmt worden; doch sie hörte ebenso plötzlich auf, wie sie begonnen hatte. Es ward wieder still um uns, das unheimliche Krachen unterblieb, und wir vernahmen nur das Sausen des Windes.

Es war aber eine traurige Lage für uns! Jeden Augenblick konnten wir erwarten, daß das Schiff in Stücke gepreßt werde. Wir hatten alles klar gemacht für den Fall, daß das Schlimmste geschehen sollte, und nun trieben wir südwärts und auf Land zu. Näher und näher kamen wir der südöstlichen Spitze der Shannon-Insel; das offene Wasser war dicht neben uns, aber wir saßen wie in einem Schraubstock, das Schiff war auf die Seite geworfen und das Achterende emporgehoben. Nichts konnten wir tun, alles hing vom Glück und Zufall ab.

Bis um Mitternacht des 23. August saß das Schiff in der Klemme. Dann teilte sich das Eis, die „Alabama" schwamm wieder in offenem Wasser, und trotz der harten Behandlung hatten weder Steuer noch Schraube Schaden erlitten. Der Motor wurde in Gang gesetzt. Alles war zur Abfahrt bereit, und allmählich öffnete das Eis sich in kleine Kanäle. „Vorwärts!" rief ich oben von der Ausgucktonne. „Hart Steuerbord!" Der Motor stöhnte, das Schiff drehte sich, und im Laufe weniger Stunden arbeiteten wir uns etwa 500 Meter hinaus ins offene Wasser. Dann wurden wir abermals aufgehalten; es ging noch nicht recht. Wir fuhren in eine Bucht ein und warteten; ein paar Stunden später aber war die „Alabama" abermals in der Klemme, schlimmer als zuvor; sie wurde über einen Meter emporgehoben und auf das Eis geworfen.

Dort lagen wir mehrere Stunden. Es wurde Petroleum auf das Eis gebracht, und die Schlitten standen bereit, Proviant und

Ausrüstung vom Schiff zu fahren, wenn das Ärgste geschehen sollte. Allein auch diesmal teilte sich das Eis, und die „Alabama" glitt wieder in ihr Element. Einen Schaden aber hatte die Pressung doch verursacht, die Schraubenwelle war verbogen und der Motor unbrauchbar. Selbst wenn das Eis sich jetzt zerstreute, mußten wir liegen bleiben, bis die Welle wieder in Ordnung war. Es war Iversens und Ungers Arbeit, wir andern konnten inzwischen hinuntergehen und ausruhen. Allein aus dem Ruhen wurde nicht viel, denn diese häufigen Alarmierungen hatten unsere Nerven angegriffen. Viel Schlaf fanden wir nicht; fast ununterbrochen scheuerte Scholle um Scholle längs der Schiffsseite, und dann mußten alle Mann an Deck sein. Hatten wir endlich ein wenig Ruhe und saßen wir in der Kajüte vor einer Tasse Kaffee, um uns zu erwärmen, so schraken wir beim geringsten Laut zusammen — wenn das Schiff nun sank! — wir hielten mitten in einem Worte inne und lauschten, ob es eine Pressung war oder nur eine Mahnung daran, daß es schlimm werden könnte. Oder wir lagen ganz angezogen — sogar in Stiefeln — auf der Backskiste, und selbst im Schlaf verfolgte uns die Unsicherheit; sobald wir auf Deck nur rasche Schritte hörten, fuhren wir voll Unruhe auf.

Wir waren jetzt südlich von der Shannon-Insel und hielten nach Norden. Der Wind hatte sich gedreht und war mit uns; es wehte heftig. Wir mußten nur durch einen schmalen Streifen Eis kommen, dann hatten wir bis ganz zum Lande hin offenes Wasser. Der Streifen aber war dick, die Eisschollen groß, und es war gefährlich, da hineinzugehen. Allein in unserm Eifer waren wir leichtsinnig geworden und brauchten drauf los, daß es im Schiffsrumpf seufzte und ächzte. Das Eis preßte sich vor dem Bug, zwei Schollen näherten sich einander, und wir beeilten uns, soviel wir konnten, um das Schiff dazwischen zu bekommen. Es war ein gefährliches Manöver, doch es ging, und um 10 Uhr abends nahmen wir das letzte Hindernis und erreichten das offene Küstenwasser. Es fiel Nebel ein, aber wir hatten eine kleine Bucht am Lande gesehen, und am 25. August morgens 2 Uhr rasselte die Ankerkette durch die Klüse. Endlich waren wir an der Küste Grönlands!

Es war an der südöstlichen Spitze der Shannon-Insel. Wir wollten gern etwas weiter, wir mußten aber an Land und uns die Beine etwas vertreten. Überall gewahrten wir frische Moschusochsenspuren; es mußte ein wahres Paradies für Jäger sein. Wir sahen Sumpfvögel und einen Fuchs, der eine kleine Strecke von uns saß und sich die merkwürdigen Gäste anschaute. Doch wenn die Jagd auch lockte, die Hauptsache war doch fortzukommen, und zu unserer Freude erblickten wir von einem kleinen Höhenzug längs der Küste offenes Wasser.

Das Wetter war außerordentlich schön, und zu der guten Stimmung, die uns alle beseelte, trug es bei, als wir an der Küste der Shannon-Insel in so gut wie eisfreiem Wasser nordwärts steuerten. Wir waren so oft enttäuscht worden, daß wir nicht zuviel zu hoffen und noch weniger unsere Hoffnungen auszusprechen wagten, aber alle dachten wir: Morgen sind wir am Kap Bismarck! Gut war es, daß wir nicht zuviel gesagt hatten, denn das Wasser an der Küste wurde schmaler und schmaler, große Eisschollen kamen angetrieben, und zuletzt war alles Vordringen unmöglich. Eine Stunde lang blieben wir still liegen und starrten auf das Eis, doch es lag da, ohne Veränderung, blendend weiß, soweit das Auge reichte. Dann steuerten wir südwärts und ankerten kurz darauf in einer kleinen Bucht bei Kap Susi. Die letzte Reise der „Alabama" war beendet; aber keiner von uns ahnte, daß sie hier im Packeis den Todesstoß bekommen hatte!

Sobald der Anker gefallen war, gingen wir auf die Berge, um noch einmal auf das Eis zu schauen. Es sah nicht gut aus, es war dicht und zusammengepreßt zwischen der Shannon- und Koldewey-Insel, aber es ging etwas Wind aus Süden, und es konnte offenes Wasser geben. Das gab es jedoch nicht, und zwei Tage später, am 27. August, holten wir die „Alabama" an Land und vertäuten sie gut. Sie sollte nicht beim ersten Sturm abtreiben, dachten wir; insofern erreichten wir auch unsere Absicht. Gewaltige Stürme sind seitdem über die „Alabama" hingegangen, doch sie rührte sich nicht, und noch heutigentags liegt sie in unserm alten Winterhafen. Aber ein trauriges Wrack ist alles, was noch geblieben ist von dem Schiffe, mit dem wir mit so frohen Erwartungen in das ewige Eis gefahren waren.

Zweites Kapitel.

Auf der Suche nach den Toten.

Ein Monat ist hingegangen, seitdem wir zur Shannon-Insel gelangt waren; die Sonne begann ganz beträchtlich zu schwinden, und das Wasser ist mit Eis bedeckt. Vor einem Monat konnten wir noch segeln, jetzt können wir gerade mit Schlittenfahrten beginnen. Ein toter Punkt ist überstanden, und die unterbrochene Reise kann mit Hundeschlitten fortgesetzt werden. Morgen, am 25. September 1909, fangen wir an; die Schlitten sind beladen und stehen neben dem Schiff auf dem Eise. Die Hunde sind verteilt und die verschiedenen Gespanne bestimmt. Heute führen wir noch ein Herrenleben, aber morgen geht es los!

Doch der Gedanke an morgen stört den heutigen Tag nicht; er ist der Feier gewidmet. Unger hat Apfelkuchen gebacken, kein Konditor brauchte sich dessen zu schämen, und dazu wird alles aufgetischt, was es von guten Dingen an Bord gibt, denn es ist ein doppeltes Fest, Laubs Geburtstag und ein Abschiedsschmaus für diejenigen, die nach Lambert-Land gehen.

Alle die vielen klugen Menschen daheim, die uns Ungemach und schlechte Magen prophezeiten, weil wir keinen Koch mit hatten, würden erstaunt sein, die Gerichte zu sehen, die auf unserm Tisch stehen, Schildkrötensuppe und Schweinekotelettes, aus der Konservenfabrik „Danica" allerdings, das ist nicht zu leugnen, aber wir haben sie wenigstens gewärmt, und wie gesagt Apfelkuchen und andere gute Sachen gab es, außerdem Wein und Zigarren; wahrlich man möchte nicht glauben, daß wir in Grönland waren!

Freilich, nur solange, als wir schweigen und von den Gerichten nehmen, kann ein Zweifel über unsern Aufenthaltsort bestehen; sobald wir sprechen, hört man gleich, wo wir sind, denn das Gespräch dreht sich um die Jagd. Jörgensen und ich hatten nämlich heute einen Moschusochsen gesehen; leider erblickte das Tier auch uns und machte sich davon, so schnell es vermochte, und das ging viel schneller, als ein Mann laufen konnte. Wir hatten nur eine Büchse, ich statt deren eine Kamera; diese war aber bei dieser Gelegenheit von keinem Nutzen, ich setzte mich daher auf einen Stein und schaute der wilden Jagd zu.

Voran der Moschusochse, hinterher Jörgensen, der seine Beine brauchte wie nie zuvor. Aber es ist nicht so leicht, einen Moschusochsen müde zu hetzen, und Jörgensen gelang es auch nicht. Wir konnten vom Moschusochsen nur erzählen; es war das immerhin etwas, und in unsern Kameraden flammte die Jagdbegierde auf, die Augen leuchteten und sagten deutlicher als Worte: „Wartet nur, wenn ihr erst fort seid, werden wir schon Moschusochsen schießen!“ Ja, ich wollte, es wäre so; frisches Fleisch wäre köstlich, wenn wir zum Winter hierher zurückkehren.

Wenn wir zurückkehren, ja; das wird aber lange dauern! Bis dahin werden wir manchen harten Kampf zu bestehen und manchen Kilometer zu marschieren haben. Wir kommen jetzt auf die Zukunft zu sprechen, plaudern vom Zeltleben, vom Schlittenleben und von Hundefahrten, und meine Kameraden, die dieses Leben früher nie versucht haben, freuen sich darauf. Ich freue mich ebenfalls, um der Sache willen, aber dennoch — heute eine warme Kajüte und eine gute Mahlzeit, morgen ein kaltes Zelt und Pemmikan. Wie heißt es doch in einem von Heibergs Liedern? „Morgen wird es ganz anders als heut!“

Doch der Anfang der Reise ist gut; es geht so rasch, wie die Hunde nur laufen können. Sie sind mutwillig, vergnügt und wild; sie schnappen nach einander, heulen laut und bellen bissig; es ist dies alles nur Eifer, es schadet gar nichts und regt die schlechteren Hunde an, die nicht so schnell laufen können. Wir nehmen sie auf die Schlitten, und dahin geht es über das blanke, neugefrorene Eis. Es biegt sich unter dem Gewicht der Schlitten, spaltet sich in Risse, und

einmal wird ein Schlitten beinahe durchgeschnitten. Allein kein Unfall unterbricht die herrliche Fahrt, wir erreichen die Stelle, wo wir über Land fahren müssen; die Luftfahrt ist vorbei, die Schlittenreise beginnt im Ernst.

Über Land fahren wir die vollbeladenen Schlitten auf einer kleinen Karre. Es ist eine harte Arbeit für Menschen und Hunde, noch erweckt aber die Neuheit der Mühe Interesse, und alle betrachten es fast als ein Vergnügen. Aber wenn der Abend kommt und das Zelt aufgeschlagen ist, merken wir erst, daß wir müde, steif und wund sind. Wir sind drei Mann, Jörgensen, Iversen und ich, jeder mit einem Schlitten. Laub und Olsen helfen uns unterwegs. Ich fahre den vordersten Schlitten. Er ist nur klein und nicht sehr schwer, aber ich habe auch nur drei Hunde, Jörgen, den Bastard und eine kleine, rotscheckige Hündin, die ich zum Leittier auszubilden hoffe. Sie ist Jörgens Liebste, und Jörgen hat einen guten Geschmack, denn sie ist hübsch und hat ein Paar prachtvolle braune Augen. Überdies ist sie klug und willig; sie ist aber nervös und muß mit Liebe und guten Worten eingefahren werden, nicht mit Peitsche und Scheltworten. Dieses Prachtexemplar von einem Hunde habe ich „Girly" genannt; im Laufe einiger Tage hat sie so viel gelernt, daß ich sie mit Zurufen lenken kann. „Gee!" und sie geht nach rechts, „Haa", sie geht links hinüber, und „Musch!" bedeutet, daß der Kurs geradeaus, der Nase nach geht. Ja, Girly ist ein guter Hund, und jeden Tag, der vergeht, schätze ich sie mehr.

Wir kommen ganz gut vorwärts; doch es ist zu früh im Jahr, um eine ordentliche Bahn zu erwarten, und wir haben viele Schwierigkeiten, denen man später im Jahre entgeht. Denn es ist noch kein Schnee gefallen, und Neueis und altes Eis wechseln unaufhörlich. Wir müssen die Schlitten auf die alten Schollen heben, oft bis zu einem Meter hoch, und kommen wir wieder auf das Neueis hinunter, so lassen wir sie herabfallen. Im Laufe eines Monats wird der stiebende Schnee ansteigende Schleppstellen eben gemacht haben, und wo wir jetzt hart arbeiten und alle Mann bei einem Schlitten sein müssen, werden wir fahren können, ohne ein Hindernis zu merken.

So schlimm es ist, Schneewehen zu vermeiden, so ist unsicheres

Der Schauplatz des Hundehandels.
Im Hintergrund die Eskimokolonie Tasiusak.

Jörgenſen ſchäkert mit einer Eskimofrau.

Eis noch viel schlimmer. Wir müssen über Strecken, wo Neueis und altes Eis zusammengefroren, wieder aufgebrochen und aufs neue zusammengefroren sind, wodurch ein fürchterliches Chaos von alten, großen Eisbrocken, dünnem, heraufgepreßtem Neueis und Wasser entstanden ist, das unter einer dünnen Eisschicht und Krümeleis verborgen ist; es sieht ganz sicher aus, kann aber nicht einen Hund tragen. Wir sind in steter Gefahr, durch die verräterische Eisdecke durchzutreten, und entgehen auch einem Tauchbade nicht. Ich bin es, der dran glauben muß. Wir sind an die Kante einer großen, alten Scholle gekommen und sollen jetzt auf das Neueis. Zuerst muß es untersucht werden. Ohne eine Gefahr zu ahnen, trete ich auf scheinbar vollkommen sicheres Eis. Plötzlich wird es unter mir lebendig; Eisstücke rollen umher, und ich habe gerade noch Zeit, mein Fernglas auf festes Eis zurückzuwerfen, bevor ich sinke und ein gewaltiges Gebrüll ausstoße. Jörgensen holt mich an Land; wenn ich mir auch keinen Schaden getan habe, ist es doch alles andere als angenehm, in der nassen Kleidung herumzulaufen, bis etwas Trocknes hervorgeholt wird. Und dann sich umzuziehen! Hu, es stürmt, und wir haben ein halbes Dutzend Grad Kälte; aber es muß sein, und bald sind wir wieder bereit weiterzugehen.

Die Strecken mit Neueis werden größer, nachdem wir vom Lande fort kommen. Die alten Schollen verschwinden beinahe ganz, und wir müssen über Neueisgürtel, deren Ende wir nicht absehen können.

Es geht lustig dahin auf dem Neueis, das noch blank ist. Die Schlitten gleiten leicht, und den Hunden kommt es vor, als sei es ein ewiger Spaß; wir Männer aber sind nicht sehr zufrieden mit unserer Lage. Es geht ein recht frischer Wind, und jeden Augenblick kann das Eis aufbrechen, aber Gott steht den Toren bei, und wir gleiten hinüber. Vorsichtig müssen wir aber sein; das Eis ist nicht gleichmäßig stark, und selbst wo es am dicksten ist, ist die Stärke nicht zu groß. Haltzumachen kann verhängnisvoll werden, wenn wir nicht eine Stelle finden, wo zwei Eisschollen übereinander geschoben sind; dort ist man einigermaßen sicher. Zwei Mann gehen voraus, um das Eis für den nächsten Halteplatz zu untersuchen. Wir mühen uns hart ab, um festen Boden zu erreichen, bevor die Dunkelheit anbricht, und die Fahrt ist voll Aufregung. Wir fahren über Eis, so

dünn, daß es sich unter den Schlitten biegt, wir fahren kaum einen Meter vom offenen Wasser entfernt; aber es geht nicht anders, wir sind nun einmal unterwegs und müssen weiter, bis wir an eine alte Scholle kommen. Die Freude ist groß, als wir eine solche vor uns sehen, und bald stehen alle vier Schlitten auf festem Grund, wo wir die Zelte aufschlagen und in Ruhe schlafen können.

Bis zum 1. Oktober mittags begleiten uns Laub und Olsen, dann aber hält offenes Wasser, das anscheinend bis ins Unendliche geht, jedes Weiterkommen auf. Wie lange wir werden liegenbleiben müssen, kann man nicht wissen; die Hilfsabteilung muß jedoch umkehren, wir wagen nicht, sie länger zu behalten.

So sagen wir denn unsern Kameraden Lebewohl, nachdem wir sie so vielen Proviants beraubt haben, wie sie nur irgend entbehren können. Während Laub und Olsen südwärts ziehen, schlagen wir andern unser Zelt auf und sehen bekümmert nordwärts über das weite, offene Meer. Es gibt hier eine Menge Narwale; sie spielen und kümmern sich nicht im mindesten um uns, nicht einmal, als wir versuchen, uns auf ihre Kosten etwas mehr Hundefutter zu verschaffen. Die Kugeln treffen sie gut, doch sie verursachen nicht den geringsten Schaden, und da wir weder Lust noch Möglichkeit haben, mehr Patronen zu opfern, ohne etwas als Entgelt zu erhalten, geben wir die Jagd auf. Wir sitzen da und freuen uns an den großen Tieren, die offenbar ganz zufrieden um uns her spielen, ohne zu ahnen, daß das Eis bald alles Wasser bedecken wird.

Es ist langweilig, still zu liegen. Jörgensen und ich gehen ostwärts auf einen großen Eisberg, von dem wir eine gute Aussicht haben, und zu unserer großen Freude sehen wir, daß wir den Marsch fortsetzen können; es ist nur eine Bucht, die uns aufgehalten hat, und wir können östlich um sie herumgehen.

Doch das ist nicht so leicht, als wir erwartet hatten. Wir brechen bei schönem Wetter auf; es dauert aber nicht lange, bis der ewige Nordwind wieder weht. Dennoch geht es rasch über die ausgedehnten Flächen von Neueis; wir laufen, so schnell die Hunde nur können. Inzwischen nimmt der Wind zu, schwere Wolken ziehen sich zusammen, und ein Schneegestöber beginnt. Noch hält das Eis; allein

wir fürchten, daß es bald aufbrechen wird, und spähen eifrig nach einer alten Scholle, wo wir das Zelt aufschlagen können. Dabei entdecken wir, daß Gefahr im Anzug ist, denn im Nordwesten bildet sich plötzlich eine Rinne im Eis. Sie dehnt sich aus und erstreckt sich nach Westen, quer über unsern Kurs. In größter Eile gehen wir um sie herum und halten Kurs auf das Land. Ringsum im Eise kracht es; überall sind jetzt Spalten. Wir fliehen, wir treiben die Hunde mit den Peitschen bis zum äußersten an. Jetzt ist keine Rede mehr davon, das Eis zu prüfen; hält es, so ist es gut, hält es nicht, so — — Doch näher und näher kommen die Spalten, und bald sind wir von ihnen umringt. Jetzt jagen wir nach Südost, einerlei, ob es unser Kurs ist, nur fort von Wasser und Spalten! Ah, da vor uns sehe ich die Spitze einer alten Scholle! Es ist aber auch Zeit, die Dunkelheit bricht an, und die Hunde können bald nicht mehr.

Plötzlich merke ich, daß das Eis unter mir schwankt; ich brülle meinen Kameraden einen Warnungsruf zu und — bin drüben. Jörgensen aber kann nicht stoppen, und wenige Sekunden darauf ist sein Schlitten im Wasser. Die Stricke werden gekappt und die Ladung auf dem nicht viel stärkern Eis geborgen. Langsam sinkt der Schlitten, aber jetzt haben wir so viel gelöscht, daß wir ihn wohl werden heraufziehen können. Es ist eine fürchterliche Anstrengung, doch es geht, und die Ladung wird wieder auf den Schlitten geworfen. Iversens Schlitten kommt ohne Unfall hinüber, und die Flucht, der Wettlauf zwischen uns, dem Wasser und der Dunkelheit wird fortgesetzt.

Wir tragen den Sieg davon. Eine halbe Stunde später fahren wir auf das kleine Stück Eis hinauf, das ich vor uns gesehen hatte. In einem kleinen Eistal finden wir einen guten Zeltplatz, der sicher und geschützt ist, da die umliegenden Eishügel den Wind abhalten. Hier müssen wir zwei Tage bleiben, denn der Sturm nimmt zu, ein Schneetreiben setzt ein, und es ist unmöglich zu gehen.

Da der Sturm länger anhält, fahren wir doch wieder weiter. Wir müssen Land erreichen, müssen zur Koldewey-Insel und ihrer Küste nordwärts folgen, denn es ist allzu gewagt, hier draußen auf offenem Meere weiterzuziehen. Weit ist es nicht zum Lande, wahrscheinlich nicht mehr als 8 oder 10 Kilometer, aber es ist ein schwieriger

Marsch. Es stürmt noch, und das Schneetreiben ist so heftig, daß wir zuweilen keine hundert Meter weit sehen können. Arg genug war es auf dem Neueis draußen, wo wir weder sehen noch hören konnten; aber hätten wir die Beschwerlichkeit geahnt, die uns am Land begegnen würde, so wären wir sicher im Lager draußen in dem geschützten Eistal geblieben. Denn das Eis preßt dicht an der Küste; alles bricht auf, und um Land zu erreichen, müssen wir von Scholle zu Scholle springen. Wir müssen warten, bis zwei Eisschollen sich einander nähern, wobei all die kleinen Eisstücke zu einer trügerischen, beweglichen, aber doch brauchbaren Unterlage zusammengepreßt werden, über die wir vorsichtig aber in größter Geschwindigkeit mit den Schlitten hinwegkommen. Immer wieder müssen wir das gefährliche Manöver wiederholen. Dann erreichen wir Land, und froh, so gut davongekommen zu sein, geloben wir einander, uns nie wieder von der Küste zu entfernen.

Aber geloben ist ehrlich, halten beschwerlich. Auf Land, wo durch die Gezeitenströmung Rinnen entstehen, ist es schwierig, Schlitten zu fahren, und in kurzer Zeit haben wir unser feierliches Gelübde, uns nicht mehr vom Lande zu entfernen, vergessen. Wir sind wieder auf ausgedehnte Neueisschollen hinausgekommen. Ein paar Tage geht alles einigermaßen. Wir werden ganz übermütig bei unserm Glück — auf Schlittenreisen wird man es so leicht —, doch wir sollten auch noch daran erinnert werden, daß wir dennoch die Getäuschten waren. Drei Tage, nachdem wir an der Südspitze der Koldewey-Insel Land erreicht haben, sind wir auf dünnem, aufgebrochenem Eis abermals in Seenot.

Es stürmt stark, und im Eis entstehen Spalten, die sich mit reißender Schnelligkeit ausbreiten. Im Laufe einer Viertelstunde sind wir von Wasser umgeben und treiben auf eine kleine Eisscholle los; glücklicherweise aber schiebt der Sturm sie gegen älteres, festeres Eis. Als unsere Scholle daran anprallt, peitschen wir auf die Hunde los und schlüpfen hinüber; unter uns aber arbeitet das Eis, es hebt und senkt sich, es klirrt und knackt. Ein paar Minuten liegen die Schollen zusammengepreßt, dann treiben sie wieder auseinander — doch erst als wir vorbei und ein Stück weiter gefahren sind, so daß es uns nichts mehr schadet. Wir haben auch keine Zeit, dem Kampf der Naturmächte zuzusehen. Nein, wir haben anderes zu tun. An Land, an Land ist unsere

Losung! Der Sturm hilft, wir haben ihn im Rücken, die Peitsche ruht nicht, wir selbst arbeiten, daß der Schweiß von uns trieft, aber wir gelangen an Land und folgen ihm eine kleine Stunde; dann geraten wir abermals ins Treiben. Diesmal ist es nicht unsere Schuld. Wir sind keinen Kilometer von der Küste, da spaltet sich das Eis auf der Landseite. Verdammt nochmal, jetzt wird es wieder schlimm!

Gewiß ist es schlimm, es hätte aber noch schlimmer kommen können; wir sind glücklicherweise an einer alten Scholle, auf der wir das Zelt aufschlagen können. Die eine Seite ist im Neueis fest angefroren, gegen die andere Seite plätschert das Wasser. Zum ersten- und letztenmal auf allen meinen Schlittenreisen halten wir nachts Wache. Wir treiben. Bei Iversens Wache fängt das Treiben an; er entdeckt es daran, daß das Zelt, das anfangs nach Norden gelegen war, sich nach Westen dreht. Allein dabei ist nichts zu machen, wir müssen uns in unser Schicksal finden und hoffen, daß der Sturm bald aufhören werde.

Er dauert einen Tag und eine Nacht; auf allen Seiten von Wasser umgeben, müssen wir immer noch liegen bleiben. Dann legt sich der Sturm, der Frost schlägt eine Brücke über das offene Wasser, und wir können weiter; es kostet uns aber einen halben Tag, das Stück vorwärtszukommen, das wir während des Sturmes zurückgetrieben worden waren.

Zu unsrer großen Verwunderung treten inzwischen unter unsern Hunden Anzeichen von Krankheit oder Erschöpfung auf. Wir haben sie mit getrockneten Fischen gefüttert, die aber ein unzureichendes Nahrungsmittel zu sein scheinen, und es ist uns klar, daß die Kost geändert werden muß, wenn wir unsere Hunde behalten und unsern Plan durchführen wollen. Hier draußen die Kost zu ändern, ist unmöglich; wir müssen warten, bis wir den Danmark-Hafen erreichen, und dann — sind wir dann berechtigt, den Proviant für Menschen als Hundefutter zu benutzen? Wir sprechen viel darüber und kommen zur Überzeugung, daß es keinen andern Ausweg gibt, da es sich darum handelt, die Reise aufzugeben oder sie fortzusetzen. Aufgeben wollen wir sie nicht; wohlan, dann muß unser Proviant für die Hunde genommen werden. Augenblicklich sieht es aber traurig aus, denn ein Hund ist tot, und mehrere sind ihrem Ende nahe.

Wir müssen eilen, so sehr wir können, um zum Danmark-Hafen zu gelangen, und zum Glück gleicht das Ende nicht dem Anfang. Das Neueis ist sicherer, das Wetter still, und das Glück, das auf einer Schlittenreise alles bedeutet, fängt an uns günstig zu sein. Am 11. Oktober, nach einer sechzehntägigen Reise, erreichen wir den Danmark-Hafen, unser erstes, vorläufiges Ziel.

Vor dem 15. Oktober sind wir nicht in der Lage, den Danmark-Hafen zu verlassen, denn die Hunde müssen erst Ruhe haben und herausgefüttert werden, und der Proviant wird gewogen und in Kisten verpackt; alles das kostet Zeit. Aber dann können wir mit gekräftigten, ausgeruhten Hunden weiterziehen. Wir sind froh, denn es ist spät im Jahr geworden, und wir sind weit hinter unserer Berechnung zurück. Doch was tut's, es geht gut; wir trösten uns hier oben leicht, denn gutes Eis und gutes Wetter werden uns helfen, das Versäumte einzuholen.

Reißend schnell geht es längs der flachen, langweiligen Küste von der Siebzehnkilometer-Spitze bis zum Kap Marie Waldemar. Diese Strecke erfordert nur zwei Tage, denn das Eis ist vorzüglich, eben und schneefrei; nur hier und dort stellt sich uns ein Hindernis in den Weg, gerade groß genug, das Interesse zu fesseln und den langen Tag zu verkürzen. Aber ist das Eis auch untadelhaft, so können wir nicht dasselbe vom Wetter sagen. Es stürmt, und bei dem Schneegestöber ist es oft schwer, den Weg zwischen den grundfesten Eisbergen zu finden.

Wir fluchen ein wenig über den Wind, aber die Zeit ist knapp und die Reise lang; daher trösten wir uns damit, daß es wohl wieder besser werden wird. Leider sind wir aber mitten in einer stürmischen Periode; der Wind hält an, er wächst zum Sturme, und am nächsten Tag bekommen wir draußen an der Mündung des Schären-Fjords die ganze Herrlichkeit zu spüren. Dort herrscht ein ernster Sturm, und gleichzeitig ist die Bahn so schlecht, wie sie nur sein kann. Wir fahren, oder richtiger kriechen, über große, hügelige Schollen; die Spitzen der Hügel sind schneefrei, die Täler aber sind voll tiefen, weichen Schnees. Wir sinken tief hinein, oft bis mitten an die Schenkel; die Schlitten gehen auf den Bodenbrettern, und die Hunde schwimmen im lockern Schnee. Wir müssen die Schlitten selbst ziehen,

wir arbeiten wie Pferde; wir schnaufen und stöhnen, und trotz der Kälte triefst der Schweiß von uns und gefriert in Haar und Bart. Alle Mann sind nötig, einen Schlitten durch den weichen Schnee zu ziehen; wir sind alle einig, die widerspenstigen Hunde zu prügeln, und überbieten einander in zornigen Ausrufen über die verwünschte Bahn. Vier oder fünf Stunden harter Arbeit aber zeitigen nur den Erfolg von nicht einmal vier Kilometer Wegs vorwärts. Ärgerlich über das Wetter und über das gewohnte Mißgeschick, schlagen wir früh am Tage das Zelt auf und lassen den Sturm so toll blasen, wie er mag, denn drinnen im Zelt haben wir es prächtig; der Schnee legt sich um uns und wärmt, wir bessern unsere Kleider aus und kochen Hundefutter, einen herrlichen Brei von Hafer, Fisch und Butter, und die Hunde sind wild vor Freude.

Der Herbst ist eine schlechte Zeit für Schlittenreisen, und der Herbst 1909 bildet keine Ausnahme von der Regel. Das schlechte Wetter hält noch ein paar Tage an; der Schnee fällt, und der Wind bläst, bald ist es ein Sturm, bald eine frische Brise, durchschnittlich ein wenig zu stark zum Schlittenfahren, aber doch nicht heftig genug, um im Zelt zu bleiben. Weht es so sehr, daß Schlittenfahren unmöglich ist, so wissen wir, was wir zu tun haben; so aber wirft man in einem Augenblick den Zuggurt hin und schwört, daß man nun nicht mehr will. Dann flaut es ein wenig ab; jetzt ist der Wind nicht stark genug, um das Zelt aufzuschlagen, und niedergeschlagen und gereizt nimmt man den Zuggurt wieder auf und legt ihn über die Schulter. Die Peitsche saust auf die Hunde nieder, sie kommen auf die Beine, und mit Heulen und Gekläff geht es vorwärts, während der Wind in Wangen und Nase schneidet und sie weiß frieren läßt. Bald aber hebt wieder ein Sturm zu blasen an.

Am 20. Oktober legen wir unser erstes Depot auf einer kleinen Schäre vor der Orleans-Insel an. Es erleichtert unsere Schlitten um 135 Pfund, und das spürt man, besonders als das Wetter sich bessert und die Bahn wieder ganz gut ist. Doch man ist auf einer Schlittenreise nie frei von Sorgen, und jetzt, wo Wind und Schnee uns nicht mehr plagen, haben wir, wie Jörgensen sagt — uns selbst verloren! Denn wir haben uns zwischen den unzähligen kleinen Inseln in der

Gletscher-Bucht verirrt und wissen nicht genau, wo wir sind; wir wissen nur, daß wir stets nordwärts müssen und daß wir uns schon wieder selbst finden werden. Schlimmer aber ist, daß die Hunde wieder ihre Kräfte verlieren; Iversens Leithund, der Alte, ist tot, er hat sich ehrlich und redlich zu Tode gearbeitet, und unser größter Hund, Bamsen, ist dem Tode nahe. Er ist ein fürchterlicher Vielfraß, der mit einem Pfund am Tage nicht zufrieden ist; ihm mehr zu geben, erlauben uns unsere Mittel nicht. Er stirbt also ebenfalls, er wird in Stücke gehauen und den andern Hunden vorgesetzt. Den meisten seiner Kameraden sagt das Fleisch zu, einige feinfühlige Hunde verschmähen aber diese Kost; so will zum Beispiel Girly diese Nahrung nicht zu sich nehmen, sie rümpft vornehm die Nase. Und doch, es ist vielleicht nicht so sehr Zartgefühl, das hierbei den Ausschlag gibt, als ein schlechter Magen, denn Girly war auf Abwegen; sie hat einen besondern und unverbesserlichen Appetit auf Seehundriemen und Zugseile, und am Morgen hat sie davon so viel gefressen, wie sie nur ergattern konnte. Dann fing sie an auf meinen Schlitten einzuhauen — wenigstens sagten es meine Kameraden; aber ich behaupte, daß es Jörgen war, denn Girly ist zu gebildet, um zu stehlen — und fand dort Schokolade, die sie und ihr Liebhaber fraßen. Volle vier und ein halb Pfund samt dem Silberpapier und dem ganzen Einschlagpapier — das ist nicht gesund! Ach ja, Girly, man muß auf dem Pfad der Tugend bleiben; diese kleinen Abstecher ins Reich des Lasters rächen sich, erst gibt es Prügel und dann allerlei andere schlimme Dinge.

Es wäre Sünde zu sagen, daß das Glück uns auf dieser Reise folgte. Die Bahn ist schlecht, der Schnee kann noch nicht tragen, und sobald wir das Land verlassen, wird es schlimm, denn dort ist das alte Eis von einer dünnen Schneeschicht bedeckt, und unter der Schneeschicht lauern allerhand Gefahren. Da sind kleine Löcher, ganz kleine Fallgruben; treten wir auf eine dieser dünnen Stellen, so birst die Schicht, und wir fallen hinunter, oft 30 Zentimeter tief oder mehr. Es ist ein wahres Wunder, daß wir nicht die Beine brechen; aber wir verrenken uns die Knöchel, stoßen und zerschrammen uns die Schienbeine, wir fallen und wir fluchen und schimpfen wie die Heiden. An allem sind die Löcher schuld, auch daran, daß wir den Hunden

Gefährliches Kunststück mit dem Kajak.

Abschiedsgruß der Eskimos.

nicht so viel helfen können, als notwendig ist; wir haben genug damit zu tun, uns selbst zu helfen, so daß die Hunde den Schlitten ziehen müssen. Sie können es tun, es nimmt sie aber zu sehr mit.

Arme Tiere! Sie sind fast nicht weiter zu treiben, und wir hoffen, bald einen Rasttag zu machen, damit die Hunde Ruhe und warmes Essen bekommen können; das tut ihnen außerordentlich gut.

Es ist, als habe der Himmel unser Bitten erhört, denn früh am Morgen des 25. Oktober werden wir vom Heulen des Windes geweckt und gewahren, daß der Schnee gegen das Zelt peitscht. Siehe da, das war gut! Vergnügt reiben wir uns in den warmen Schlafsäcken die Hände, legen uns auf die andere Seite und schlafen wieder ein. Der Wind aber spielt uns Possen. Sturm in der Nacht, morgens Stille. Es gibt keine Entschuldigung mehr, länger liegenzubleiben; wir bereiten das Essen und kriechen aus dem Zelt. Wir setzen uns in Bewegung, aber weit kommen wir nicht, denn einen Augenblick darauf ist der Sturm wieder über uns. Himmel und Erde sind eins. Huh, es ist nicht auszuhalten, der Schnee findet jedes Loch in unsern Kleidern! Es ist kalt, schneidend kalt, und fünf Minuten, nachdem der Sturm uns überfallen hatte, sind wir schon wieder dabei das Zelt aufzuschlagen. Das kostet uns zwei Stunden, es hält aber auch zwei volle Tage, denn so lange wütet der Sturm. Er reinigt die Luft; es ist klar und schön, als wir wieder weiter können. Doch der Sturm hat auch „die Sonne mit weggeblasen", und wir werden sie vor Februar nicht wiedersehen; es ist, als habe ein lieber Freund uns verlassen. Zur Mittagszeit erblicken wir sie noch; wir machen sogar eine lange Rast, um zu beobachten, ob sie nicht noch einmal über den Horizont kommen werde, aber sie kommt nicht. Der Himmel ist goldrot, und die Berggipfel ringsum färben sich einen Augenblick in den letzten Sonnenstrahlen, von denen sie eben noch erreicht werden; dann aber verblassen die prachtvollen Farben, die Sonne sinkt, und wir wissen, daß wir sie für dreieinhalb Monat zum letztenmal gesehen haben.

Doch wir werden auch ohne sie fertig; es ist Vollmond, und das hilft ja sehr. Nichts gibt uns Grund zur Besorgnis, also wieder weiter! Wir dürfen keine Minute des kostbaren Tageslichts vergeuden.

Und weiter nordwärts zieht die kleine Karawane. Wir errichten unser zweites Depot und fahren auf herausgeströmtem Inlandeis immer nach Norden, der Finsternis entgegen. Schnell werden die Tage kürzer; wir fangen an, im Dunkeln zu fahren, und halten erst ein, wenn das Tageslicht längst verschwunden ist und die Strahlen des Mondes uns ein paar Stunden lang den Weg über das öde Land gezeigt haben. Immer aber geht es nach Norden, über das ebene, gute, herausgeströmte Inlandeis, das zwar hügelig ist, dessen Hügel aber so lang und flach sind, daß sie uns nicht im geringsten stören. Es ist die beste Bahn, die wir seit langem gehabt; die Fahrt ist gut und wird weiter oben, unter der Schnauder-Insel, noch besser; wir halten uns hier dicht an der Küste. Dann aber ist es auch zu Ende; von da bis zum Lambert-Land, dessen dunkle, düstere Felsen wir bereits vor ein paar Tagen gesehen haben, ist ein Vordringen fast unmöglich.

Es geht hinauf und hinunter; wir müssen um die großen Pressungen im Inlandeis herumgehen und über Spalten springen; sie sind nicht sehr tief, aber immerhin tief genug, daß wir zu Schaden kommen können, wenn wir hineinfallen. Unser größtes Ungemach jedoch ist, daß das Licht so schlecht ist. Wir sehen nicht weit genug, um die schlimmsten Pressungen zu vermeiden; wir glauben auf vollkommen ebenem Boden zu fahren — da fallen die Hunde in ein Loch oder versuchen, eine fast senkrechte Eismauer hinaufzuklettern. Es gibt keine Schatten, und wir fahren aufs Geratewohl durch eine Alpenlandschaft im kleinen. Ab und zu stürzen die Hunde in die Spalten; meist hält das Zaumzeug, doch kommt es auch vor, daß es zerreißt und die Hunde ganz hineinfallen. Dann müssen sie aufgefischt werden, was gar nicht leicht ist. Einmal mußte ich mich am Seil hinunterlassen, denn die Hunde hatten nicht Verstand genug, an einem Schneehügel heraufzukriechen. Es war Pan; er ist nicht klug und es gefiel ihm sehr gut da unten, mehr als 10 Meter unter der Oberfläche, bis ich kam. Da, glaube ich, merkte er, daß etwas nicht in Ordnung war.

Das Eis ist übrigens im Norden der Insel am schlimmsten. Später, als wir uns Lambert-Land nähern, wird es besser, die Hügel werden länger, die Spalten weniger zahlreich, und der Schnee ist

weniger tief. Gut aber wird es nicht, bis wir am 31. Oktober Lambert-Land erreichen und eine schmale Rinne ebenen Landeises finden.

Ich kann schneller fahren als meine Kameraden und verlasse sie, um vor Anbruch der Dunkelheit das Depot ausfindig zu machen. Es dauert aber eine Weile, bis ich es finde, denn ich weiß nicht, wo es liegen soll, und muß jede Landspitze untersuchen.

Da gewahre ich eine Menge Fuchsspuren, die alle landeinwärts führen. Ich gehe denselben Weg, ich bin sicher, das Depot kann nicht weit sein. Ich finde es auch, das heißt, es liegen ein paar leere Blechdosen hinter einem Stein, daneben mehrere volle Konservendosen, Pemmikan, Erbswurst, Eingemachtes, einige Holzstücke und ein Kochapparat ohne Ständer. Da ich daraus schließe, es müsse das Depot sein, fahre ich um die Landspitze herum, um eine kurze Strecke davor das Zelt aufzuschlagen. Meine Kameraden kommen jetzt dazu, und bei näherer Untersuchung der Stelle finden wir ein Loch im Schnee, einige Stücke halb vergrabenen Holzes und einige Rentierhaare. Kein Zweifel, hier war es, wo Brönlund seinen heldenmütigen Kampf gegen Finsternis und Kälte kämpfte, dem er schließlich unterlag, weil er auf seinen erfrorenen Füßen nicht mehr weiter konnte.

Es ist ein unheimlicher Platz; der Wind pfeift um einen vorspringenden Stein. Brönlunds letzte Tage müssen fürchterlich gewesen sein, ungeschützt vor Wind und Kälte, wie er war. Das letztemal, daß ich ihn gesehen, war schon vor mehreren Jahren; es war im Kaffeehaus, als er eines Tages kam und mich fragte, ob er nach Alaska mitkommen könne. Was hat er seitdem nicht alles durchgemacht! Zuerst den Sommer zusammen mit den Kameraden im Danmark-Fjord mit all dem Hunger und Elend, dann die lange Reise heimwärts, wo sie wohl keine Hoffnung auf Rettung gehabt hatten, darauf die sterbenden und toten Kameraden, und endlich seine letzte Wanderung zum Depot, damit sein und seiner Kameraden Leben nicht umsonst geopfert war.

Armer Brönlund, hätte ich dich doch nach Alaska mitgenommen, dann wärst du diesem Schicksal entgangen! Und doch — sterben müssen wir alle, und kann man sich einen schönern Tod denken?

Am nächsten Morgen untersuchen Jörgensen und ich den Depotplatz genau und durchsuchen auch Brönlunds Taschen, aber Hauptmann

Koch hatte am 19. März 1908 bereits alles gefunden, was dort zu finden war, und außer einem Buche mit ein paar Skizzen von Mylius-Erichsen und Höeg-Hagen nebst einer Zeichnung vom Danmark-Fjord bringt unser Fund nichts Neues, nur einige wenige Gebrauchsgegenstände und ein paar Patronen. Unsere letzte Pflicht ist, die Leiche ordentlich zu begraben. Wir sammeln also eine Menge großer Steine und machen ein Grab, das viele, viele Jahre bestehen wird. Uns ist unheimlich zumute. Traurig verlassen wir die Stelle und fahren weiter nordwärts, um die Leichen Mylius-Erichsens und Höeg-Hagens zu suchen.

Bei dunkelm unsichtigem Wetter verspäten wir uns, und erst am 3. November erreichen wir die Stelle, die wir suchen. Iversen bleibt beim Zelt zurück, während wir beide, Jörgensen und ich, fortgehen; doch lange währt es nicht, bis wir einsehen, daß unser Suchen vergeblich sein wird, wenigstens wenn sie ein Zelt auf dem Meereis gehabt haben, und darauf deutet ja Brönlunds Ortsangabe „mitten im Fjord vor Gletscher" hin. Jörgensen geht nach Nordwest an eine Landspitze, die die drei Mann unbedingt passiert haben müssen; ich halte mich westlich, um das Land zu erreichen, und folge diesem, denn auf dem Meereis ist das Suchen vergeblich; es war im vergangenen Jahr aufgebrochen, was an den scharfen Eisstücken, die nicht den Sommer über gelegen haben können, deutlich zu erkennen ist. Dennoch untersuche ich das Land sehr genau, ohne aber die geringste Spur von Mylius-Erichsens Lager zu finden. Als ich mich viele Stunden später dem Zelte nähere, treffe ich Jörgensen, der von seiner Tour ebenfalls keine Ausbeute heimgebracht hatte. Wenn sie auf Land ein Zelt gehabt hätten, wäre dieses oder die Überbleibsel davon uns nicht entgangen; hatten sie das Zelt aber auf dem Eise, was das Wahrscheinlichste ist, so ist jede Spur davon längst verschwunden. Am nächsten Tage gehen wir vom Lager nordwärts, um zu sehen, ob wir vor dem großen Gletscher zwischen Lambert-Land und der Hovgaard-Insel etwas finden können; doch auch dort ist im letzten Sommer offenes Wasser gewesen, und unser Suchen ist umsonst.

Drei Tage sind wir an dieser Stelle geblieben. Es ist jetzt hohe Zeit daran zu denken, nach Haus zu kommen, denn das Tageslicht

schwindet schnell, der Mond ist fast untergegangen, und von Proviant ist nicht mehr viel vorhanden. Am schlimmsten ist es mit unserm Petroleum bestellt; das Fäßchen hat geleckt, und die köstlichen Tropfen sind nutzlos verschwendet, wir haben höchstens noch für drei Tage zum Kochen. Und hier gibt es nichts mehr zu tun; also umgekehrt, fort, südwärts dem Licht entgegen, so schnell wir können!

Noch einmal besuchen wir Brönlunds Grab. Ich lege auf das Grab ein Leichentuch und einen Kranz, dieses von Frau Mylius-Erichsen, jenen von den Eltern Höeg-Hagens. Wir glauben, es wird ihnen recht sein, wenn wir so handeln, da wir die nicht fanden, für die Leichentuch und Kranz bestimmt waren, denn Brönlund war ja ein außerordentlich guter Kamerad gewesen. Dann verlassen wir Lambert-Land mit seinen traurigen Erinnerungen. Im Finstern geht es von dannen; wir wissen ja, daß das Eis in geringer Entfernung vom Lande gut ist, und jetzt gilt es schnell weiterzukommen, denn das Tageslicht hält nur noch wenige Stunden an, und wir haben über 400 Kilometer nach Haus.

Viel aber wird am ersten Tag nicht aus dem Schlittenfahren. Das Wetter ist drohend, drückend still; über uns hängt eine dichte, schwarze Wolkenschicht, die aussieht, als berühre sie die Erde, und dann und wann fällt eine einzelne Schneeflocke. Es kommt Nebel, und das macht das Übel nur schlimmer, denn das spärliche Tageslicht, das wir bis jetzt gehabt, verschwindet fast gänzlich, und es ist unmöglich, die Beschaffenheit der Oberfläche nur ein paar Meter weit zu übersehen. Ob es aufwärts geht oder abwärts oder geradeaus, wissen wir nicht; wir taumeln durch Finsternis und Nebel hin, südwärts, immer südwärts, das ist das einzige, woran wir denken.

Wir sind wieder auf das herausgeströmte Inlandeis gelangt, und es ist beinahe unmöglich vorwärtszukommen; immer aber hoffen wir, daß der Nebel sich etwas mehr lichten werde. Der Nebel lichtet sich aber nicht, er wird dichter, der Schnee fällt rasch, und der Wind beginnt aufzufrischen. Es herrscht Schneetreiben, und wir sind es müde, blindlings zu fahren, wir sind ärgerlich, wenn wir in tiefe Täler rutschen, aus denen herauszukommen viel Arbeit kostet. Darum schlagen wir das Zelt auf; lieber wollen wir einen Tag später nach

Hause kommen, als unter diesen Verhältnissen weiterzufahren. Es war gut, daß wir das Zelt aufschlugen, denn eine halbe Stunde später bläst ein Sturm, und dieser Sturm hält volle zwei Tage an.

In den drei Tagen ist es sehr finster geworden; der Himmel hat sich ganz umzogen. Die Finsternis ist schneller gekommen, als ich gedacht hatte, und der Tag ist unheimlich kurz geworden, wenn man diese Dämmerung überhaupt „Tag" nennen kann.

Wir müssen aber das Bestmögliche daraus machen; darum fangen wir zeitig an, brechen das Lager beim Licht einer kleinen Laterne ab, gehen im Dunkeln umher und suchen alles zusammen, und wenn wir endlich zum Aufbruch fertig sind, richten wir uns nach den Sternen, ohne uns an Hügel oder Täler zu kehren, denn diese können wir doch nicht sehen.

Der Tag nach dem Sturm fängt aber schlecht an. Ich sitze noch im Zelt und packe die Kochkiste, als ich Iversen ausrufen höre: „So was hab' ich, hol' mich der Kuckuck, noch nie gesehen! Max hat, weiß Gott, den Teufel gefressen!" Ich horche und vernehme Hundegeheul und Iversens zornige Stimme, und ich stürze hinaus, um zu erfahren, was los ist. Daß die Hunde hungrig sind, weiß ich; daß sie aber einen solchen Hunger haben konnten, einen kleinen Hund zu zerreißen, nur um etwas zu fressen zu haben, habe ich nicht geahnt; es machte einen unheimlichen Eindruck. Der „Teufel" taugte zwar nicht viel, so daß es nichts zu sagen hatte, nur konnte es das nächste Mal ein guter Hund sein, dem der Garaus gemacht wurde. Aber Max, der Mörder, der mit Blut besudelt ist, tut es jedenfalls nicht mehr; er hat sich überfressen, hat wohl auch die Leber mit verspeist, und zwei Stunden später liegt auch er tot da. Das war um 12 Uhr, um 1 Uhr stirbt Gine. Das ist Nummer drei, und man sollte glauben, daß es genug sein müßte für einen Tag. Aber um $^1/_2$3 Uhr fällt Klaus, und obwohl er auf den Schlitten gelegt und gefahren wird, stirbt er doch. Vier Hunde an einem Tag, wie das unsern Bestand lichtet!

Vorher war es uns eine Freude, das Zelt aufzuschlagen und in unsere warmen Schlafsäcke zu kriechen, jetzt aber werden die Schlafsäcke beinahe als Folterwerkzeuge betrachtet. Denn abends sind sie fast zusammengefroren, und es kostet Anstrengung ganz hineinzukommen.

Wir müssen sie ausweiten, das Eis mit dem Körper zerbrechen, und wenn wir dann etwa eine Viertelstunde darin liegen, fangen sie an zu schmelzen. Dripp, dripp fällt das Wasser herab; es wird am Körper zu Eis, wenn wir den Platz wechseln und in etwas Wasser zu liegen kommen, das sich noch nicht erwärmt hat. Erst wenn alles Wasser etwas warm geworden ist, wenn wir sozusagen in einem Dampfbad liegen, fangen wir an zu finden, daß es da drinnen gar nicht so schlimm ist. Schlimm genug aber kann es am nächsten Morgen werden, wenn wir mit den nassen Kleidern in die Kälte kommen. Und dann, unser Petroleum ist nahezu aufgebraucht! Noch haben wir Pemmikan für ein paar Mahlzeiten, den Tee aber haben wir vom Menü streichen müssen. Und kommt es vor, wie heute nacht, daß der letzte, der ins Zelt kommt, vergessen hat, die Tür zu schließen, so muß ich den Menschen recht geben, die sagen, daß Schlittenreisen und Zeltleben die Hölle sind. Übrigens ist Jörgensen der Schuldige; er erhält auch eine gerechte Strafe. Draußen stürmt und stiebt es, und hier drinnen durch die offene Tür ebenfalls, aber es trifft nur Jörgensen. Iversens und meine Freude ist groß, als wir gegen Morgen es aufgeben weiter zu schlafen und Licht anzünden, um zu sehen, wie es steht. Gleichzeitig ertönt Jörgensens Stimme ganz unten aus der Tiefe des Schlafsacks: „Teufel auch, wie es heute nacht gereift hat!“ Wir geben ihm recht; es ist aber seltsam, daß wir ihn überhaupt hören, denn er ist unter einem Schneehügel begraben und büßt seine Vergeßlichkeit damit, daß er ein paar Töpfe Wasser mehr in seinen Sack bekommt.

Doch die Zeit geht hin, und wenn wir auch nicht sehr rasch vorwärtskommen, so bewegen wir uns doch langsam südwärts und nähern uns unserm nördlichsten Depot. Wir fahren fleißig, um es zu erreichen, denn wir haben nicht einen Tropfen Petroleum und keine Krume Brot mehr. Es sieht aber nicht so aus, als könnten wir ans Ziel gelangen, denn wo wir auch gehen, scheint das Land gleich fernzuliegen. Um 3 Uhr ist es tatsächlich Nacht, um 4 Uhr können wir kein Land erblicken, wir fahren noch, lenken die Schlitten nach den Sternen und sehen um 5 Uhr endlich Land vor uns. Mit Riesenschritten kommt es näher, und im Finstern zwischen Pressungen weiter stolpernd, gelangen wir zum Depot.

Großer Festschmaus! Unser Kochapparat, der Primus, brennt

lange, wir trinken Tee und essen Zwieback. Jetzt führen wir wieder ein Herrenleben, nachdem die Schlafsäcke aufgetaut sind.

Wenngleich die Tage kurz sind, geht es schneller, als damals als wir nordwärts fuhren. Der Schnee ist besser, und wir haben den Wind im Rücken. Wenn er nicht zu stark bläst, brechen wir auf und hoffen, daß er sich — ich hätte fast gesagt vor Abend — legt; leider müssen wir aber der Dunkelheit wegen schon um 3 Uhr das Zelt aufschlagen, und diese Zeit kann man doch nicht Abend nennen. Selbstverständlich hebt es die Stimmung, daß wir jetzt wieder reichlich zu essen und zu brennen haben, und wir bekommen es noch reichlicher, nachdem wir unser nächstes Depot erreichten. Von dort an haben wir beinahe Überfluß, denn stets ist das Glück mit uns. Die Heimreise geht viel schneller als die Hinreise, am 21. November passieren wir wieder die Siebzehnkilometer-Spitze, und am Tag darauf erreichen wir den Danmark-Hafen.

Köstlich ist es, wieder in einem gewärmten, erleuchteten und saubern Raum zu sitzen, herrlich ist es, eine große Tasse warmen Kaffee zu bekommen, am schönsten jedoch ist es, die nassen Kleider auszuziehen und in trockne Schlafsäcke zu kriechen. Das Leben scheint keine größern Freuden bieten zu können. Drei Tage werden wir hier bleiben. Es ist jetzt so finster, daß es nicht mehr viel finsterer werden kann, und die Hunde bedürfen sehr der Ruhe und ganz besonders der Pflege. Zweimal täglich kochen wir Futter für unsere lieben Gefährten, und die Resultate sind gut. Die Tiere werden dick, sie heben die Schwänze, und die Augen gewinnen wieder etwas von dem gewohnten Glanz. Es kostet uns aber auch Arbeit; wir brauchen morgens und abends zwei Stunden um das Essen zu bereiten, ganz abgesehen von der Zeit, die es erfordert, sie zu füttern. Das Füttern der Hunde ist beinahe das Schlimmste, denn wir können es nicht draußen tun. Immer zwei oder drei auf einmal müssen ins Haus; denn sobald ein Schlittenhund nicht vor Hunger fast stirbt, kämpft er mit seinen Nachbarn, und es hält schwer, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Wir bekommen allmählich große Übung darin — leider, denn die drei Tage verstreichen, und wir sollen fort. Doch es stürmt und schneit; gut, so bleiben wir noch einen Tag hier. Aus dem einen Tag aber werden zwei, aus den

Müßige Stunden.

Lockeres Eis.

Sieſta an Bord.

zweien vier, und immer noch sitzen wir hier. Draußen rast das Unwetter, es stürmt und schneit, wir können nichts sehen, und es ist so schön im Haus zu sein — wie aber kommen wir heim?

Es vergehen volle sechs Tage, ehe es möglich ist, aufzubrechen. Die Tage sind zum Verzweifeln kurz geworden, Mondschein haben wir nicht und wir müssen uns mit dem schwachen Tageslicht behelfen. Doch wie soll das möglich sein, und wie lange wird die Reise wohl dauern?

Erst am 2. Dezember kommen wir fort. Der Schnee liegt tief und weich, wir sinken bis an die Knie ein, und Schneeschuhe haben wir nicht mit, wir ließen sie im Depot zurück. Nun müssen wir die Folgen unsers Leichtsinns tragen und durch den Schnee waten. Leider ist der Anfang der Fahrt so ungünstig wie nur möglich, denn Jörgensen erfriert sich beide Füße, wahrscheinlich weil seine Kamikker beim Trocknen so klein geworden sind, daß er kaum Sennegras hineinstopfen kann. Wäre die Bahn hart gewesen, so hätte er die Füße wohl nicht erfroren; aber es ist kalt, in tiefem Schnee zu gehen, und alle drei frieren wir mehr als sonst. Zwei Tage müssen wir wegen des Sturmes still liegen, dann wird das Wetter milder, und wir können wieder weiter; doch das Glück ist gegen uns. Tief war der Schnee, als wir die Fahrt begannen; jetzt ist er noch tiefer geworden, und die zwei Tage Sturm haben uns das Leben noch wesentlich schwerer gemacht, da jetzt eine Kruste auf dem Schnee liegt, die weder Schlitten und Hunde tragen kann und die Fahrt doppelt erschwert.

Du lieber Gott, diese Schlittenreise! Wenn wir in der Dunkelheit zwischen Pressungen kommen, ist es ganz schlimm. In meterhohen Wehen liegt der Schnee zusammengefegt, und wir müssen den Schlitten förmlich hindurchgraben. Zwei Hunde sterben vor Überanstrengung, und als wir endlich, nach zweieinhalbstündiger Arbeit, durch das Hindernis kommen, das nur 300 Meter breit ist, beginnt die Mühe erst recht. Der Schlitten ist wie ein Schneepflug, der eine tiefe Furche hinterläßt, und neben dem Schlitten waten wir und ziehen oder schieben, so gut es geht.

Alle zehn Minuten müssen wir anhalten, nicht nur unsertwegen, sondern auch der Hunde wegen, denn Tiere und Menschen sind gleich müde und haben nur das Verlangen auszuruhen. Wir legen uns auf die Schlitten und starren zu dem dunklen, beinahe schwarzen Himmel

empor, wo wir mitten am Tage eine Menge Sterne sehen können. Und sobald wir uns ausgeruht, nein, uns nur etwas verpustet haben, setzen wir den Weg aufs neue fort, wieder durch den tiefen Schnee, ziehen und schieben und denken dabei an die nächste Rast.

Mindestens dreimal in zehn Minuten sehe ich auf die Uhr. Ja, das ist eine Mühsal! Und dabei sind wir beide noch gut daran im Vergleich zu Jörgensen, der trotz seiner geschwollenen, schmerzenden Füße arbeitet, arbeitet wie wir, ohne zu murren. Doch wir müssen die Schlitten leichter machen. Wir finden eine Eisklippe, auf der wir ein Depot anlegen können, und dann fahren wir weiter in die Finsternis hinein, durch den tiefen Schnee, müde und erschöpft, und mit Hunden, die vor Hunger, Kälte und Überanstrengung halb tot sind.

Schließlich erreichen wir das Festland beim Teufelskap, und das Schlimmste ist überstanden. Jetzt können wir längs des Landes fahren, wo auf dem Eise kein Schnee mehr liegt, und dort haben wir ein paar gute Tage — gute wenigstens im Verhältnis zu den früheren und hinsichtlich der Bahn, schlechte aber, wenn wir das Wetter in Betracht ziehen, denn es ist Unruhe in der Luft, und jeden zweiten Tag haben wir Sturm. Draußen vor der Bessel-Bucht halten wir zwei Rasttage.

Es sind langweilige Tage, die wir im Zelt verbringen! Licht müssen wir sparen, daher liegen wir die ganze Zeit im Finstern; Proviant haben wir nicht viel, so daß wir nicht wagen, so viel zu essen als uns gelüstet, und das Petroleum wird uns ausgehen, wenn dieses Wetter und die Bahn so bleiben. Deshalb können wir unser kleines Haus nicht einmal erwärmen; dazu kommt, daß die Schlafsäcke wieder naß geworden sind, und es ist begreiflich, daß wir trübe gestimmt sind und jeder von uns dreien für sich liegt und sorgenvollen Gedanken nachhängt.

Die Hunde können jetzt bald nicht mehr; einen halben Tag haben wir Bastard auf dem Schlitten fahren müssen, dann nehmen wir ihn ins Zelt und versuchen, ihn zum Fressen zu bewegen, aber er will nur Wärme und Ruhe. Wärme findet er bei Jörgensen, auf dessen Schlafsack er kriecht; er legt sich dicht neben ihn, und Jörgensen, der selbst Invalide ist, sitzt bis spät am Abend mit dem sterbenden Hund in seinen Armen. Dann legt er ihn in einer Ecke des Zeltes nieder; dort liegt

er am nächsten Morgen tot, und Täven nimmt seinen Platz im Zelte ein. Ich gebe Iversen recht — jetzt geht es der Hölle zu!

Auf ebenem Eis können wir einstweilen noch gut weiter, aber nun ist es mit dem ebenen Eis aus, wir müssen über die Bucht zur Shannon-Insel, und dort ist es ganz arg. Das Eis ist unwegsam; starke Pressungen wechseln mit eingefrorenen Eisbrocken und alten Schollen ab, und wir können die Unebenheiten nicht sehen. Ich lasse Girly gehen, wohin sie will; sie findet den besten Weg, und wir müssen uns auf sie verlassen. Girly und ich fahren den vordersten Schlitten, hinter mir kommen Jörgensen und Iversen mit dem Blockschlitten, der einen Vorspann von sieben erschöpften Tieren hat. Iversen hatte nicht so unrecht, als er nach einer Ruhepause zu mir sagte: „Höre mal, du mußt ein wenig warten, ich muß erst die Hunde aufrichten!" Nichtsdestoweniger sind die Männer ganz fröhlich und vergnügt, und wenn wir einen Augenblick ebenes Eis haben, höre ich sie singen: „So wonnig ist das Miteinandergehen für zwei, die gern beisammen sind."

Drei Tage lang steuern wir auf das Ziel unserer Sehnsucht zu, auf die Shannon-Insel, die vor uns liegt, scheinbar ohne näherzukommen. Endlich aber sehen wir, daß wir uns dem Lande nähern; wir erreichen die Küste, noch eine Nacht in den nassen Säcken, und dann fort, dicht am Rande entlang, in die Bucht hinein, die zur Überfahrtstelle führt. Dort lassen wir alles zurück und nehmen nur meinen kleinen Schlitten, wir spannen alle gesunden Hunde davor, stecken die Kranken in die Segeltuchkiste, Jörgensen kommt auch auf den Schlitten, dann geht es fort. Noch ein paar Stunden und wir werden zu Haus, auf der „Alabama", sein!

Über Land fährt es sich nicht gut. Es sind große Schneewehen und ausgetrocknete Flußbetten da, die wir in der tiefen Finsternis nicht sehen können, auf dem blanken Eise aber geht es wie im Sturm. Die Hunde wittern, daß es jetzt nicht mehr so ist wie in den letzten fünfeinhalb Tagen, etwas Neues, etwas Schönes ist in Aussicht, und sie jagen übers Eis, daß es unter den Schlittenkufen nur so pfeift. Wir fahren um eine Spitze des Gletschers, im Finstern können wir undeutlich die „Alabama" erkennen, und wenige Sekunden darauf erblicken wir ein Licht.

Gibt es etwas, das „lebendiges Licht" genannt werden kann? Ich weiß es nicht, aber ich versichere, daß wir das Licht aufschrecken und wie verwundert lauschen sahen, wir sahen es emporgehoben, wie vor Freude einen Sprung machen, und sahen es dann laufen, auf das Deck hinauf, um kurz darauf wieder zum Vorschein zu kommen, von andern Lichtern gefolgt, die sich eilig über das Eis verstreuten. Dunkle Gestalten gleiten uns entgegen, halten an, heben ein Gekläff an und laufen zurück, von unsern Hunden verfolgt, die, bellend, heulend, die Schwänze in der Luft, alle Müdigkeit vergessen und laufen, wie sie noch nie gelaufen sind.

Dann werden die Umrisse des Schiffes in der Dunkelheit deutlich; Licht, Rufen und Geheul um uns — halt, Girly, wir sind zu Hause! Die Hunde machen halt, und steifbeinig kriechen wir aus dem Schlitten, begrüßen unsere Kameraden, die sich um uns scharen, und siehe da, da kommt ja Laub, die Hände bis zum Ellbogen in den Taschen. Er friert, daß er zittert, aber strahlt von Fröhlichkeit — und dabei ist er aus seinem süßen Schlaf geweckt worden.

Willige Hände spannen unsere Hunde aus, fröhliche Kameraden helfen uns an Bord; unten in der Kajüte ist es warm und hell, und bald sitzen wir jeder in seiner Ecke mit einer mächtigen Tasse Kaffee in den Händen und erzählen von der Reise. Viel Zeit haben wir aber nicht, Unger hat herrliches Weizenbrot gebacken, was uns viel mehr interessiert. Inzwischen tauen unsere Kleider auf, wir triefen von Wasser, so daß wir zuletzt wie in einem See sitzen. Unter ungeteilter Bewunderung unserer Kameraden ziehen wir etwas von uns ab, das eine merkwürdige Ähnlichkeit mit schmutzigen patschnassen Scheuerlappen hat; es sind unsere Kleider, Schicht für Schicht, alles ist gleich naß. Doch was tut es, wir sind ja wieder zu Hause und können trockne Kleider auf den Leib bekommen. Ah, es ist köstlich! Wir strecken uns auf der Bank, trinken Kaffee und essen Brot, und dann unterhalten wir uns über die Reise, über den Aufenthalt an Bord und über das in den nächsten acht Tagen zu feiernde Fest — Weihnachten!

Ja, es ist schön, wieder zu Haus zu sein, es ist herrlich, etwas Ordentliches zu essen zu bekommen, und am allerschönsten ist es, seine steifen Glieder in einer warmen, trocknen Koje strecken zu können!

Drittes Kapitel.

Abschied vom Schiff.

So sind wir also wieder zu Hause und haben es so gut, wie man es in Nordostgrönland überhaupt haben kann — und das ist gar nicht wenig. Wir haben vollauf von allerlei leckeren Speisen, wir haben Tabak, reine Kleider und im ganzen genommen so viele von den Gütern der Zivilisation, als wir billigerweise verlangen können. Besser aber als alles dieses ist für uns das Gefühl, daß wir herzlich willkommen sind, denn unsere Kameraden an Bord wissen nicht, was sie uns alles Gutes antun sollen.

Wir machen Ferien, essen Ungers köstliches Weizenbrot — er muß zu seinem Ärger täglich zwei Brote für uns backen —, rauchen Tabak und schlafen. Und wenn wir nichts anderes vorhaben, erzählen unsere Kameraden von den Ereignissen während der drei Monate, in denen wir fern von Haus und Heim waren.

Unger war unter anderm auf der Moschusochsenjagd — mit Poulsen zusammen —, und zwar an demselben Tag, als wir abreisten, ganz kurz nachdem sie uns Lebewohl gesagt hatten. Sie waren umgekehrt, als sie den Ochsen auf einem Hügel stehen sahen. Gleich flammte die Jagdlust in ihnen auf; sie krochen nach allen Regeln der Kunst auf allen Vieren, versteckten sich in den trocknen Flußbetten und näherten sich allmählich dem nichtsahnenden Tiere. Endlich kamen sie in Schußweite, hoben die Büchsen und — doch was war das, hatte das Tier nicht einen Schwanz? Ja, wahrhaftig; jetzt wedelte es damit, stieß ein lautes Geheul aus und kam zu den tapfern Jägern heruntergelaufen! Sie hatten große Lust, sich in einem Mauseloch zu verstecken, als sie sahen, daß das Tier, dem sie so

vorsichtig nachgekrochen waren, einer ihrer eigenen Hunde war. Jetzt geht dieser auf dem Schiff unter dem Namen „Moschusochse" umher. Poulsen und Unger lieben es nicht, daß wir ihn so nennen, aber eine Namensänderung wird nicht vorgenommen.

Dann waren Laub und Olsen heimgekehrt, nachdem sie uns eine Strecke begleitet hatten; ihre Heimreise war übrigens ungewöhnlich schnell gegangen. Kurz darauf gingen Laub und Poulsen fort, zum Haystack hinüber, wo sie Beobachtungen ausführten. Sie mußten einige Tage auf klares Wetter warten, und als es endlich eintrat, machten sie die Beobachtungen von der Höhe des Haystack und rutschten dann hinunter. Es kostete ein paar Hosen, aber das Vergnügen an der langen Rutschpartie wog den Verlust reichlich auf. Einen Bären hatten sie auch geschossen, und wir mußten mit hinunter in den Schiffsraum und das Fell ansehen, das freilich ein wenig ramponiert war. Zum zehntenmal hörten wir die Geschichte an, wie sie im Zelt gesessen hatten und von Gott weiß was gesprochen, als sie plötzlich die Hunde anschlagen hörten. Sogleich waren sie überzeugt, daß etwas Spannendes im Anzuge war, und als sie hinauskamen, sahen sie die Hunde um einen großen Bären schwärmen. Der Bär wollte fort, als er die Verstärkung gewahrte; die Hunde aber hielten ihn fest, und die Wissenschaft trug einen schönen Sieg über die rohe Kraft davon, die den modernen Elfmillimeterbüchsen unterliegen mußte. Doch es ist kein ungemischtes Vergnügen, zur Winterszeit einen Bären zu schießen; er muß abgehäutet werden, und weder Laub noch Poulsen waren sonderlich begeistert, wenn sie von diesem Teil der Vorstellung sprachen.

Sonst war auf der Tour nichts vorgefallen, auch auf der nächsten Fahrt nicht, die Laub und Unger um die Shannon-Insel herum unternahmen. Es hätte aber etwas vorfallen *können*, und sogar etwas Unangenehmes, denn sie fuhren einige zehn Kilometer oder mehr auf Neueis dicht neben dem offenen Wasser. Es war spät und finster, ehe sie die Küste erreichten; am andern Morgen aber war das Eis weg, und wo sie am Abend vorher gefahren waren, sahen sie das offene Meer. Sie waren zu dem amerikanischen Depot an der südöstlichen Spitze der Shannon-Insel gelangt und hatten es insofern sehr

gut. Während sie da saßen und darauf warteten, daß das Eis nach Baß Rock hinüber fest werden sollte, mahlten sie Kaffee zum Gebrauch an Bord. Sie mahlten einen Tag, sie mahlten zwei, sie mahlten volle sechs Tage; es wurden im ganzen dritthalb Pfund, der zwanzigste Teil des Kaffees, der im Depot lag. Das Eis aber wurde nicht fest nach Baß Rock hinüber, und sie mußten umkehren und kamen etwa am 20. November zum Schiff zurück. Sie hatten auf Schlittenausflügen eine Anzahl Beobachtungen gemacht, aber große kartographische Ausbeute kann man im Herbst nicht erwarten; sie hatten diese beiden Reisen hauptsächlich unternommen, um sich selbst und die Hunde zu üben.

Übrigens sind sie sehr fleißig gewesen. Sie hatten Tag und Nacht jede Stunde Gezeitenbeobachtungen gemacht, hatten täglich Hundefutter gekocht, und bevor es zu kalt wurde, das Schiff mit Segeltuch überdeckt. An Deck ist es schön und geschützt. Der Wind kann nicht hinein, und bis jetzt haben wir das Deck auch von Schnee frei gehalten; lange war das aber kaum möglich, es macht auch nichts, eine Schicht Schnee auf Deck wird nur wärmen. Den zurückgebliebenen Hunden ging es gut, und der Bestand hatte sich durch einige Würfe Junge vermehrt, die dick und fett waren, beinahe zu fett. Denn es liegt einem Eskimohund im Blute zu fressen, bis er nicht mehr kann, und die jungen Hunde wandeln treulich in den Fußtapfen der Väter. Sie fressen und fressen, bis der Körper für die schwachen Beine zu schwer wird, und ich fürchte sehr, die jungen Hunde werden Beine bekommen wie Dachshunde. Das Unglück wäre aber nicht so groß, denn wir werden sie kaum gebrauchen. Poulsen versieht sie; er liebt Tiere sehr, und sobald er nichts anderes zu tun hat, füttert er die jungen Hunde, die rund wie Würste um ihn herum watscheln, sobald er an Deck kommt.

Sonst glaube ich nicht, daß etwas vorgefallen ist, es sei denn der Besuch eines Bären, der an der Schiffsseite kratzte. Er war jedoch so vernünftig gewesen, die Nacht für seinen Besuch zu wählen, sonst wäre er bei dem Scherz wohl nicht so billig davongekommen.

Wir faulenzen, wie gesagt; unsere Kameraden aber sind geschäftig, sie treffen Vorbereitungen zum Weihnachtsfest, und da gibt es viel zu tun. Es soll gewaschen und großes Reinemachen vorgenommen werden,

es soll für die ganze Weihnachtszeit Brot gebacken werden, und Unger sieht sehr geheimnisvoll aus — er soll Kuchen backen, das kann er bis zur Vollendung, ja, selbst einem Apfelkuchen oder zweien geht er nicht aus dem Wege.

Und draußen räumt der liebe Gott für Weihnachten auf. Auch vom Sturm wird gefegt, denn es stürmt unaufhörlich, es ächzt im Schiffsrumpf, und das Zelt hat einige heftige Kämpfe zu überstehen. Rein aber wird es, der lose Schnee wird zusammengekehrt, und über allen Schmutz legt sich frischgefallener, kreideweißer Schnee. Es gibt „weiße Weihnachten". Aber kann man es „weiße Weihnachten" nennen, wenn es so finster ist, daß die Sterne den ganzen Tag hindurch hell leuchten?

Draußen ist es kalt, und wir zwei Faulen, Iversen und ich, reiben uns vor Wohlbehagen die Hände bei dem Gedanken, daß wir zu Hause sind. Wir haben es gut, wir sind glücklich; leider aber kann man nicht dasselbe von dem dritten, von Jörgensen, sagen, der das Recht hätte faul zu sein. Er liegt auf der Bank und sieht den Vorbereitungen zu, aber die Füße schmerzen. Seine Gedanken schweifen in die Zukunft; er sagt es nicht, aber ich weiß, daß sie sich immer mit der einen Frage beschäftigen: werde ich gesund genug, die Schlittenreise mitzumachen?

Laub ist Arzt und Krankenwärter; einen tüchtigern kann man wohl finden, einen freundlichern jedoch nicht. Jeden Abend, wenn die Arbeit des Tages beendet ist, verbindet er Jörgensen mit einer Leichtigkeit der Hand, mit einer Behutsamkeit und Fürsorge, als habe er nie etwas anderes getan.

Dann kommt der Weihnachtsabend; die großartigen Vorbereitungen sind beendet. In der letzten Nacht blieb Unger auf, bis wir alle schliefen, und schmückte die Kajüte mit Flaggen, Grün und Kerzen. Wir fanden es sehr festlich und weihnachtlich, als wir morgens das Resultat seiner Nachtarbeit erblickten, und Unger freute sich und fand selbst, daß es sehr schön war.

Weihnachten ist ein merkwürdiges Fest; wie kein anderes weckt es Erinnerungen aus den Tagen der Kindheit. Sie drängen sich auf diese Erinnerungen, Erinnerungen an Weihnachten daheim mit

Geſtrandeter Eisberg.

Die Alabama vom Eis beſetzt.

Christbaum, Lichterglanz, Süßigkeiten und Geschenken, und sie tauchen auf zu Zeiten, wo man sie am wenigsten erwartet. Sie tragen die Gedanken über das Eis zum heimatlichen Herde hin, wo Eltern und Geschwister versammelt sind und den abwesenden Söhnen und Brüdern freundliche Gedanken senden. Diese Erinnerungen und der Kontrast hier sind wohl schuld daran, daß Weihnachten immer ein großes Fiasko ist, denn unsere Schuld ist es nicht, wir haben den ehrlichen Willen, das Fest zu feiern, und nichts fehlt. Das von der Konservenfabrik „Danica" zusammengestellte Weihnachtsmahl steht auf dem Tisch, wir haben Naschwerk, Wein und Zigarren, wir haben Grün und Licht, auch an Geschenken fehlt es nicht, dazu gute Kameradschaft und anscheinend gute Laune. Leider ist die letztere etwas gekünstelt, und wir geben es bald auf, dem Abend die richtige Stimmung zu verschaffen. Wir trinken noch ein Glas auf „absent friends" und gehen dann in unsere Kojen, während die Gedanken frei in die Ferne schweifen, zurück zu den Tagen, wo noch das rechte Weihnachten war, und Freude und Laune echt waren.

Nach Weihnachten wird ernstlich mit der Ausrüstung zu der langen Schlittenreise begonnen. Es wird hart gearbeitet, es ist aber auch viel zu tun. Es müssen die Spitzen an unsere Schuhe genäht und Sohlen gemacht werden, Unger soll Schlitten fabrizieren und Laub Proviant packen. Schneehosen müssen genäht werden, es ist abzuwiegen und abzumessen, vor allem aber müssen Ausrüstungslisten gemacht werden; mit diesen bin ich eifrig beschäftigt.

Die Lust aber treibt das Werk, und die Arbeit geht schnell von der Hand. Alle haben es eilig, sogar Jörgensen, der in seiner Koje liegt und aus geflochtenem Tauwerk Sohlen macht; er hat dann doch etwas zu tun und fühlt sich an den Vorbereitungen beteiligt.

Sieben Mann aber sind nicht viel, wenn die tägliche Arbeit mit zu versehen ist. Einer muß das Essen für uns kochen, und jeden Nachmittag haben zwei Mann Hundefutter zu kochen. Außerdem muß der Schnee vom Deck geschaufelt werden, denn das Wetter ist schlecht, es stürmt und schneit fast jeden Tag, und das Deck wird voll Schnee. Den ganzen Tag hindurch sind wir auf dem ganzen Schiff verstreut. Laub steht achter in der Kajüte, die wie ein Grünkramladen aussieht und ebenso riecht; er wiegt und mißt den Proviant ab und verpackt

ihn in Kisten. Im Schiffsraum ist Unger eifrig damit beschäftigt, Schlitten anzufertigen. Er hat eine ganze Tischlerwerkstätte da unten, und Stück für Stück fügt er die Schlitten zusammen, die von Olsen oder Poulsen festgebunden werden. Im Verschlag sitze ich und berechne Gewicht und Proviant, jedes Gramm muß in Betracht gezogen werden; mir gegenüber sitzt Olsen und näht auf der Maschine. In der Küche wird mit Töpfen und Pfannen rumort, und wer gerade Koch ist, kommt heraus. Wie warm es dort ist! Der Koch setzt sich auf die Bank und trocknet den Schweiß vom Gesicht, dann muß er wieder hinein und seine Arbeit versehen. Zuweilen kommt Iversen herunter, um nach uns zu schauen; er besorgt alle Metallarbeiten, die auszuführen sind, und hilft auf jede Weise.

Nur abends versammeln wir uns, und wenn wir gegessen haben, zerstreuen wir uns auf die beste Art mit Lesen oder Schachspiel oder erzählen von alten Tagen.

Amüsant ist der Winter nicht, und wir sind hoch erfreut, als wir draußen die Dämmerung erblicken. Es geht rasch vorwärts, wenn es erst anfängt; uns scheint, als würde es von Tag zu Tag heller, und die Sehnsucht nach draußen wächst; die Arbeit an Bord behagt uns nicht recht. Mitten im Winter konnte man sich drinnen aufhalten, da war die Versuchung nicht so groß, jetzt jedoch, in den helleren Tagen, hält es schwer, und wir ergreifen jede Gelegenheit hinauszukommen. Allein erst die Arbeit, dann das Vergnügen; bis zuletzt haben wir nicht viel Zeit, nur Sonntags wagen wir es, uns der Freude an einer langen raschen Lauftour mit einem Hundeschlitten hinzugeben. Jeden Sonntag sind wir draußen; wir machen weite Fahrten und kommen gegen Abend erfrischt, aber müde mit einem Wolfshunger nach Haus. Wir unternehmen ganz kleine „Waldausflüge", fahren bis ans Ende der Bucht, nehmen einen Primusapparat mit und kochen im Freien Kaffee. Es ist schön, Kaffee zu bekommen, aber o weh, wie kalt ist es, darauf zu warten! Nein, so recht besehen, eignet sich dieses Klima nicht zu Waldausflügen!

Sonst vergeht ein Tag genau wie der andere. Wir stehen auf, essen und arbeiten zu ganz denselben Zeiten, und die einzige Abwechslung sind Sturm und Stille. Es ist hier ungefähr wie im Gefängnis,

und wenn dieses auch freiwillig gewählt ist, sind wir doch überaus glücklich, als wir am 5. Februar deutliche Zeichen dafür sehen, daß die Gefangenschaft bald ihr Ende haben wird. Es ist die Sonne, die mit Botschaft aus helleren Gegenden kommt und baldige Erlösung aus diesem untätigen Dasein verspricht.

Iversen ist es, der die Sonne entdeckt, die übrigens zwei Tage zu früh kommt, und er läuft umher, vom Vorschiff ins Achterschiff und ruft aus vollem Halse: die Sonne ist da! Bei dieser frohen Botschaft hält Laub im Wiegen inne und springt auf, Unger wirft seine Arbeit hin und erkundigt sich, ob es wirklich wahr ist, bis auch er aus dem Schiffsraum heraufkommt, und Poulsen, Olsen und ich, die wir im Verschlag gearbeitet haben, fallen in unserer Hast übereinander.

Ja, es ist wahr! Die Sonne ist da, die Hälfte davon steht über dem südlichen Horizont, sie ist blutrot und schneidend kalt anzusehen! Aber es ist doch, als gäbe sie Wärme. Der Schnee ist nicht mehr so weiß, er ist leicht hellrot gefärbt, er funkelt und blinkt. Das beste aber ist, daß wir wieder unsere Schatten sehen können, nicht sehr scharf, aber unendlich lang, so daß sie sich fast in der Ferne verlieren. Zu denken, daß man froh über einen Schatten ist! Ist es nicht der beste Beweis für die Langeweile des Winters, daß einem selbst Schatten Interesse abgewinnen können?

Wir machen eine Ruhepause, so lange die Sonne sich zeigt. Wir alle sind oben, selbst Jörgensen, und stehen frierend da, gelblichgrün im Gesicht, die Augen blinzelnd auf die große Lichtquelle gerichtet, die bald wieder zu sinken anfängt. Jetzt ist nur noch der oberste Rand über dem Horizont — noch ein Strahl, und die Sonne ist fort! Im Süden glüht der Himmel noch, um uns aber ist der Glanz in den Millionen von Eiskristallen erloschen, die blaßrote Farbe ist verschwunden, der Schnee wieder grauweiß, wie er den ganzen Winter gewesen ist. Glücklich bei dem Gedanken, daß der Winter zu Ende ist, daß der Frühling vor der Tür steht und die Schlittenreise bald beginnen kann, kriechen wir wieder in unser warmes Schiff zurück.

Wir verlieren keine Zeit, und schon am 16. Februar bricht Laub mit Iversen, Poulsen und Unger auf. Sie haben drei Schlitten mit

zusammen 1853 Pfund, und ihre Aufgabe ist, so weit wie möglich nach Norden zu fahren, den Proviant abzuladen und bis zum 25. Februar wieder zurück zu sein. Jörgensen, Olsen und ich bleiben auf dem Schiff zurück, wo es nach der Abreise der Kameraden doppelt traurig ist. Die Gedanken möchten jene gern auf ihrer Fahrt begleiten, doch sie müssen bei unserer Arbeit sein, denn wir haben noch genug damit zu tun, die Hunderte von Kleinigkeiten in Ordnung zu bringen, bis die andern zurückkehren.

Wir werden auch fertig damit, ja, wir bringen sogar mehr fertig, als berechnet war. Eines Tages, als wir vor dem Schiff draußen stehen und darüber sprechen, wo unsere Kameraden wohl sein mochten — denn das Wetter war nicht das beste gewesen, und wir waren etwas besorgt um sie —, hören wir von weither einen Ruf, und kurz darauf sehen wir einige kleine Dampfwölkchen dicht über dem Eise heranschweben.

Die Sonne scheint auf diese Wölkchen und verleiht ihnen alle Farben des Regenbogens; sie stehen wie eine Glorie um ein paar dunkle Punkte — um die Hunde, die das Schiff entdeckt haben und erhitzt und atemlos dahin laufen, während Dampf und Feuchtigkeit sich um sie verdichten. Wir gehen unsern Kameraden entgegen, und bald höre ich die frohe Kunde, daß sie schönes Wetter gehabt und mit dem Proviant bis zur Bessel-Bucht gekommen waren. Die Fahrt war aber schwierig gewesen; sie hatten sehr gefroren, es sammelte sich Feuchtigkeit im Zelt, in den Schlafsäcken und in der Kleidung, und um so weit zu gelangen, wie sie es getan, war es notwendig gewesen, die Strahlen des Vollmonds zu benutzen. Am Haystack ließen sie ihr Zelt zurück und fuhren mit dem Proviant nordwärts, erreichten die Bessel-Bucht, errichteten ein Depot von 1328 Pfund Hundepemmikan und kehrten um. Sonst ist auf der Tour nichts von Interesse vorgefallen, nur hatte Täven Junge geworfen, und Grimrian, Pan und Lady hatten zum großen Schmerz der Mutter Extrafutter erhalten. Es ging ihr ganz gut, noch immer ging sie umher und suchte offenbar nach den neugeborenen Kleinen. Arme Täven, so ist nun einmal der Lauf der Welt auf Schlittenreisen!

Es vergehen ein paar Tage, und wir sind bereit zur Abreise.

Der Proviant ist auf den Schlitten verstaut, am 3. März ist alles zum Aufbruch fertig, und zum letztenmal gehe ich umher und sehe nach, ob an Bord und an Land alles in Ordnung ist.

Das Wetter ist schön, es ist ganz still und klar; die Sonne scheint auf unser kleines Schiff, das eingefroren und verschneit den ganzen Winter hindurch ein so geschützter, behaglicher Aufenthaltsort für uns gewesen ist.

Sie scheint auf in Felle gekleidete Männer, die sich noch bei den beladenen Schlitten zu schaffen machen und ab und zu die Arbeit unterbrechen, um sich durch Zusammenschlagen der erstarrten Hände zu erwärmen. Der eine ist dabei, zum großen Unbehagen der herumliegenden Hunde eine Peitsche zu probieren, und Laub wandert wie eine verlorene Seele umher. Er sieht so unschuldig aus, hat aber arglistige Absichten und soll das Geschirr prüfen. Die Hunde aber kennen das und schleichen davon, den Schwanz zwischen den Beinen; es nützt nichts, daß er lockend und sanft pfeift; sie wissen nur allzu gut, was solche Freundlichkeit bedeutet, und wollen sich nicht einfangen lassen.

Die Sonne scheint auf die Hunde, die fressen, spielen oder in beständigem Krieg mit andern Hunden umherlaufen. Sie alle sind gesund und stark, sie freuen sich des Lebens und sind glücklich, denn sie wissen nicht, daß die Ruhe jetzt aufhört, daß der heutige Tag der letzte ist, an dem sie in Überfluß und Nichtstun leben dürfen, daß sie morgen aufbrechen sollen, daß Wochen und Monate harter Arbeit vor der Tür stehen und der Tod ihnen gewiß ist, wenn Überanstrengung und Unterernährung ihre Kräfte erschöpft haben.

Ich stehe oben auf dem Land und blicke auf diese kleine emsige Kolonie hinunter, auf dieses kleine Stück pulsierenden Lebens mitten in der großen weißen Öde, ich blicke auf das Schiff hinunter, das so viele frohe Erinnerungen birgt, auf meine Kameraden, die sich freudig und vergnügt auf die Mühsal vieler Tage vorbereiten, und auf die Hunde, die umherrennen, und ich denke daran, daß es von morgen ab mindestens Monate dauern wird, bis wir alle wieder versammelt sein werden, und daß es lange währen wird, bis wieder solch ein Leben im Winterhafen herrscht.

Es tut so wohl, solch emsige Geschäftigkeit zu sehen, wo die Natur tot daliegt. Von morgen ab aber wird es auch hier still werden, und das Treiben Jörgensens und Ungers wird wie ein fernes Echo des Lebens und Lärmens früherer Tage sein.

Es ist immer traurig, Abschied zu nehmen, und vielleicht doppelt traurig hier oben, wo man die letzten Bequemlichkeiten der Zivilisation hinter sich läßt, wo man nach dem Abschied sein Haus, sein Essen und Feuerungsmaterial auf einem Schlitten selbst mitschleppen muß und wo die nächste Zukunft damit zugebracht werden soll, über unbekannte Landstrecken zu fahren. Der Weg ist lang, es kann so viel Unvorhergesehenes geschehen, und der Gedanke, ob wir uns wiedersehen, taucht immer wieder mit ärgerlicher Aufdringlichkeit auf. Plötzlich aber wird er von einem andern Gedanken verdrängt: was soll dies denn heißen! Das, wofür man solange Zeit gearbeitet hat, der Gedanke an diese Reise, die jetzt beginnen soll, war ja die Triebfeder zu all deiner Arbeit in mehr als einem Jahr, und jetzt, da sie anfängt, ertappst du dich selbst beim Gedanken an die Zukunft mit einem Gefühl, das der Furcht ähnlich ist! Du sollst doch froh sein, und jetzt ist wahrlich nicht die Zeit für solche Gedanken! Ach ja, das ist so wahr, so wahr, aber dennoch — Gedanke folgt auf Gedanke, und sie sind alles andere als lustig. Auf Mißgeschick und Not bin ich vorbereitet, aber eine Rückkehr ohne Resultat, eine Rückkehr ohne den Danmark-Fjord erreicht zu haben, wie leicht kann das geschehen? Und wild tummelt sich die Phantasie auf dem zukünftigen Schauplatz. Ich sehe große Spalten im Inlandeis, die uns mit all unsern Sachen verschlingen können, ich sehe die Hunde sterben, bevor wir so weit gelangt sind, daß wir mit Ziehschlitten weiter können; es gibt ja Schreckbilder genug, die die Phantasie aus dem Nebelschleier der Zukunft formen kann.

Glücklicherweise steht man aber nicht längere Zeit in nutzlose Betrachtungen versunken, wenn die Kälte unter 30 Grad Celsius ist. Die Kälte dringt durch die warmen Kleider; das weckt so eigen, und man schaut die Dinge wieder nüchtern an. Wohlan, mag kommen was da kommen will; kommt Zeit, kommt Rat! Jetzt ist keine Muße, an dergleichen zu denken, es ist noch auf allzu viel achtzugeben. Und mit einem freundschaftlichen Stoß nach einem Hunde, der meinen

erfrorenen Füßen zu nahe kommt, kehre ich wieder zur Wirklichkeit und mitten in die Geschäftigkeit zurück.

Der Tag geht zur Neige, die Sonne ist untergegangen. Noch glüht der Himmel im Westen, aber die Kälte ist doppelt so fühlbar wie vorher, und es wird uns endlich klar, daß wir nicht länger im Freien arbeiten können. Einer nach dem andern geht an Bord, die Hunde kriechen an geschützten Stellen zusammen, Girly und Björn nehmen, von starkem Speisengeruch angelockt, ihre Plätze im Kajütenverschlag ein, und bald sind wir alle um den Tisch versammelt, der sich unter einer Menge der besten Speisen biegt, die das Haus zu bieten hat, eine bescheidene Zugabe, um unsern letzten Abend zu Haus zu feiern. Doch obwohl wir hungrig sind und die Speisen mit Begierde verschlungen werden, kann eine Feststimmung durchaus nicht aufkommen. Wir versuchen es mit kleinen Kuchen und Näschereien, doch es hilft nichts; Unger zieht das Grammophon auf, um die belebenden Töne des „Cake walk" als Botschaft aus der Welt, in der man sich amüsiert, in der Kajüte erschallen zu lassen; allein auch das bleibt ohne Erfolg. Da — ein schnarrender Laut, der „Cake walk" nimmt ein jähes Ende, weil die Feder springt — und der Versuch wird aufgegeben. Es ist auch besser, in die Koje zu gehen und zu schlafen, zum letztenmal für lange Zeit in einer warmen Koje zu schlafen, denn von morgen an haben wir unsere Kojen auf dem Schnee!

Am nächsten Morgen sind wir auf den Beinen, vorn und achter, bevor uns Unger heraustreibt. Unser erster Gedanke gilt selbstverständlich dem Wetter. Von den Kojen aus hatten wir hören können, daß es windstill ist; einen schönern Morgen aber als den, der uns begrüßt, als wir an Deck kommen, hätten wir uns nicht wünschen können. Die Sonne, die noch nicht so lange da war, daß wir uns daran gewöhnt hätten, sie als etwas Alltägliches zu betrachten, steht hell und blendend an einem ganz wolkenlosen Himmel. Jeder Schneehügel auf dem Lande tritt scharf und deutlich hervor, und in weiter Ferne können wir die hohen malerischen Berge des Festlandes vom Sonnenlicht übergossen in der klaren Frostluft scharf und deutlich sehen. Bei schönem Wetter wird man unwillkürlich fröhlich, besonders hier in

dem rauhen Grönland, wo wirklich gutes Wetter zu den Seltenheiten gehört, und es wird fast als gute Vorbedeutung für eine Schlittenreise betrachtet, wenn der für den Aufbruch bestimmte Tag so schön beginnt wie dieser.

Eilends kommen wir zum Morgenkaffee in die Kajüte hinunter; aber du lieber Himmel, welch ein Wirrwarr! Die Hängematten sind noch nicht aufgeräumt, überall liegen Sachen herum, und Iversen, Olsen und Poulsen, die alle fort sollen, fahren durcheinander umher und suchen da einen Strumpf und dort einen Fausthandschuh. Am Abend vorher war große Wäsche gewesen, und wenn man das auch den leuchtend reinen Gesichtern nicht ansehen konnte, so sind doch deutliche Zeugen dafür vorhanden in Gestalt von abgelegten Kleidern, nassen Handtüchern und einem großen Eimer Wasser mitten auf dem Fußboden, den auszugießen der letzte, der sich gewaschen hatte, zu müde gewesen war. Unger läuft mit Kaffeekanne und Krug herum und versucht vergebens, einen Platz dafür auf dem Tisch zu finden, wo alles in noch wilderer Unordnung ist als auf Fußboden und Bänken. Es ist deutlich zu sehen, daß das Lager im „Aufbruch" begriffen ist.

Endlich herrscht etwas mehr Ruhe. Jeder hat seine Kleider gefunden, die Hängematten werden in eine Ecke geworfen, während die Sachen auf dem Tisch in einen großen Haufen zusammengeschoben werden, und Unger macht sich mit Kanne und Krug davon, ohne zu riskieren, mit dem Ganzen auf dem Boden zu landen. Eine hastige, vorläufige Mahlzeit, dann geht es auf die Hundejagd. Die Hunde, die schwer einzufangen sind, haben wir am vorhergehenden Abend glücklicherweise angebunden; trotz dieser vernünftigen Maßregel haben wir mehr als genug Arbeit damit, auch die liebenswürdigeren Tiere zu fangen. Es hat wirklich den Anschein, als ahnten sie, daß es nun Ernst wird und daß die herrlichen Tage an Bord vorüber sind; denn nie zuvor hatten wir solche Mühe, sie zu fassen und festzuhalten, wenn sie eingefangen waren. Wir locken die Hunde mit schönen Worten und Versprechungen, wir lächeln ihnen holdselig zu, wenngleich das Feuer der Rachgier in uns brennt; aber mißtrauisch und kläffend halten die Hunde sich fern. Da fangen wir an, mit den Hunden „Haschens" zu spielen; wenn wir uns zusammentun, können

Wieder in offenem Waſſer.

Ausſicht vom Winterhafen nach Oſten.

Die Alabama außerhalb des Winterhafens.

Landung der Hunde.

wir ihrer habhaft werden, und wild geht das Spiel — wenn man es so nennen kann — über Land, Eis und Bord. Es kostet uns eine Stunde, das halbe Dutzend Hunde einzufangen; dabei müssen wir Kleinbjörn doch laufen lassen, weil er uns zu flink ist, und wir hoffen, daß er nachkommen wird, wenn wir aufbrechen.

Das ist aber auch unsere letzte Arbeit, und als die Hunde vorgespannt sind und Unger zum Aufpassen dableibt, damit sie sich nicht wieder losreißen, versammeln wir uns zum letztenmal in der gemütlichen Kajüte der „Alabama", wo Olsen eine Art oberflächlicher Ordnung zuwege gebracht hat. Bald sitzen wir rund um den reichbesetzten Frühstücktisch; heute war wieder nichts zu gut. Wir ahnten nicht, daß es das letztemal war, daß die Kajüte so viele fröhliche Menschen beherbergen sollte.

Unser einziger Kummer gilt Jörgensen, mit dem zusammen die Schlittenreise zu machen ich mich so gefreut hatte. Doch auch er scheint aufgeräumt zu sein und lacht und scherzt mit uns, obwohl leicht zu erkennen ist, daß es ihn Anstrengung kostet. Es kann das nicht wundernehmen, denn jetzt soll ja die Hauptreise der Expedition beginnen. Um dieser Fahrt willen ist er mitgegangen, alle seine Hoffnungen auf die Expedition waren mit dieser Fahrt verknüpft, und jetzt muß er zurückbleiben, krank und bettlägrig, während Iversen und ich allein gehen!

Doch die Zeit verstreicht. Der erste Sonnenstrahl findet seinen Weg in die Kajüte durch das verräucherte Oberlicht, und da wir bis ans Land hinübergelangen müssen, bevor wir abends die Zelte aufschlagen, ist keine Zeit zu verlieren. Noch eine Tasse Kaffee und dann — lebewohl Zivilisation!

Unger ist der Meinung, daß anläßlich des Tages etwas Außergewöhnliches geschehen müsse, und er benutzt die Frühstückszeit dazu, mit der Flagge in die Höhe zu klettern. Aber der Mast ist hoch, und des Schicks und Brauchs an Bord ungewohnt, ist Unger eifrig damit beschäftigt, die Flagge am Want festzubinden — auf halbem Mast! Er ist so hoch gekommen, wie man es von gewöhnlichen Menschen in dieser Temperatur nur verlangen kann, und ein wenig Staat war seiner Meinung nach besser als gar nichts. Armer Unger, er meint es so

gut! Doch es gibt gewisse Dinge, die eines Seemanns Auge verletzen, und unter anderm liebt er es gar nicht die Flagge halbmast zu sehen, wenn er sich eben anschickt, eine lange gefährliche Reise zu machen. Es setzt grobe Worte, bis Unger mit Laubs Beistand die Flagge achter an einem Ruder befestigt hat, und seufzend muß Unger die Wahrheit des alten Spruches „Undank ist der Welt Lohn" an sich erfahren.

Bald ist auch dies vergessen. Jeder Mann hat für sein Gespann zu sorgen, und es ist noch auf vieles achtzugeben, denn die Hunde sind gesund und satt, und Untätigkeit behagt ihnen nicht. Sie zerren an den Strängen, sie kämpfen und beißen sich, und einer und der andere versucht, das Geschirr abzustreifen, um frei umherlaufen zu können; das ist doch unterhaltender als angebunden zu stehen! Unger spaziert mit einem photographischen Apparat umher und will uns alle photographieren, und Jörgensen hat sich aus der Kajüte auf das Eis herausgewagt, um uns ein letztes Lebewohl zu sagen. Er sieht krank und leidend aus, wie er da in dem scharfen Sonnenlicht auf einen Stock gestützt steht oder von einem Schlitten zum andern humpelt und seine alten, treuen Hunde von der Fahrt nach Lambert-Land streichelt und liebkost. Immer aber hat er ein Lächeln auf den Lippen und ein freundliches Wort für uns alle, trotz der bittern Enttäuschung, die er in diesem Augenblick empfinden muß.

Noch ein Händedruck, ein letztes Lebewohl, und dann zu den Schlitten! Die Peitschen knallen, Musch, Girly, Gee! Und dahin fliegen wir, daß es im Eise pfeift; wir schwenken die Mützen zum Abschied, während Jörgensen und Unger allein zurückbleiben und uns zuwinken, solange wir sie sehen können.

In sausender Fahrt geht es über das spiegelblanke Eis. Die Hunde sind lebhaft und flink, und bald wenden wir um eine Spitze auf dem Gletscher. Die sonnenbeschienene „Alabama" mit der Flagge achter und Jörgensen und Unger, die immer noch dastehen und ihre Mützen schwenken, verschwinden jetzt.

Wie herrlich ist es doch, in der frischen klaren Luft wieder mit Hunden zu fahren und unterwegs zu sein nach der langen Einsperrung auf der „Alabama"! Wir genießen es in vollen Zügen und

haben gute Gelegenheit dazu, denn die Schlitten gehen so leicht, daß wir trotz der schweren Last hinten darauf stehen und mitfahren. Die Hunde sausen dahin, die Schwänze in der Luft, und übermütig und lebhaft, wie sie sind, schnappen sie nach einander, sie heulen und bellen, während wir mit den Peitschen knallen und sie mit Rufen und Schreien aufmuntern. Wir rufen uns zu, singen und lachen, wir freuen uns wie Kinder, die endlich ihrem erzwungenen Aufenthalt im Hause entschlüpft sind. Und dahin geht es unter Geschrei und Lärm, während über den warmen Hunden in der kalten Luft kleine Dampfwölkchen schweben.

Dann aber erreichen wir die Stelle, wo wir über Land müssen, wo die Seen beginnen, und bums — da stehen wir! Solange die Schlitten leicht übers Eis gleiten, ziehen die Hunde wie besessen; sobald wir aber auf Schnee kommen und die Schlitten schwerer laufen, geben die Hunde gleich die Sache auf; sie halten an, um zu sehen, was im Wege ist, setzen sich ruhig nieder und, die Zunge weit aus dem Halse hängend, fangen sie an zu verschnaufen, während ihre Seiten sich wie ein Blasebalg hin und her bewegen.

Jetzt ist das Vergnügen vorüber, und die Arbeit beginnt! Wir kommen von den Schlitten herunter, nehmen den Zuggurt über die Schulter, und hart fällt die Peitsche auf die Hunde. Heda, wollt ihr auf! Und vorwärts geht es wieder, aber langsam, Fuß für Fuß arbeiten wir uns weiter. Wir ziehen an den schweren Schlitten, wir haben keine Zeit zu lachen oder zu singen, und alles, was zu hören ist, sind kurze scharfe Zurufe für die Hunde, die endlich verstehen, daß es jetzt Ernst ist. Langsam und träge geht es dahin, aber als der Abend anbricht, sind wir an Land gelangt und schlagen müde das Zelt auf, froh darüber, soweit gekommen zu sein und alles gut im Gange zu sehen.

Viertes Kapitel.

Im Sturm auf das Inlandeis.

4. bis 16. März 1910. Eine Frühjahrsschlittenreise an einer Küste entlang ist kein vergnügliches Unternehmen. Ein Tag vergeht genau wie der andere, was Arbeit und Ereignisse betrifft, und nur das Wetter bringt in die Einförmigkeit einige Abwechslung.

Diese Abwechslung ist jedoch nicht genügend, um darüber zu schreiben; sie kann nicht interessieren. Daher überspringen wir dreizehn Tage und etwa 150 Kilometer. Wir befinden uns hinter den Inseln in der Dove-Bucht, nahe der Landseite, und betrachten den Aufstieg von ihrer Oberfläche als eine Möglichkeit, die heute oder morgen zur Wirklichkeit werden kann.

Leider hat die dreizehntägige Schlittenfahrt die Kräfte der Hunde sehr erschöpft und, was schlimmer ist, ihre Pfoten haben sich noch nicht abgehärtet, denn sie sind ganz wund, und in den meisten Spuren steht Blut. Allein die Pfoten heilen wieder, und wenn wir das Glück hätten, einen Bären zu erlegen, bevor wir auf das Landeis kommen, so würden sie bald etwas von ihrer Kraft und Fülle wiedergewinnen.

Am 16. März rasten wir, durch Sturm aufgehalten; wir sind sehr zufrieden mit den Aussichten, denn die Reise hierher hat, was Schnelligkeit anbelangt, unsere Erwartungen übertroffen. Wir haben das Depot gefunden, das wir im vergangenen Herbst auf einem Eisberg hinterlassen mußten, all unser Proviant und unsere Ausrüstungsgegenstände, im ganzen 2800 Pfund, sind an dieser Stelle beisammen, und wir warten jetzt nur auf das Aufhören des Sturmes, um die Fahrt fortzusetzen. Eigentlich aber sind wir froh über den Sturm und

über den Rasttag, da die Hunde der Ruhe bedürfen, und wir hoffen, daß das Ausruhen ihnen gut tun wird.

17. März. Es war nicht viel Veranlassung, sich des Lebens zu freuen, als wir die Tagesarbeit begannen, denn die Sonne stand wie eine große matte Scheibe hinter dem alles verschlingenden Nebel und vermochte kaum ein paar zaghafte Strahlen auf den tristen Lagerplatz herabzusenden. Das weiter abliegende Land war verborgen; nur hier und dort ragte eine Spitze oder ein Berggipfel aus dem dichten Nebelmeer hervor, und selbst das Land in nächster Nähe war so tot, kalt und dunkel, daß wir schauderten, als wir aus den Zelten traten. Wir schüttelten uns, denn der Nebel ist kalt und rauh; alles sieht grau in grau aus, und bald stimmt unsere Laune ganz mit dem trübseligen Wetter überein.

Wir sind unlustig zu allem, und die Hunde sind es noch mehr; der Rasttag hat ihnen nicht geholfen, und langsam und träge arbeiten wir uns weiter über das ebene Fjordeis. Man braucht auf keine Pressungen zu achten; es ist nichts weiter zu tun, als sich zu mühen, so gut es geht, und immer Kurs auf die scharfe Spitze zu halten, die vor uns durch den Nebel nur eben noch zu erkennen ist. Wo aber auf nichts zu achten ist, haben die Gedanken freien Spielraum, und finstere Betrachtungen über die Zukunft kreuzen einander, wenn ich auf die Hunde blicke, die schläfrig, mit matten Augen, schlottrigem Fell und hängendem Schwanz an den Strängen ziehen.

Was soll nur aus uns werden? Schon jetzt untaugliche Hunde, und die Reise hat kaum begonnen!

Eine Stunde ist vergangen, die Sonne ist höher gestiegen, der Nebel dünner geworden, und es taucht Land auf, das bisher verborgen war, erst undeutlich, verwischt, wie durch einen dichten Schleier gesehen, dann immer schärfer und deutlicher. Es kommt Zusammenhang in die isolierten Landmassen, die wir vorher hatten sehen können; sie formen sich zu Inseln oder Höhenzügen, die durch eine niedrige, bisher vom Nebel verborgene Landstrecke verbunden sind. Es ist, als entstünde Insel um Insel vor unsern Augen. Unsere Aussicht ist nicht mehr durch eine große Nebelwand begrenzt, wir sind nicht mehr Zentrum in einem großen Nebelkreis, ein Zentrum, um das sich alles

alles dreht; wir können weit und breit nach allen Seiten sehen und fühlen, daß wir wieder in die große, weite Welt gekommen sind. Die Sonne bricht durch den Nebel, der sich schnell zerstreut. Nebelbänke streifen hierhin und dorthin, klammern sich hier fest an eine Spitze und legen sich dort in ein Tal; doch nur für einen Augenblick, dann vertreibt die Sonne sie wieder, verwischt sie, saugt sie auf oder treibt sie in schmale Engpässe oder unter steile Klippen, wohin ihre siegreichen Strahlen noch nicht haben dringen können.

Alles scheint verändert. Zu unsern Füßen dehnt sich ein Teppich glitzernder Kristalle, die in allen Farben des Regenbogens strahlen und funkeln, und nicht eine große, matte Fläche wie vorher. Wir fühlen uns wie von einer Last befreit, wir blicken umher auf das auftauchende Land, sehen auf die Ansammlung großer Eisberge, die mit seltsam zerrissenen Konturen mitten in der Meerenge auftauchen, und für einen Augenblick vergessen wir beim Anblick dieser Schöpfung im kleinen sogar unserer Sorgen.

Es sieht jetzt nicht mehr so schlimm aus, nachdem die Sonne einen Weg zu dem eisbedeckten Sund herab gefunden hat und einen warmen, goldenen Schein über die düstern Berge wirft. Und selbst die Hunde, die jammervoll abgemagerten Tiere, sehen besser aus, da die Sonne sie bescheint.

Mit erneutem Interesse blicke ich um mich, streife das Eis von den Augenwimpern, um besser sehen zu können, und während die Augen langsam über das Eis schweifen, stutze ich plötzlich. Was war das nur, dort vor uns! Mir scheint, als bewege es sich; ich sehe genauer hin, der große gelbweiße Klumpen steuert auf uns los, und eine Sekunde darauf erkenne ich deutlich, daß es eine große Bärin ist; sie ist anscheinend viel größer als in Wirklichkeit, neben ihr ihre winzig kleinen neugeborenen Jungen.

Woo, Girly, woo! Flugs werfen alle Hunde sich in den Schnee, nicht einer von ihnen hat den Bären entdeckt. Ich signalisiere meinen Kameraden wie ein Rasender; bald sind alle Schlitten versammelt, und es ist merkwürdig anzusehen, wie die offenbar todmüden Hunde aufwachen, sobald sie merken, daß gerastet werden soll. Kein Wunder, daß wir uns beeilen, als das Wort „Bär" von Mund

zu Mund geht. Die Büchsen müssen im Nu heraus, denn da vor uns, keine fünfhundert Meter weit, ist Rettung für unsere Hunde, sind tausend Pfund herrliches, saftiges Fleisch, das beste, was wir uns wünschen können, und es steuert unaufhörlich und mit vollen Segeln auf uns los!

Dann aber fängt die Alte an, Unrat zu wittern. Ein paar hundert Meter von uns bleibt sie stehen, windet mißtrauisch mit hocherhobenem Kopf in der Luft und erhebt sich dann auf den Hinterbeinen, um uns einer nähern Besichtigung zu unterwerfen; neben ihr stehen die neugeborenen Jungen und drängen sich dicht an sie heran. Sie ahnen keine Gefahr, sie wissen wohl kaum, was Furcht ist; aber sie sind doch ängstlich und rühren sich nicht, während die Mutter, ihr Schutz und ihre Vorsehung, den merkwürdigen Klumpen betrachtet und spekuliert, ob er wohl gut zum Fressen ist. Doch sie ist vorsichtig für ihre Jungen, und als wir uns trennen, um die Jagd zu beginnen, und als sie die unbewegliche Masse sich in kleinere, bewegliche Körper auflösen sieht, schwinden alle ihre Zweifel; sie läßt sich auf alle Viere niederfallen, macht kehrt und rennt davon, fort von diesem Fremden, Unbekannten, so schnell, wie die Beine die Jungen tragen können.

Und in ihrem Kielwasser folgen wir mit vier, fünf unserer schnellsten Hunde. In wenigen Minuten erreichen wir die Spur, die Hunde sehen die Fährte, und dahin geht die wilde Jagd. Voran die fliehende Mutter mit ihren Jungen, hinterdrein die flinken Hunde und endlich wir, die wir uns, der Beute schon sicher, durch den Schnee vorwärtsarbeiten. Vor uns ist eine große Schneewehe, dahinter verschwinden Bären und Hunde; doch als wir sie, außer Atem, erhitzt von dem raschen Lauf, endlich erreichen, werden wir von unsern Hunden empfangen, die leise winseln und knurren, als sie uns sehen und dann wieder pfeilschnell davonjagen, diesmal in der Richtung der Schlitten. Die Bären sind nicht zu sehen, und was da hinter dem Schneehügel passiert ist, kann man nicht wissen, da er die Hunde vor uns verdeckte. Wahrscheinlich haben die Hunde die bedrängte Bärenmutter eingeholt, diese hat sich zur Wehr gesetzt, die Zähne gewiesen, mit ihren mächtigen Tatzen ausgeholt und den Hunden Schreck und Entsetzen eingejagt. Ein Kampf hatte dort stattgefunden, davon zeugen

die vielen Spuren im Schnee; doch wir haben keine Zeit, hier zu warten, und während Iversen und Laub nach Osten um den mächtigen Eisberg herumlaufen, folge ich den Spuren und hoffe, daß wir die Bärin wiederfinden.

Aber nein, das Eis hat sie verschlungen! Plötzlich verschwindet ihre Spur, und wo sie geblieben ist, kann ich nicht entdecken. Ich stehe mit dem Rücken gegen den Eisberg und spähe übers Eis, da — um Himmels willen, was ist denn das! Ich springe hoch in die Höhe und wende mich zu dem Eisberge um, denn dicht hinter mir höre ich das tiefe, hohle Brummen eines zornigen Bären. Im ersten Augenblick ist nichts zu sehen; doch als ich näher hinschaue, entdecke ich eine kleine Öffnung unter dem Eisberg, und davor liegt schmutziger Schnee. Aha, mein guter Bär, jetzt bist du gefangen, denke ich; in demselben Augenblick kommen meine Kameraden um den nächsten Vorsprung herum.

„Pst, horcht!" Wir lauschen alle, und richtig, da hören wir wieder das hohle Gebrumm. Wir spannen zur Antwort die Gewehrhähne, stehen mit auf das Loch gerichteten Büchsen keine drei Schritt davon, und nicken und lachen einander zu. Jetzt hören wir das Brummen wieder, darauf ein leises Kratzen, und einen Augenblick später kommt der Kopf eines ausgewachsenen Bären dicht vor unsern Füßen zum Vorschein; die Augen funkeln grün, er fletscht die blendend weißen Zähne wie eine riesengroße kreideweiße Katze, die, aufs äußerste gereizt, zum Sprunge bereitliegt.

Ein Schuß unterbricht die Stille. Das Echo wiederholt ihn ins Unendliche, von dem Bären aber ertönt ein schwacher Seufzer, das Blut tropft aus seiner breiten Stirn. Er ist tot, seine Lebensgeschichte ist zu Ende.

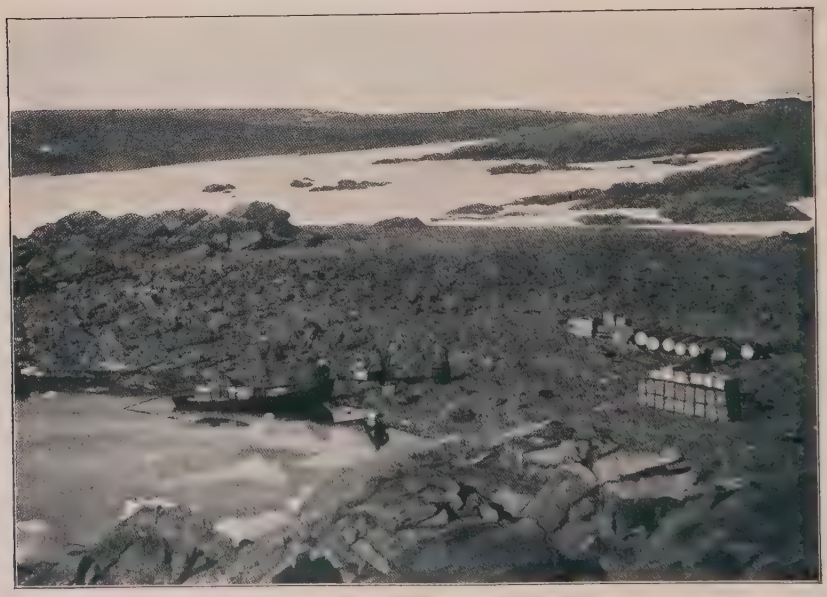
Große Freude herrscht. Ja, wir sind froh, dennoch aber — wir haben ein Gefühl, als hätten wir einen Mord begangen und nicht einen ehrlichen Kampf gewonnen.

Kein Zucken, nicht ein Zittern ging durch den gewaltigen Körper, als der Schuß fiel. Der Kopf sank herab, gerade im Eingang der Höhle, wo er sich auch nicht hätte rühren können. Schußbereit mit unsern Büchsen, hatten wir nicht gewagt, den Bären herankommen zu

Ankunft des Bootes mit Futter für die Hunde.

Fütterung der Hunde.

Proviant wird an Land gebracht.



Der Proviant in Sicherheit.

lassen; man konnte nicht wissen, worauf er verfallen mochte, wenn er Platz bekam, sich zu rühren.

Es brummt noch da drinnen unter dem Berg. Das sind die Jungen, sagen wir uns, während das Wasser uns bei dem Gedanken an das köstliche junge Bärenfleisch im Munde zusammenläuft, und als Iversen zu den Schlitten läuft, halten Laub und ich Wache.

Es währt nicht lange, bis die Schlitten am Eisberg stehen; die Zelte sind aufgeschlagen, die Hunde angebunden, das Loch gegraben und der Bär herausgeholt — da sehen wir zu unserm großen Erstaunen, daß es nicht die Mutter der Jungen ist, sondern eine andere Bärin, die ganz unschuldig dazu gekommen ist, eine Bärin ohne Junge, denn sie hat keine Milch.

Und immer noch brummt es unter dem Berge, bald weit drinnen, wie aus der Mitte der Eismassen, bald ganz draußen an der Öffnung, und jeden Augenblick erwarten wir, einen Bärenkopf hervorkommen zu sehen; aber Stunde um Stunde vergeht, ohne daß es geschieht. Da das, was den Laut hervorbringt, nicht zu uns kommen will, müssen wir Mohammeds Beispiel folgen und zu ihm gehen; daher beschließen wir, in die Höhle des Bären einzubrechen. Die Bande besteht aus drei Mann mit Büchsen und einem Mann mit einer angezündeten Laterne.

Auf jeden Laut horchend, krieche ich auf allen Vieren durch das enge Loch; die Büchse in der Hand, den Hahn gespannt und bereit zu augenblicklichem Gebrauch. Hinter mir kriechen Iversen und Poulsen; sie haben Befehl, über mich hinwegzuschießen, wenn ich meine Büchse abgefeuert habe, wohl zu beachten aber erst dann, wenn ich mich niedergeworfen habe; Laub schließt den Zug, er hält die Laterne hoch, damit wir beim Morden besser sehen können.

Es läuft mir kalt über den Rücken bei dem Gedanken, daß ich so zu sagen zwischen zwei Feuern bin, vor mir ein Bär, hinter mir zwei Büchsen. Glücklicherweise erweitert das Loch sich bald, so daß wir alle drei nebeneinander hineinkriechen können; das hebt den Mut, denn jetzt können wir alle drei schießen, ohne daß die Kugeln über mich hinweggehen.

Wir dringen unter dem über 30 Meter hohen Eisberg etwa

dreißig bis vierzig Schritt vor. Kein Laut ist zu hören und nichts zu sehen, nichts außer großen Eiskristallen, die leuchten und den Schein des flackernden Lichtes zurückwerfen, wie Edelsteine in den Höhlen der Feenmärchen. Hier ist nichts zu machen, und kleinlaut kriechen wir heraus, ohne im Innern des Eisberges einen Erfolg, oder selbst nur ein Abenteuer erlebt zu haben.

Nachher aber kommen wir in Feststimmung. Aus den beiden kleinen Zelten tönt das gemütliche Summen des Kochapparats, denn Iversen und Olsen braten Bärensteaks für uns, die wir draußen umhergehen, uns an der Eßlust der Hunde erfreuen und froh sind, sie befriedigen zu können. Die Köpfe und Vorderbeine der Hunde sind voll Blut; sie reißen und zerren an dem saftigen Fleisch und knurren und brummen in ihrem Eifer, soviel wie möglich zu bekommen, und wenn sie nicht mehr können, wenn sie nicht einen Bissen mehr hinunter zu schlingen vermögen, dann legen sie sich auf den Rest ihres Menüs und schlafen ein. Sie haben alle genug erhalten; heute gibt es keine wohlabgeteilten Rationen, und sogar Grimrian, unser Vielfraß, muß sich für überwunden erklären; er liegt da und schläft auf einem Haufen Fleisch, um es bei der Hand zu haben, wenn er aufwacht. Er hat seine Ruhe aber auch verdient; er hat wahrlich sein Bestes getan, denn er hat mindestens zehn Pfund leckeres Fleisch gefressen.

Den ganzen Nachmittag streifen wir nach dem Bären umher, sehen aber keinen, und als der Abend anbricht, kehren wir alle mit leeren Händen zurück zu unserm Freudenlager im Schutze des mächtigen Eisberges, wo die Hunde nach dem reichlichen Futter noch still und verschlafen liegen, und wo uns herrliche saftige Bärenschnitzel erwarten.

Nicht eine Wolke ist am Himmel; klar und blank geht die Sonne hinter dem glitzernden Eishorizont unter und wirft einen goldroten Schein auf die dunklen Berge. Alles ist erfreulich und herrlich. Der Abend glich wahrlich dem Morgen nicht!

18. März. Es ist erstaunlich, wie das Bärenfleisch unsern Hunden gut getan hat; sie sind fast nicht wiederzuerkennen, aber zwei Tage Rast und reichlich Fleisch müssen ja auch Wunder wirken.

Die Sonne scheint von einem vollkommen wolkenlosen Himmel

herab, und es geht rasch über das ebene Fjordeis. Zum erstenmal seit langer Zeit herrschen Leben und Freude; alle unsere Sorgen sind fortgeweht wie Spreu im Winde. Auf unsern Schlitten liegen 200 bis 300 Pfund Fleisch, mehr als genug zum Verbrauch für mehrere Tage, und die Hunde werden stark und flink, wenn es verspeist ist.

Unsere einzige Sorge ist, wie es mit dem Aufstieg zum Inlandeis werden wird; aber wir schieben sie von uns, es wird schon gehen, viel besser als wir erwarten. Wir sind heute sanguinisch, das Glück hat angefangen, uns zu lächeln, erlegten wir doch gestern den Bären, und nun glauben wir gleich, daß es immer so gut gehen wird. Auf einer Schlittenreise lebt man am liebsten dem Augenblick; hält man sich einigermaßen an das Bibelwort, daß jeder Tag seine Plage bringt, so ist man glücklich, und nur wenn die Plagen und Sorgen des jeweiligen Tages sich zu einer schier unübersteiglichen Mauer auftürmen, schweifen die Gedanken in die Zukunft, vielleicht, um Trost zu suchen im Vorgaukeln lichterer Bilder auf der andern Seite der Mauer. Doch wenn alles gut geht wie heute, dann hält man sich an den Augenblick und weist mit Macht alles von sich, was störend wirken könnte; denn es gibt wenige heitere Stunden auf einer Schlittenreise, und es ist notwendig, sich an die einzelnen zu klammern.

Heute bemerken wir zum erstenmal, daß Frühling in der Luft ist, und das leise Dripp-Dripp großer schwerer Wassertropfen von Steinen, die der Sonne ausgesetzt sind, vereinigt sich zu einer Melodie, die das Nahen des Frühlings verkündet, trotzdem wir noch mehr als 20 Grad Kälte haben. Der Frühling ist überall herrlich, selbst hier oben zwischen Eis und Schnee. Man fühlt sich so erleichtert, wenn man merkt, daß die Macht des Winters gebrochen ist. Wie wir über das ebene Eis dahingleiten, knallen wir mit unsern Peitschen, rufen unsern Hunden zu, daß es von den Bergen widerhallt, und sie bedanken sich für ihre gefüllten Magen, indem sie mit dem Schwanze wedeln und ziehen wie nie zuvor.

Jetzt fahren wir um die letzte Landspitze, bevor wir in das breite Becken vor dem Gletscher gelangen. Auf beiden Seiten haben wir hohe Inseln, steil, schroff und unzugänglich vom Inlandeis aus, niedriger und weniger steil abfallend auf der andern Seite des Sundes. Das

Inlandeis streckt uns seine Arme entgegen, denn in jeden westwärts gerichteten Einschnitt im Lande wälzt sich ein Ausläufer von der ungeheuren Eisschicht, die das Innere Grönlands bedeckt.

Wir haben blankes Eis. Immer leichter gleiten die Schlitten. Es geht zu gut, um ewig währen zu können, und vor uns ist denn auch ein Vorläufer ernsterer Zeiten. Wir sehen einen hohen Streifen Eis quer über dem Sunde, erreichen ihn im Laufe einiger Stunden und suchen vergebens einen Durchgang. Aber es ist, als reiche ein Eisberg dem andern die Hand, es ist kein fahrbarer Weg zu finden; also den Berg hinab, um einen Überblick über die Verhältnisse zu gewinnen.

Zuerst 35 Meter hinauf, das müßte genügen; doch als wir uns umwenden, gewahren wir Eisberg an Eisberg, soweit das Auge reicht. O weh, das sieht ernst aus; Laub und ich kriechen bis zum höchsten Punkt hinauf. Das hilft. Von einer Höhe von über 150 Meter sehen wir ebenes Eis auf der andern Seite des meilenbreiten Streifens von Eisbergen, ebenes Eis, das sich bis zum Gletscher hin erstreckt, und dicht unter Land, auf der andern Seite des Sundes, gewahren wir die Andeutung einer schmalen Straße, die frei von Eisbergen ist. Aber zwischen dieser und uns ist fast unbefahrbares Eis; ein Weg ist beinahe ebenso gut, oder richtiger, ebenso schlecht wie der andere. Wir können ebensowohl unsern Kurs auf das nächstliegende Land zu nehmen; die gerade Linie ist ja die kürzeste, und wir müssen hindurch. Nachdem wir also es aufgegeben haben, nach einem Wege zu suchen, und gesehen haben, was uns in den nächsten Tagen bevorsteht, haben wir Zeit, das Inlandeis zu betrachten, das sich blendend weiß über den ganzen westlichen Horizont erstreckt, weithin von dem hohen schönen Königin-Luise-Land begrenzt.

Es ist eine schmale Zunge ebenen Eises zwischen der Küste und dem Königin-Luise-Land, das uns einstweilen eine schnelle Reise verheißt, und leichten Sinns gehen wir den Berg hinunter zu unseren Kameraden, die eifrig dabei sind, das Zelt aufzuschlagen, denn es ist zum Weiterfahren zu spät geworden. Eilends wird alle Arbeit draußen besorgt, und wir liegen in unsern Schlafsäcken, essen gebratenes Bärenfleisch ohne Gabeln und wischen die Finger an den Haaren ab

Wir sind miteinander einig, daß Bärenbraten das beste ist, was wir je gegessen, und daß das Schlittenleben im allgemeinen herrlich ist.

19. März. Jetzt ist es aber mit diesem Faulenzerleben für Menschen und Hunde vorbei, und wir stehen zeitig auf, um den Tag so lang wie möglich zu machen. Iversen soll nach Süden, um den Rest des Gepäcks zum Zeltplatz heraufzuholen; mit Olsen und Poulsen zu seiner Hilfe ist er fort, ehe die Sonne am Himmel steht, während Laub und ich das Lager verlassen, um zwischen den Eisbergen vor uns einen einigermaßen gangbaren Weg zu finden.

Sobald wir durch die erste Kette von Eisbergen gekommen sind, gehen wir wie in einer Straße, die zwar krumm, aber sonst ganz eben ist. Seite an Seite liegen die Eisberge wie die Häuser einer Straße; hier ein garstiger viereckiger Klotz, daneben ein Palast mit hohen Türmen, Altanen und Erkern, dann ein kleines niederes Haus, darauf ein höheres, das sich bald vornehm zurückzieht, bald einen langen Vorbau mitten auf das ebene Neueis hinausschiebt. Wir winden uns vorwärts, denn bald ist die Straße breit und bald so schmal, daß ein Schlitten kaum passieren kann; überall aber finden wir ganz guten Weg, einen viel bessern, als wir erwartet hatten, und nach zweistündigem Marsch sind wir hindurch und befinden uns auf einer schmalen ebenen Fläche Küsteneises.

Rasch geht es nordwärts über die glatte Fläche, denn es gilt, soviel wie möglich zu sehen. Das Wetter ist uns aber nicht günstig; es ist neblig geworden, es fängt an zu schneien, und die Furcht, eine Nacht unter freiem Himmel zubringen zu müssen, zwingt uns umzukehren, ohne so weit gelangt zu sein, als wir wollten.

Es hält schwer sich zurückzufinden; alle Merkmale sind längst hinter dem grauen Nebel und dem fallenden Schnee verborgen; endlich aber sehen wir die beiden kleinen runden Kuppeln, die für uns die Heimat sind, und gut gelaunt über den schönen Weg zwischen den Eisbergen, lade ich Laub zum Tee in mein Haus ein. Es ist kein fashionabler five o'clock tea; ich mache Tee und suche mir einen kleinen Zwieback aus. Wenn Laub etwas zu essen haben will, muß er es selbst mitbringen; Butter bekommt er jedoch, davon haben wir reichlich, etwas Zucker ist auch da, aber nicht sehr viel. Dann

setzen wir uns zu dem lukullischen Mahle nieder und warten auf unsere Kameraden.

Lange lassen sie nicht auf sich warten. Bald ertönt das erste Hundegebell; Laub hat es eilig, er bedankt sich für die gute Bewirtung und kriecht in sein Zelt hinein, denn er muß den Kochapparat anzünden und Pemmikan für seine hungrigen Kameraden bereiten. Wer eine Reise macht, erlebt bekanntlich immer etwas, und den ganzen Abend erzählt Iversen eifrig, wie er fast die Bärin mit den beiden Jungen bekommen hätte, die heute wieder in die Nähe der Schlitten kam. Als er sie aber über eine Stunde mit dem leeren Schlitten verfolgt hatte, fiel der Nebel ein, die Bärin entwischte und der Refrain von Iversens Bericht war: „Diese Satanshunde, hätten sie nur die Spur verfolgt, so hätte ich die Bären schon noch bekommen!" Ach ja, nahezu und beinahe ist oft noch weit davon; aber herrlich wäre es gewesen, wenn wir auch diesen Fleischvorrat bekommen hätten.

20. März. Der Wind rüttelte morgens an den Zelten, es rieselte Reif in den Schlafsack hinein, als ich erwachte und die Hand hinausstreckte, um nach der Uhr zu sehen. Es ist Zeit aufzustehen, wir haben heute viel Arbeit vor; aber das Wetter ist scheußlich, es ist neblig, es schneit, und es geht ein schwacher Nordwind. Wie gern wäre ich in dem warmen Schlafsack liegengeblieben, anstatt in Kälte und Wind hinauszugehen, aber viele Münder sind zu füttern, und das macht es mir leichter, einen raschen Entschluß zu fassen. „Hallo, Laub, wir müssen auf!" und als eine schlaftrunkene Stimme von draußen antwortet: „Allright, es ist ein verwünschtes Wetter!", ist der Sprung getan. Bald summt der Kochapparat in beiden Zelten, Iversen steckt den Kopf heraus und schnüffelt recht behaglich, denn er riecht den Pemmikan; eine Stunde später sind wir mit einem Zelt und vier Schlitten unterwegs.

Es ist schwierig, die Hunde bei dem Wind zu zügeln, denn jedesmal, wenn wir anhalten, um einen Weg zu suchen, kriechen sie alle in den Schutz der Schlitten, rollen sich zusammen und sind in einem Augenblick von dem stiebenden Schnee bedeckt. Wenn aber der Weg gefunden ist, wollen die Hunde nicht von ihrem geschützten Lager auf; Peitschenschläge und Verwünschungen regnen auf die Klumpen herab.

„Heda, wollt ihr auf!“, und endlich kommen wir aufs neue in Bewegung. Wir winden uns zwischen den Pressungen hindurch, fahren durch schmale Durchgänge, die eben nur die Breite eines Schlitten haben, und Girlys Tüchtigkeit wird auf eine harte Probe gestellt, denn „Gee, Girly, Haa!“ folgen Schlag auf Schlag, so schnell mein Mund es kann. Und Girly ist ein kluger Hund; sie weiß, daß mit mir bei schlechtem Wetter nicht zu spaßen ist, deshalb ist sie doppelt aufmerksam. Endlich verbreitert sich der Weg; noch eine Biegung, und wir sind draußen auf dem flachen Küsteneis.

Es winkt und lockt vom Inlandeis! Meine Gedanken sind unaufhörlich dort, während ich mich mit den Hunden quäle, und die Frage, wie es mit dem Aufstieg werden wird, verdrängt alles andere so sehr, daß ich es nicht vermag, auf besseres Wetter zu warten, sondern allein auf die Berge gehe, um mir das Eis anzusehen, während meine Kameraden zur letzten Ladung zurückfahren.

Es wird ein schwieriger Marsch, denn es liegt tiefer Schnee, und zwischen den Steinen sind von Schnee bedeckte Löcher, die ich nicht eher sehen kann, als bis ich oft bis an den Leib einsinke. Es sind so steile und von hartem Schnee bedeckte Abhänge, daß ich auf allen Vieren hinaufkriechen und mich an jeder Unebenheit festhalten muß, und jedesmal, wenn ich den Gipfel erreicht zu haben glaube, sehe ich einen höhern Berg vor mir. Ich schwitze trotz der Kälte und des schneidenden Windes, mein Gesicht ist so warm, daß der fegende Schnee bei der Berührung damit schmilzt und in schmalen Bächen die Wangen herabläuft, um schließlich im Barte haltzumachen, wo ein langer Eiszapfen nach dem andern hervorwächst.

Wie öde und traurig ist es doch hier oben! Der Wind saust die Abhänge hinunter und wirbelt den Schnee in dichten Wolken vor sich her. Schwarzes, verwittertes, kahles Gestein ragt durch den Schnee hervor, doppelt schwarz und düster im Gegensatz zu all dem Weißen rundum, und über mir treiben zerrissene Sturmwolken, die der beständig zunehmende Wind vorwärts peitscht.

Ich setze mich im Schutze einiger großen Steine nieder, um zu verpusten, ich kauere mich zusammen und wende den Rücken dem Sturme zu. Und das Auge gleitet über die trostlose Landschaft hin, die

grauweiß, durchsetzt mit einzelnen schwarzen Punkten und Stellen, tief unter mir liegt. Nicht ein einziger scharfer Punkt ist zu sehen; alles ist durch das Schneetreiben undeutlich und verwischt, bald mehr, bald weniger, je nachdem der Wind zu- oder abnimmt. Einen Augenblick klärt es sich ein wenig auf, und die Sonne lugt zwischen zwei schwarzen Wolken hervor, die am Himmel um die Wette treiben. Es mildert die öde Landschaft etwas, dann aber verschwindet die Sonne wieder, alles wird doppelt finster und trist, und ich erhebe mich, um weiterzugehen; es ist kein Vergnügen, allein zu sein. Ich trete behutsam und vorsichtig auf, prüfe jeden Stein, bevor ich ihm mein ganzes Gewicht anvertraue, denn ein Fehltritt, ein losgerissener Stein kann genügen für einen verhängnisvollen Sturz, und dann — wer kann einen dann finden in dieser weglosen Öde, wo der fegende Schnee jede Spur verlöscht?

Endlich erreiche ich den Gipfel. Das Resultat steht aber nicht im Verhältnis zur Anstrengung. Ich kann das Inlandeis sehen, es ist gerade unter mir, aber das Schneegestöber hat alle Unebenheiten verwischt, und das Ganze ist ein großer, weißer, wollener Teppich.

Nach fünfstündigem Marsch kehre ich zum Zelt zurück, und bald verkündet ein sich schnell näherndes Hundegebell, daß meine Kameraden angefahren kommen und daß die Hunde das Zelt entdeckt haben.

21. März. Das schlechte Wetter hält an; es stürmt heute noch heftiger als gestern, als aber die Sonne durchkommt, entschließen wir uns dennoch, eine Kraftanstrengung zu machen und mit dem Rest — das heißt mit der Hälfte unseres Gepäcks — nordwärts zu fahren.

Das ist aber eine harte Arbeit. Es stürmt mit so heftigen Schneeschauern über die Berge, daß die Schlitten sich ganz auf die Seite legen, während sie über das Eis gleiten, und dieses ist so blank, daß die Hunde nicht fest darauf stehen können, geschweige denn wir, die wir umhertaumeln, wie der Wind uns treibt. Vor fünf Tagen wäre es unmöglich gewesen, in einem Wetter zu fahren wie heute, das Bärenfleisch aber macht das Unmögliche möglich. Die Hunde werfen sich in die Zugseile, und Schritt für Schritt arbeiten wir uns vorwärts gegen den Wind. Eine Landspitze nach der andern passieren

Ein warmes Plätzchen für die Hunde.

Björn und Girly wittern das Futter.

Unsere Beute.

wir, und als wir eine ziemlich breite Bucht erreichen, wo das Eis von Schnee bedeckt ist, so daß die Hunde sichern Halt finden und sich mit den Zehen festhaken können, kommen wir rasch vorwärts. An der nordöstlichen Spitze der Insel aber müssen wir uns für überwunden erklären. Unter Land ist das Eis spiegelblank und auf See so heraufgepreßt, daß wir die Schlitten nicht hinübernehmen können, sondern es unter Land versuchen müssen, dicht unter dem fast senkrechten Berg. Wir haben einen Augenblick Windstille, und die Schlitten gehen so leicht, daß die Stränge der Hunde ganz schlaff herabhängen; doch dies währt nicht lange, dann brummt es wieder droben auf der fast mauersteilen Felswand. Es raucht von dem Gipfel, als wäre dort ein Feuer aus hundert Schornsteinen, aber es ist nur der Schnee, der stiebt und einen neuen Sturm ankündigt. Es poltert im Berge — jetzt kommt es; die Stränge straffen sich, einen Augenblick steht der Schlitten still und schwankt, während Kutscher und Hunde versuchen, ihn gegen den Wind vorwärts zu treiben. Dann verlieren die Füße den Halt, der Wind ist der Stärkere; erst langsam und widerstrebend, dann immer rascher geht es rückwärts und zur Seite, während wir nach besten Kräften dagegen kämpfen, bis der Schlitten über ein aufrechtstehendes Stück Eis stürzt.

Es ist unmöglich weiterzukommen, so daß wir uns entschließen, alles von den Schlitten zu nehmen und umzukehren. Laub und ich gehen zurück. Mit dem Wind im Rücken ist es leicht, und wir wollen lieber gehen als auf dem Schlitten sitzen und frieren. Unsere Kameraden aber haben eine andere Ansicht; sie spannen die flinksten Hunde alle vor einen Schlitten, der zurück soll, binden die übrigen hinten fest daran, und wie ich mich mit Laub gerade aufmache und über Wind und Wetter spreche, hören wir sie den Hunden ihr Hallo zurufen, die vor Freude über den leichten Schlitten und wohl auch, weil ihr Magen ihnen sagt, daß sie bald etwas zu fressen bekommen werden, ausgelassen dahinjagen, als wäre der Teufel hinter ihnen. Wir haben eben noch Zeit, zur Seite zu springen, wir sehen ein Gewirr von blitzenden Augen, wogenden Hunderücken und wedelnden Schweifen, sehen den Schlitten mit drei Mann, die schreien wie die Wilden und mit den Armen winken, dann zum Schluß fünf, sechs Hunde, die

kaum folgen können. Wie der Blitz ist der Schlitten an uns vorüber, eine Schneewolke erhebt sich hinter ihnen, dann verschwindet er ganz. Laub und ich setzen bedächtig unsern Weg fort, vergnügt bei dem Gedanken an die große dampfende Schale Tee, die, wie wir wissen, uns erwartet, wenn wir unsere Zelte erreichen.

22. März. Endlich ist das Wetter wieder schön, es ist vollkommen klar, und kein Windhauch regt sich.

Rasch fahren wir über das blanke Eis. Wir erreichen die vorausbeförderten Schlitten in weniger als einem Drittel der Zeit, die es uns gestern kostete, und kommen, ehe der halbe Tag zu Ende ist, um die steile Nordostscholle und auf die große ebene Scholle, die wir vor einigen Tagen gesehen. Noch eine Spitze ist zu passieren, und vor uns liegt unser vorläufiges Ziel, der große Gletscher, von dem aus der Aufstieg zum Inlandeis stattfinden soll.

Es ist eine gleichmäßig abfallende Landspitze neben uns; verstohlen blicken wir daran empor, haben wir Zeit, da hinauf zu gehen? Viel ist dort ja nicht zu sehen, aber dennoch, es ist die erste Stelle, von der aus wir das Inlandeis in nächster Nähe betrachten können. Die Versuchung ist zu groß, und bald stehen wir etwa hundert Meter hoch oben auf dem Lande und starren über den mächtigen schwerflüssigen Eisstrom zwischen dem Königin-Luise-Land und der Küste.

Das Eis sieht wirklich gut und so eben aus, daß es wie eine große Scholle neuen Eises erscheint. Wir blicken einander an; was sollen wir glauben, es ist ja gar nicht die Sorte Eis, die wir hier zu finden erwarteten, und die Luft ist voll von Theorien. Doch es genügt, daß das Eis so gut aussieht; es wäre eine große Hilfe für uns, und leichtern Herzens setzen wir uns wieder in Bewegung in der Richtung auf einen kleinen Nunatak, eine durch das Eis ragende schneefreie Felsspitze, von wo aus wir auf das Inlandeis hinauf zu kommen hoffen.

Eine Stunde später schlagen wir etwas über einen Kilometer von der Kante des Inlandeises die Zelte auf, und ich gehe mit Laub wieder auf die Berge, um soviel wie möglich zu sehen, während unsere Kameraden zurückfahren und den Rest der Ladung holen.

Eine zweistündige Wanderung über Ebenen, die von knietiefem Schnee bedeckt und hier und dort unterbrochen sind von steilen Abhängen mit großen Steinen und von der spiegelblanken Eisfläche eines kleinen Sees, ist, gelinde gesagt, sehr anstrengend. Doch als wir endlich auf dem höchsten Punkte stehen und weit und breit nach allen Richtungen schauen können, ist die Mühe reichlich belohnt. Unter uns liegt, blendend weiß in dem scharfen Sonnenlicht, das Inlandeis, weithin im Westen von dem dunklen Königin-Luise-Land begrenzt; in weiter, weiter Ferne im Norden, wo das Blau des Himmels mit den weißen Farben des Eises zusammenfließt, zeigt sich eine gelbliche Insel.

Bald scheint sie hoch oben in der Luft und ganz flach zu sein, dann schießt eine Spitze daraus empor, worauf das Ganze wieder sinkt und unter dem Horizont verschwindet. Niemals zeigt die Insel sich, wie sie wirklich ist; es spielt, es brodelt dort oben — das einzig erkennbare Leben in diesem schweigenden, toten Lande, das zu meinen Füßen liegt. Ostwärts liegt Insel an Insel, durch noch eisbedeckte Sunde getrennt; doch in einigen Monaten, wenn die Sonne das Eis geschmolzen hat und das Wasser hervorkommt, wird es lebendig werden. Es werden Vögel kommen und Sonne, und Wellenschlag wird zu hören sein, aber im Westen — dort kann man sich nichts Toteres, nichts Öderes denken als ein unfruchtbares, von Hunderten und Tausenden Metern Eis bedecktes Land.

Und doch ist hier einst Leben gewesen, wirkliches, sprudelndes Leben. Es hat hier Bäume und Wälder gegeben, von denen die traurigen Reste noch verstreut als Versteinerungen zu finden sind, und in den Wäldern haben wohl auch Tiere gelebt. Mächtige feuerspeiende Berge haben Lavaströme über das Land gesandt; ja, hier gab es einst, in der Jugend der Erde, Wärme, Licht und Farben. Dann hielt der Tod seinen Einzug. Die Vulkane sind erloschen, die Wälder verdorrt, und um Tod und Vernichtung zu vervollständigen, hat eine Jahrtausende alte Schneeschicht nach der andern ein Leichentuch über das ganze Land gebreitet.

Und dieses Land nannte Erik der Rote Grönland, grünes Land! Welche Ironie! Es war aber wohl notwendig für ihn, dem Lande einen so verlockenden Namen zu geben, denn hätte er ihm einen

gegeben, der besser zum Aussehen des Landes paßte, so hätte er wahrscheinlich nicht so viele seiner Landsleute herüber gelockt.

Doch wir träumen; wir stehen ja nicht hier, um über den Fluch zu philosophieren, der die größte Insel der Erde betroffen hat; uns geht das nichts an, mag die Vergangenheit Vergangenheit bleiben, ausschließlichen Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit hat nur die Gegenwart.

Durch das Fernglas untersuchen wir die Oberfläche des Eises; sie verheißt eine schöne schnelle Reise. Wir haben eine ungewöhnlich günstige Stelle auf dem Gletscher angetroffen, denn wir brauchen nur über einen schmalen Streifen dicken Eises hinwegzukommen, um eine große, anscheinend völlig ebene Eisscholle zu erreichen, der wir westlich und weit nach Norden an der Küste des Königin-Luise-Landes entlang folgen können.

23. März. Wir sind heute sehr beschäftigt. Laub soll auf die Berge, um einige Beobachtungen anzustellen, und Iversen und ich stecken unser Frühstück, eine halbe Tafel Fleischschokolade, in die Tasche, denn wir wollen auf das Inlandeis hinauf, um einen guten Weg über das unebene Eis zu finden.

Doch wie werden wir enttäuscht! Der Streifen unebenen Eises, der gestern so unbedeutend schien, nimmt, als wir an ihn herankommen, die fürchterlichsten Dimensionen an. Dicht aneinander liegen da große, mindestens 30 Meter hohe Hügel, und die Täler dazwischen sind schmal, winklig und voll tiefen lockern Schnees. Es dauert mehrere Stunden, bis wir auf das ebene Eis kommen, von dem wir gestern glaubten, es liege dicht an der Küste. Dort aber ist die Bahn so gut, wie wir nur wünschen können. Wir setzen unsern Weg noch ein paar Stunden fort; das Eis bleibt beständig eben, und die Schneeschicht darauf ist hart. Ja, hier geht es sich vortrefflich; aber Gott weiß, wie wir die Schlitten über das dazwischenliegende Eis bekommen sollen!

Wir kehren um und folgen immer dem ebenen Eis, um vielleicht der Küste näherzukommen. Wir gehen am Rande einer Spalte oder einer Schlucht entlang, die mindestens 30 Meter breit und, was noch unheimlicher ist, mindestens 30 Meter tief ist. Kein

Wunder, daß wir uns in ehrerbietiger Entfernung von ihr halten, denn noch ist uns alles so neu hier oben auf dem Inlandeis, und wir haben ein schreckliches Gefühl der Unsicherheit. Wir wissen ja nie, wann die Schneeschicht unter unsern Füßen bersten und uns in eine ähnliche Spalte plumpsen lassen kann, die selbstverständlich ebenso tief sein könnte, mindestens tief genug, um uns darin Arme und Beine zu brechen. Bei jedem Schritt prüfen wir die Schneeschicht mit dem Eisspieß; aber alles geht gut, und ohne Unfall kehren wir auf das sichere Fjordeis an einer Stelle zurück, von wo aus der Aufstieg bedeutend besser und das unebene Eis viel schmaler ist als dort, wo wir hineingingen.

Gegen Nachmittag gelangen wir zum Lager zurück, und während Iversen und Olsen die Ladung zu der Aufstiegsstelle fahren, liege ich in meinem Schlafsack und rechne aus, wie weit wir in vierzehn Tagen gelangen können; es ist die Zeit, während der unsere Kameraden uns noch begleiten sollen. Es ist eine weite Strecke, wenn das Eis bleibt wie zu Anfang, und ich freue mich schon darauf; Reisende hier oben sollten jedoch mit großen Buchstaben auf die Innenseite ihres Zeltes schreiben: der Mensch denkt und Gott lenkt! Dann würden sie daran erinnert werden, daß Kursberechnungen nicht für Schlittenreisen taugen.

Wir hatten heute abend ein Festmahl. Laub und Olsen haben einen Hasen geschossen; das ist doch besser als Bärenfleisch, und unser letzter Abend auf dem Meereis wird auf würdige Weise gefeiert.

24. März. So, jetzt geht's los! Heute verlassen wir das Fjordeis! Im Laufe einer Stunde erreichen wir die Aufstiegsstelle. Zwei Schlitten werden beladen, der eine mit 600 Pfund, er wird gezogen von neun Hunden und zwei Mann; der andere hat eine Last von 650 Pfund, ihm werden die übrigen Hunde und drei Mann vorgespannt. Anfangs müssen alle Mann mit angreifen, und alle Hunde werden vor den einen Schlitten gespannt. Ein Mann steht mit der Peitsche dabei — ohne diese ziehen die Hunde nicht an; wir andern suchen einen festen Halt für die Füße, dann stemmen wir die Beine gegen den Schnee und den Rücken gegen den Schlitten, und Fuß um Fuß bringen wir den Schlitten über das erste Hindernis. Wir sind vor

Anstrengung blutrot im Gesicht und atmen tief; unter uns aber steht der zweite, noch schwerere Schlitten, und ärgerlich schielen wir ihn an. Es schmerzt im Rücken, aber es muß überstanden werden, und wieder wird die Stille von einem durchaus nicht melodischen Lärm unterbrochen. Man hört Peitschengeknall und Hundegeheul, und endlich stehen beide Schlitten etwa 15 Meter über dem Meere nebeneinander.

Wir liegen „platt" in den Zugseilen. Oft müssen alle Mann bei einem Schlitten sein, wenn er ein wenig aus dem Geleise gekommen und in den tiefen Schnee eingesunken ist. Und jedesmal, wenn wir Schritt für Schritt die Spitze eines Hügels erklommen haben, müssen wir an der andern Seite hinunterlaufen. Es fehlt nicht an Abwechslung, und wenn die Arbeit auch sehr hart ist, finden wir sie doch unterhaltender als die einförmige Mühsal auf ebenem Fjordeis.

Das Schlimmste aber steht uns noch bevor. Es liegt ein Spalt quer auf unserm Weg, die Brücke hinüber ist ziemlich schmal, und steil geht es zu ihr hinunter. Wir halten die Schlitten zurück und lassen uns mit schleppen. Unter uns gähnt der Spalt; er ist zwar weder sonderlich tief, noch sonderlich breit — aber es ist der erste; da ist eine jähe Biegung, bevor wir ihn erreichen, und wir sind darüber durchaus nicht erfreut. Wir sprechen unsern Hunden beruhigend zu, dann gleitet der Schlitten auf die schmale Schneebrücke und kommt selbstverständlich ohne Unfall hinüber.

Jetzt geht es nicht mehr abwärts; wir arbeiten uns mühsam einen langen flachen Hügel hinauf, den letzten, bevor der Rand der ebenen Eisdecke erreicht ist. Wir fahren ein kurzes Stück darüber hin, bevor wir anhalten; jetzt haben wir die Hälfte der Ladung so weit und befinden uns 35 bis 40 Meter über der Meeresfläche.

Die beiden andern Schlitten hier herauf zu bekommen ist eine ebenso harte Arbeit; doch jetzt ist ein Geleise da, dem wir folgen können, das hilft schon etwas. Dennoch kostet es fünf Stunden, bis alle unsere Sachen auf dem Inlandeis beisammen sind. Der erste und wie wir hoffen der schlimmste Kampf ist überstanden, denn wir wissen, daß sich vor uns das gute Eis ausdehnt, soweit wir von der nächsten Bergspitze aus sehen können.

28. März. Pan ist unser Schmerzenskind; er ist es auch immer gewesen. Daß er ein wenig dumm ist, darüber waren wir alle längst einig, daß es ihm aber so sehr an jeglichem Hundeverstand fehlt, wie seine Handlungen es uns heute morgen bewiesen, hatten wir doch nicht geglaubt. Ein Hund braucht wahrlich nicht sehr klug zu sein, um zu wissen, daß es am besten ist dort zu sein, wo sich der Proviant befindet. Pan aber hatte heute die glänzende Idee, sich nicht länger anspannen zu lassen, und als ich, ohne seine aufrührerischen Gedanken zu ahnen, mich ihm mit dem Hundegeschirr nähere, wendet er sich plötzlich um und läuft auf der gestrigen Spur davon. Wir pfeifen, wir rufen „Pan". Aber er ist offenbar ebenso taub wie blind — ihm fehlt nämlich ein Auge, und das andere hat einen Fehler —, er hört uns nicht, und es währt nur wenige Minuten, dann ist er auf der unebenen Fläche verschwunden. Einer muß ihm nach, denn man kann nicht wissen, wann es ihm einfallen wird haltzumachen, nachdem er einmal ausgerissen ist.

Iversen versteht sich gut auf das Einfangen der Hunde — sie scheinen ihn nicht für so gefährlich zu halten wie uns andere — und er wird dem Flüchtling nachgesandt. Inzwischen trampeln wir auf dem Eise auf und nieder, verwünschen Pan in den ausgesuchtesten Ausdrücken und geloben ihm die fürchterlichsten Prügel, sobald wir ihn wieder haben. Die Aussicht dazu ist freilich gering; es vergeht eine halbe, es vergeht eine ganze Stunde, und immer noch kein Iversen und kein Pan!

Da soll doch der Teufel den Hund holen! Laub und ich folgen in den Spuren Iversens, um zu sehen, wo dieser geblieben ist. Wir erreichen den Rand des Gletschers, und das einzige, was von Iversen und Pan zu erblicken ist, sind undeutliche Fußspuren. „Pan, Pan", rufe ich in gerechtem Zorn aus, „ich werde dich lehren, wenn ich dich wieder habe!" Und weiter schreiten wir auf das Fjordeis hinunter und überlegen, wieviel Zeit diese Jagd uns kosten kann.

Eine halbe Stunde später sehen wir endlich einen kleinen, schwarzen Punkt auf dem Eise, es ist Iversen, ein wenig dahinter einen zweiten, noch kleinern Punkt, es ist Pan, den er im Schlepptau hat. Vor Freude darüber, ihn wieder zu haben, denn Pan ist trotz allem ein

guter Hund, noch mehr aber vielleicht aus Furcht, daß er in Zukunft etwas Ähnliches versuchen könnte, beschließen wir, ihm die Prügel zu erlassen. Pan sträubt sich und will wieder zurück, als er uns erblickt — er hat doch wenigstens so viel Verstand, zu wissen, daß er „gräßlich blöd" ist! Iversen aber hat dem Köter seinen Leibriemen um den Hals gebunden und hält ihn fest, denn er ist wütend darüber, daß er bis zu unserm alten Lagerplatz hatte zurückgehen müssen, wo er Pan in einer leeren Proviantkiste fand.

Dieser kleine Ausflug kostet uns nicht weniger als fünf Stunden — o, Pan, o Pan, was müßtest du für Schläge bekommen!

Es geht heute langsam. Wir fahren mit unsern Schlitten durch eine tiefe Schicht lockern Schnees, der gefallen ist, seitdem wir neulich hier oben waren, und da das Eis obendrein eine recht bedeutende Steigung hat, ist die Arbeit ungemein schwierig. Allein, die Hunde ziehen gut, dank dem Bärenfleisch, und als wir um 5 Uhr nachmittags die Zelte aufschlagen, sind wir nach unserer Berechnung 10 Kilometer weit auf das Inlandeis und ein gutes Stück in das Königin-Luise-Land gekommen.

Wir beabsichtigen unsere Habe jetzt so voraus zu befördern, daß wir nur alle andern Tage das Lager wechseln; wir werden es dadurch erreichen, daß wir morgen zum Reste unsers Gepäcks zurückfahren und es bis zum Lager und weiter schaffen. Dann wollen wir alles so weit nördlich von den Zelten wie möglich auf dem Eise zurücklassen, mit einem leeren Schlitten umkehren, und am folgenden Tage die Zelte und den Rest der Sachen so weit bringen, als es irgend geht. Bei diesem Verfahren vermeiden wir es, uns weit von unserm auf dem Eis zurückgelassenen Gepäck zu entfernen, und wir hoffen, hin und zurück unserer Spur folgen zu können, da es natürlich oft schwierig sein wird, die abgeladenen Sachen in der weglosen Eiswüste zu finden. Es kostet zwar Zeit, allein noch ist es unmöglich, alles auf einmal zu fahren, denn beim Aufstieg zum Inlandeis hatten wir eine Ladung von etwa 2400 Pfund, außer dem Gewicht der Schlitten, und das ist zu viel, um auf einmal von fünf Mann und zwanzig Hunden transportiert zu werden.

Die große Menge Schnee, die fast jede Nacht fällt, ist recht ärgerlich. Jetzt hat es wieder geschneit, und gar nicht wenig sogar, denn

Das Freudenlager nach der Bärenjagd.

draußen vor dem Zelte liegt eine lockere Schneeschicht von beinahe 20 Zentimeter Höhe, und selbst unsere tiefen Spuren von gestern sind vollkommen verschwunden. Es sieht jedoch aus, als werde mehr Schnee kommen; der Himmel ist ganz bedeckt von schweren, schwarzblauen Wolken, und hier und dort fällt eine einzelne Flocke — ein Vorläufer der Legionen, die, wie wir erwarten, auf uns herniederfallen werden, ehe es Abend wird. Wir hoffen auf einen Sturm, der den Schnee fortfegen könnte, doch dieser Sturm kommt nie, wenn er uns nützen kann.

Während Laub mit zwei Mann zurückfährt und das Gepäck holt, das an der Aufstiegstelle liegt, gehe ich ein wenig weiter, um das Eis anzusehen, das abends alles andere als vielversprechend erschien. Ich bin freudig überrascht zu beobachten, daß nur eine schmale Zunge unebenen Eises vorhanden ist und daß dann ein flacher Hügel nach dem andern kommt. Ich setze meinen Weg mehrere Kilometer weit fort — es geht sich leicht auf der ebenen Schneedecke —, und als die Sonne einen Augenblick durch die Wolken guckt, die sich allmählich zerstreuen, während ich zufällig auf der Spitze eines hohen Hügels stehe, sehe ich ebenes Eis vor mir. Das ist ja großartig, denke ich mir, und während ich zum Lager zurückkehre, stelle ich eine Wahrscheinlichkeitsberechnung nach der andern an; alle geben glänzende Resultate, und hell und strahlend liegt die Zukunft vor mir.

Jetzt, wo viele Stunden am Tage mit verhältnismäßig leichten Schlitten gearbeitet werden soll, haben wir beschlossen, den Hunden Frühstück zu geben. Es ist nicht sehr viel, nur etwa 30 Gramm Pemmikan, aber ich glaube, es tut ihnen gut. Wir fangen heute an; doch als wir nach beendeter Mahlzeit mit den Geschirren kommen und weiter fahren wollen, können die Hunde gar nicht begreifen, was uns einfällt, und ruhig liegen bleiben sie, selbst nachdem wir den Zuggurt über die Schulter nehmen. Sie wenden sich nur um und starren uns mit großen, verwunderten Augen an, denn das geht weit über ihren Verstand. Sie sind ja vom Zelt fort- und wieder zum Zelt zurückgefahren und haben dann zu fressen bekommen. Nein, der Mann muß nicht recht klug sein, denkt Grimrian, und rollt sich ruhig zusammen, um einen noch bessern Platz zu finden.

„Musch! wollt ihr auf, ich will euch lehren!“ Und die Peitsche

fällt hart und unbarmherzig auf die Hunde, die endlich verstehen, daß es jetzt Ernst ist. Sie kommen auf die Beine, und schließlich bringen wir den Schlitten in Gang, obwohl ich voll und fest überzeugt bin, daß die vernünftigeren unter unsern vierbeinigen Kameraden über diese neue Ordnung der Dinge tief nachgrübeln. Nur Pan, der Einfaltspinsel, der Sündenbock, läuft mit hocherhobenem Schwanz, stolz wie ein Spanier, und findet, daß alles genau so ist, wie es zu sein pflegt.

Anfangs geht es träge und schläfrig, bald aber vergessen die Hunde ihre Enttäuschung; die Schwänze heben sich allmählich, die Schlitten fahren leichter, und als wir endlich haltmachen, sind wir etwa 8 Kilometer nördlich von unserm Lagerplatz. Da wird der eine Schlitten abgeladen, er soll mit zurück; alle Hunde werden vorgespannt, und endlich beginnt unsern nachdenklichen Tieren ein Licht aufzugehen. Grimrian sieht mich mit seinen niederträchtig unverschämten Augen an, wedelt mit seinem sieben Zentimeter langen Schwanzstummel und blinzelt, als wolle er sagen: „Du bist doch nicht so verrückt; ich glaubte wahrhaftig, du wolltest die Nacht hindurch ohne Zelt draußen bleiben!“ Ja, ja, Grimrian, es soll dir verziehen sein, jetzt mach dich auf, musch, vorwärts! Und dahin geht es, so schnell die Hunde laufen können; jetzt sind sie sicher, daß die Arbeit des Tages beendet ist.

Himmel und Hölle, wie das stürmt! Es ist erst 1 Uhr, als ich mit erstarrten Fingern ein Zündholz anstreiche und das Licht zum Brennen bringen will. Auch Iversen ist wach; es ist unmöglich, bei solchem Wetter zu schlafen, und wir müssen ganz lautsprechen, um einander zu hören. Der Wind kommt mit gewaltigen Stößen, die Zeltstangen biegen sich unter dem Druck, und das Zelttuch ist gespannt wie eine Trommel. Lange schauen wir es ängstlich an, um zu sehen, ob es hält. Es scheint zu gehen; wir packen aber alle losen Gegenstände in die Proviantkiste, nehmen Fausthandschuhe und Strümpfe in den Schlafsack; wir sehen zu, daß wir auf unsern Pelzen und Hosen liegen, legen die Schuhe unter den Kopf und löschen das Licht aus. So, nun mag es stürmen, so viel es will — wir haben unsere Kleider in Sicherheit und können in diesem Wetter auch nichts weiter tun. Es ist, wie wir es wünschen, wie wir es gestern den ganzen Tag gewünscht haben; doch es kann des Guten auch zuviel werden.

Ein Sturmstoß nach dem andern kommt angejagt und peitscht den losen Schnee in wilder Jagd zur Küste vor sich her. Wir können hören, wie der Schnee laut und scharf, als wären es kleine Steine, gegen das Zelt gepeitscht wird, doch wir liegen sicher und warm in unsern verhältnismäßig trocknen Schlafsäcken, und ein tüchtiger Sturm ist ganz gemütlich — wenn man vor ihm geschützt ist.

Unsere armen Hunde draußen vor den Zelten leiden aber sehr. Wir können hören, wie sie winseln und sich immer dichter an das Zelttuch drücken, um Schutz zu suchen. Sie legen sich in großen Klumpen übereinander, und es wird nicht lange dauern, bis der fegende Schnee eine dicke Decke über sie gelegt hat. So liegen sie ganz gut; aber da sind andere, denen es schlimmer ergeht. Das sind die Spektakelmacher, die Diebe, kurz die Taugenichtse unsers Gespanns. Sie sind mit kurzen Ketten an ein langes Drahtkabel gebunden; dann wissen wir, daß sie nachts keinen Skandal machen und nicht morgens davonlaufen, aber in einem Wetter wie heute nacht ist es schlimm für sie, und doch können wir nichts dagegen tun. Wenn sie los sind, reißen sie alles in Stücke; sie würden in unsere Proviantkisten einbrechen und uns alles auffressen, deshalb müssen sie angebunden sein; aber die ganze Nacht hören wir sie heulen und winseln. Arme Biester, aber, wie Iversen sagt, sie könnten ja auch manierlich sein!

Es flaut gegen Morgen etwas ab, und wir können den unterbrochenen Schlaf fortsetzen, denn heute ist es unmöglich, mit den Schlitten zu fahren. Erst spät am Tage bessert sich das Wetter, und der Sturm hört so plötzlich auf, wie er angefangen hat. Der Schnee ist vom Eise fortgeweht, und dieses ist fast völlig schneefrei; ja, der Sturm hat wirklich geholfen, die Bahn zu verbessern. Wir reinigen eilends unsere Schlitten, leider aber ist es vergeudete Arbeit. Abermals bläst ein Sturm, bevor wir einschlafen, und die Schlitten sind schnell wieder voll Schnee.

28. März. So war es nicht gemeint! Es stürmte abends und bläst noch heftig am nächsten Morgen um 4 Uhr. Ein Rasttag dann und wann mag hingehen, doch gleich zwei hintereinander ist alles andere als angenehm. Wir liegen da und lauschen dem Winde, um das erste Abflauen zu entdecken. Die Wartezeit währt jedoch nicht lange, Schlag

6 Uhr sind wir draußen vor dem Zelt und eifrig beschäftigt, alles zum Aufbruch fertig zu machen. Es ist ganz still, und eine Stunde später ziehen wir von dannen.

Das Wetter sieht nicht gut aus; zerfetzte Wolken jagen noch am Himmel dahin, und weit im Norden steht eine hohe, weiße Mauer. Es ist Schnee, der von heftigen Windstößen aufgepeitscht wird. Die Schneewand nähert sich schnell; wir wissen, daß wir Sturm bekommen, hoffen aber, daß er so schnell verschwinden werde, wie er gekommen war. Wenige Minuten später sind wir von wildem Schneegestöber umgeben; es peitscht uns ins Gesicht, der Schnee setzt sich in die Haare unserer Pelze und findet jedes, auch das winzigste Loch in unsern Fellkleidern. Das Gestöber ist so heftig, daß ich kaum den hintersten Schlitten sehen kann, und dabei sind wir dicht beisammen. Die Hunde wollen gegen den Wind nicht vorwärts, und unsere heiseren Zurufe helfen nicht mehr, da sie nicht von überredenden Peitschenhieben unterstützt sind. Versuchen wir sie anzuwenden, so bläst der Wind die Peitschenriemen auf uns selbst zurück. Seitdem ich zweimal mein eigenes Gesicht mit der eisigen Seehundriemenpeitsche getroffen habe, hänge ich sie an meinen Schlitten; dann komme ich doch nicht in Versuchung, sie zu gebrauchen, denn das rächt sich in einem Wetter wie heute. Gleichzeitig ist es aber auch mit der Herrschaft über die Hunde vorbei. Gut also, „Gee, Girly, woo!", und einen Augenblick darauf haben wir die Schlitten nebeneinander gefahren, einen Wall zwischen uns und dem Schnee gemacht, einen Wall, hinter dem alle Hunde und wir fünf Mann einen lang ersehnten Schutz finden. Hier können wir in aller Ruhe unsere erfrorenen Gesichter auftauen lassen, können uns in Verwünschungen über das verdammte Wetter ergehen und mit den vortrefflichen Eigenschaften unserer Hunde prahlen.

Das ist nämlich ein sehr beliebtes Gesprächsthema, wir haben ja alle unsere Günstlinge. Und während ich erzähle, wie schön Girly heute gegangen ist, sitzt sie vor mir, und mit ihren großen, braunen Augen schaut sie ganz verständnisvoll drein. Die andern stimmen mit mir darin überein, daß sie ein vorzüglicher Leithund ist, aber sonst mag sie keiner leiden. Nur über Iversens Leithund Björn sind wir alle einer Meinung und geben zu, daß er ein guter Spürhund, ein

ungewöhnlich umgänglicher und ein überaus schöner Hund ist. Als sein Herr aber, durch diesen Erfolg aufgemuntert, von Viskens großen und guten Eigenschaften zu erzählen anfängt, begegnet er energischem Widerspruch, denn wir alle haben Visken den Schwanz gegen den Wind wenden und so kräftig, wie er es vermochte — nach der verkehrten Seite ziehen sehen. Mit Visken also ist es nichts, wir kennen ihn zu gut; dann aber kommt Iversen mit der Frage, ob einer von uns jemals einen Hund mit so schönen Augen gesehen habe, und da müssen wir ihm recht geben. Denn da liegt Visken und schaut uns mit großen, klaren und unleugbar schönen Augen an; er kann es gewiß noch gar nicht begreifen, daß wir heute immer noch nicht die Zelte aufschlagen wollen, sondern mit den Hunden zusammen draußen sitzen bleiben. Es ist auch wirklich zu ärgerlich, jetzt sind wir über eine Stunde hier gewesen, und das Wetter ist schlechter geworden; wir sehen uns an — sollen wir die Zelte aufschlagen? Ach ja, warum nicht! Mit den Schlitten weiter zu fahren ist unmöglich, und bald können wir in das warme Zelt hineinschlüpfen. Das ist denn doch etwas anderes, als draußen zu sein; wir schütteln uns vor Wohlbehagen, ziehen uns aus und kriechen in den Sack.

Aber was ist denn das! Eine halbe Stunde später stecke ich erstaunt den Kopf heraus und horche, jetzt flaut es ja ab! Um 12 Uhr ist es fast still, ich kleide mich wieder an und krieche hinaus und wahrhaftig — es ist still, keine Wolke ist am Himmel! Drinnen in dem andern Zelt schlafen sie und schnarchen kräftig — zu kräftig, und es klingt nicht ganz echt —, aber schläfrig sind sie, das ist sicher, denn die Antwort ist nicht sehr lebhaft, als ich hineinrufe: „Das Wetter ist schön, wir müssen wieder weiter!“

Es geht heute gut, der Schnee ist schön und fest. Die Schlitten gleiten leicht, in drei Stunden erreichen wir unsere vorausbeförderten Sachen und fahren über eine stets ebene Oberfläche weiter. Wir kommen an einem Tag nicht weit herauf — heute nur 60 Meter, doch es geht gleichmäßig und ununterbrochen, und wir werden schon noch eine größere Höhe erreichen. Wo wir jetzt sind, können wir über die Dove-Bucht mit ihren vielen Inseln sehen, können die Spitze des Teufelskaps erblicken, die steil und scharf in die Luft ragt, und in

weiter Ferne die hohe Koldewey-Insel. Hier ist eine schöne Aussicht, und in dem stillen, klaren Wetter sieht sogar in weiter Ferne liegendes Land aus, als liege es uns ganz nahe. Die Sonne scheint auf das kahle, dunkle Land und verleiht ihm eine Farbenpracht, die es in Wahrheit nicht besitzt, denn in der Nähe gleicht es vollkommen dem Königin-Luise-Land, dessen zerklüftete, düstere Berggipfel lange, schwarze Schatten über das Eis werfen. Im Gegensatz zu dem Lande hier ist es unten in der Dove-Bucht mild und freundlich; bald aber wird auch sie verschwinden, bald werden wir Eis auf allen Seiten haben.

Um 7 Uhr abends sind wir mit den Zelten 14 bis 16 Kilometer weiter gekommen und lagern, sehr zufrieden mit dem guten Tag, der doch so schlecht angefangen hatte.

29. März. Im Sommer müssen einige kolossale Wasserläufe zwischen dem Königin-Luise-Land und dem Germania-Land sein, und je weiter wir nach Norden kommen, desto breiter und tiefer werden die ausgetrockneten Flußbetten. Wir müssen uns in ehrerbietiger Entfernung davon halten, denn unzählige Bäche münden in den großen Wasserlauf, und das Eis ist infolgedessen längs seiner Ufer sehr uneben. Als wir heute die Hälfte unserer Sachen vorausfahren, kommen wir zu dicht an eins dieser ausgetrockneten Flußbetten, das gegen 25 Meter breit und wohl etwa 10 Meter tief ist. Es setzt sich so weit nach Norden fort, wie wir sehen können; wir folgen ihm jedoch nicht, sondern entfernen uns möglichst schnell davon, da das Eis am Rande so schlecht ist, daß wir den Schlitten kaum lenken können. Glücklicherweise finden wir bald bessere Bahn, so daß wir auch heute mit dem Gepäck, das wir etwa 14 Kilometer nördlich von den Zelten abgeladen haben, ein gutes Stück vorwärtskommen. Es ist eine langweilige Arbeit, in zwei Richtungen zu fahren, doch dagegen ist nichts zu machen; noch immer sind die Schlitten viel zu schwer, wenn wir alles auf einmal fahren sollen. Schlimmer und gefährlicher ist es, ohne Zelt und Schlafsäcke hin- und zurückzufahren. Wir haben mehrere Beispiele eines plötzlich losbrechenden Sturmes; werden wir in nennenswerter Entfernung vom Lager von einem solchen überfallen, so können wir uns leicht verirren. Denn die Spur würde in ganz kurzer Zeit verschwinden, und können wir sie nicht verfolgen, so wäre es geradezu

unmöglich, die Zelte zu finden, die wir bei schlechtem Wetter nicht weiter als in einer Entfernung von 50 Schritt zu sehen vermögen, besonders dann nicht, wenn bei Wind und fegendem Schnee auch noch Schnee von oben fällt.

Das Wetter sieht heute nach allem Möglichen aus; im Norden oben braut es und zieht sich zusammen, unheilkündende Wolken treiben eilig am Himmel hin, die Sonne scheint nur matt, es ist etwas im Anzug. Wir verlieren daher keine Zeit, wir kehren sofort um und fahren zurück. Es ist auch nicht zu früh, denn kurz nachdem wir kehrtgemacht haben, kommt der erste Windstoß mit pfeifendem, klagendem Laut über das Eis gejagt und fegt den federleichten Schnee vor sich her, während die schwarzen Sturmwolken sich drohend zusammenziehen. Wir treiben die Hunde an, soviel wir nur können; es fährt immer nur einer von uns, während die beiden andern neben dem Schlitten herlaufen und die Hunde mit Rufen und Peitsche aufmuntern. Es ist, als liefen wir mit dem stetig zunehmenden Sturm um die Wette. Stärker und stärker wird das Schneegestöber, die Spur ist fast verschwunden, doch glücklicherweise sehen wir ungefähr einen Kilometer vor uns die Zelte.

30. März. Der Sturm hat im Laufe der Nacht aufgehört, es ist ganz still; der Himmel aber sieht nicht gut aus, er ist bewölkt, und die Sonne will nicht hervor. Im Norden steht Nebel; er gelangt im Laufe des Tages wohl auch noch bis zu uns, und wir hegen eigentlich keine großen Erwartungen in bezug auf das Wetter.

Es kostet uns fast sechs Stunden, die Sachen zu erreichen, die wir gestern voraus geschafft haben; dann halten wir etwa eine Viertelstunde Rast und haben eine Viertelstunde Arbeit, die widerspenstigen Hunde von der Stelle zu bekommen, denn sie scheinen es für heute für mehr als genug zu halten. Die neue Schlittenordnung will ihnen noch nicht in den Kopf, und wir haben endlose Plage damit, sie von den voraus beförderten Schlitten oder Zelten fortzubekommen.

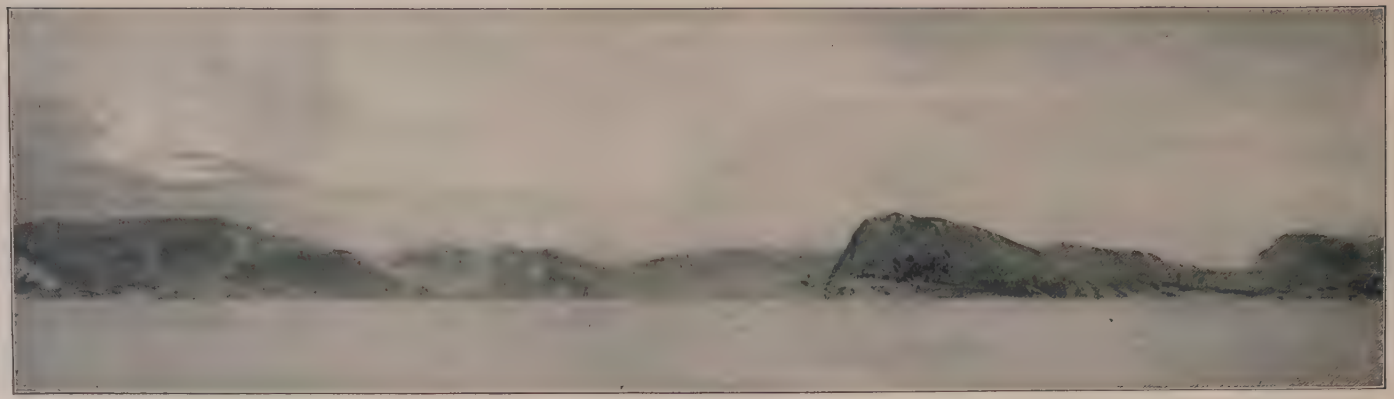
Nördlich von dem Gepäck treffen wir gleich auf schlechtes Eis, auf schneefreie Eishügel mit weichem Schnee dazwischen. Wir sind wieder zu nahe an ein Flußbett gekommen; dadurch aber, daß wir uns an die Wasserscheide zwischen zwei parallel laufenden Flüssen halten,

gelingt es uns, auf erträgliches Eis zu kommen und einigermaßen vorzudringen, bis wir um $4^1/_2$ Uhr nachmittags, nach beinahe elfstündiger Arbeit, die Zelte aufschlagen. Die Hunde sind vollständig erschöpft, und es ist unmöglich, sie weiter zu treiben. Girly verwechselt Gee und Woo, Grimrian wendet sich um und sieht mich bei jedem zweiten Schritt an, und alle Hunde bleiben wie auf Kommando stehen, sobald der Schlitten auf das kleinste Hindernis stößt. Vergebens rufe und schreie ich ihnen zu, vergebens brauche ich die Peitsche — die Müdigkeit hat sie taub und gefühllos gemacht; meinen Kameraden ergeht es nicht besser, das höre ich deutlich an ihren ärgerlichen Zurufen an die Hunde.

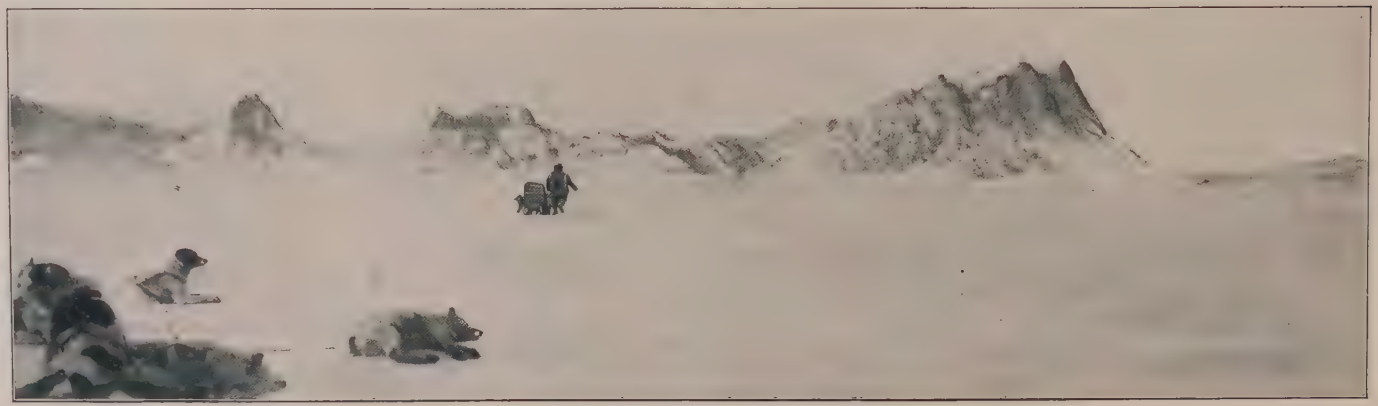
Es hat keinen Zweck, unsere Hunde ganz zu erschöpfen; daher halte ich mit meinem Gespann und suche nach einem guten Lagerplatz; ich finde ihn und treibe den Eisspieß in der Mitte ein. Dieses Zeichen kennen die Hunde, die mir erwartungsvoll nachgeblickt haben. Jetzt können sie den Schlitten fast allein in Gang bringen, und in vollem Laufe biegen wir auf den Lagerplatz ein. Ja, wenn sie nur wollten, könnten wir noch ein paar Stunden weiterfahren, doch sie wollen nicht — und zu dieser Tageszeit sind es die Hunde, die regieren, und nicht wir.

Poulsen hat heute Geburtstag, und gliche das Können dem Willen, so hätten wir ein großes Festmahl abgehalten, bei dem nicht nur wir, sondern auch die Hunde reichlich bewirtet worden wären. Iversen und ich hatten darüber gesprochen, ihm ein oder zwei Zwiebäcke zu schenken, vielleicht sogar mit Butter darauf, denn das hat er ehrlich verdient, da er stets einen sehr schweren Schlitten und durchaus nicht Hunde ersten Ranges gehabt hat. Aber dennoch — ein Zwieback steht sehr hoch im Kurs, und Iversen kommt doch früher zu den Fleischtöpfen der „Alabama" als wir; darum bedenken wir uns beizeiten, wünschen ihm herzlich Glück und erzählen ihm von dem Festmahl, das hätte abgehalten werden sollen, wenn wir anstatt auf dem Inlandeise an Bord gewesen wären.

31. März. Das Wetter macht mir graue Haare — es stürmt schon wieder! Alle diese Rasttage kosten uns erstens Zeit, die eine große Rolle spielt, und dann — was schlimmer ist — Proviant, denn es ist ein großer Haushalt, und täglich werden 31 Pfund Lebensmittel



Land nördlich von Hayſtack.



Das Teufelskap und die Inſeln der Dove-Bucht.

Der Schauplatz unſerer Bärenjagd.

und Feuerung verbraucht. Es ist ein trauriger Anblick, so viel gutes Essen verschwinden zu sehen, ohne eine Arbeit als Entgelt dafür zu bekommen, aber was sollen wir tun? Weder wir noch die Hunde können etwas dafür, daß das Wetter schlecht ist, und ich wage von den Rationen der Hunde noch nichts abzuknapsen; denn wenn sie an einem Rasttage auch nichts arbeiten, zehrt es immerhin an ihren Kräften, bei 25 und 30 Grad Kälte im pfeifenden Sturme draußen zu liegen. Für uns Männer gilt diese Entschuldigung zwar nicht, wir können aber bei einer täglichen Ration von zwei Pfund nicht viel sparen, wenngleich wir tun, was wir können, um unsern Verbrauch an Pemmikan einzuschränken. Statt dessen essen wir ein paar Äpfel, eine kleine Scheibe gebratenen Speck oder eine Handvoll gekochte Bohnen; besonders auf letztere hatte ich große Hoffnungen gesetzt, die jedoch weit davon entfernt scheinen in Erfüllung zu gehen. Denn die Bohnen müssen länger kochen, als uns Mittel zu Gebote stehen, sie gar zu bekommen. Daher haben die Bohnen etwas an Wert verloren, und wir beschlossen, Poulsen ein halbes Pfund als Geburtstagsgeschenk zu verehren. Erwartungsvolles Schweigen herrschte in dem andern Zelt, während die Bohnen kochten; nach Verlauf einer Viertelstunde wurde angenommen, daß sie genug gekocht hatten — wir kochen sie immer länger als eine halbe Stunde und dann sind sie noch halbroh. Iversen schwor, daß er die Bohnen zwischen den Zähnen krachen hören könne, aber das war vielleicht Einbildung; denn unsere Kameraden versicherten uns später, sie hätten vortrefflich geschmeckt. Wohlbekomm's!

Wie neulich flaut der Wind so spät am Nachmittag ab, daß wir nichts weiter machen können, als einen kleinen Ausflug nordwärts zu unternehmen, um das Eis anzusehen. 16 bis 24 Kilometer von uns entfernt ist eine sehr starke Steigung mit unebenem Eis; es hat den Anschein, als sollte der Anfang des April werden wie das Ende des März — über alle Beschreibung schlecht. Jetzt stellen wir keine Berechnungen mehr an, denn es macht keine Freude, dazuliegen und auszurechnen, daß wir unsres Erachtens mindestens 50 Kilometer weiter nördlich hätten sein müssen; der Unterschied ist den vielen Sturmtagen zuzuschreiben, die wir bei unserer Berechnung nicht bedacht hatten.

Fünftes Kapitel.

Trennung von den Kameraden.

1. April. Der April fängt gut an, was das Wetter anlangt. Es ist wirklich ein selten schöner Tag mit gutem Vorwärtskommen. Froh und zufrieden darüber, unsere Habe etwa 11—13 Kilometer nordwärts über einigermaßen passierbares Eis gebracht zu haben, kehren wir zu den Zelten zurück, die wir heute schon aus weiter Entfernung sehen. Doch unser warten ungeahnte Enttäuschungen; Laub sieht nachdenklich aus, als wir vor dem Zeltplatz anlangen; der Theodolit ist aufgestellt, und er fordert mich auf, ihn abzulesen.

„Was ist denn los?" frage ich, und mir wird beim Anblick seines nachdenklichen Gesichts ganz unheimlich zumute.

„Ja, die Breite ist falsch; wir sind lange nicht so weit nordwärts, als wir erwartet hatten. Ich kann wenigstens nichts anderes herausbekommen. Können Sie es?"

Nein, ich kann es auch nicht, und wir kriechen miteinander ins Zelt hinein, um die Breite auszurechnen. Da muß ja unbedingt ein Fehler darin sein, wir sind 24 Kilometer zu weit südlich — eineinhalb Kilometer südlich von unserer letzten astronomischen Breite, und diese wurde vor ein paar Tagen genommen. Wir rechnen und rechnen, können aber keinen Fehler entdecken, und da die vorhergehenden Breiten richtig ausgerechnet sind, kommen wir zu dem traurigen Ergebnis, daß diese letzte astronomische Breite richtig ist und die berechnete falsch war. Doch wie ist es möglich, einen so großen Fehler zu machen? Wir forschen und forschen, allein ohne Resultat; daß die Sonne anfangen sollte, uns zum Schabernack unzuverlässig zu werden,

ist ja ziemlich unwahrscheinlich, und wir müssen uns vor dem betrübenden Faktum beugen, daß wir unsere täglichen Distanzen zu groß veranschlagt haben.

24 Kilometer, das klingt ja, als wäre es gar nicht viel, gut drei geographische Meilen. Was ist denn das groß? Man versuche aber nur selbst einmal, den Rücken gegen schwere Schlitten zu stemmen, man versuche, durch schneidenden Wind und Schneegestöber vorzudringen, man durchlebe nur einen einzigen Tag mit seinen vielen Widerwärtigkeiten mit den Hunden, holperigem Eis, erfrorenen Fingern und erfrorenem Gesicht: dann erst wird man wissen, was 24 Kilometer sind, dann erst ist es möglich, die traurige Stimmung zu verstehen, die uns alle bedrückt, während wir eifrig diskutieren, worin der Fehler liegen kann, bis die Müdigkeit ihre Ansprüche geltend macht und wir einschlafen; morgen erhalten wir ja Gewißheit, dann nehmen wir wieder eine Breite.

2. April. Man hätte fest glauben können, ein kleiner boshafter Teufel habe sich an Bord der „Alabama" eingeschmuggelt, sei als blinder Passagier mitgereist, sei mit in den Proviant verpackt worden und habe so die Schlittenreise mitgemacht. Jetzt ist er wohl zu dem Bewußtsein gekommen, daß es lange her ist, seitdem er sich in die Angelegenheiten der Expedition gemischt hatte, und er hat es nun überaus eilig, das Versäumte nachzuholen, so daß er uns fast dazu bringt, aus der Haut zu fahren. Ein Tag bringt mehr Widerwärtigkeiten als der andere, und der heutige übertrifft sie alle.

Gleich am frühen Morgen geht es los. Girly macht den Anfang; sie ist jetzt lange Zeit brav gewesen und nimmt ihren alten Platz in unserm Zelt und in unserer guten Meinung ein. Sie läuft fort, gerade als angespannt werden soll, nicht weit, sie will sich aber nicht einfangen lassen. Iversen und ich machen uns eine gute halbe Stunde auf die Jagd nach ihr, bis wir sie endlich dadurch in eine Falle locken, daß wir sie mit Björn, ihrem alten Liebsten, spielen lassen; er ist ein guter, prächtiger Hund, aber so beschränkt, daß es ihm nie in den Sinn käme davonzulaufen. Ihn senden wir Girly nach. Leicht und graziös springen die vergnügten Hunde umher und spielen miteinander; dann pfeifen wir Björn, freundlich, lockend, er kommt

gleich angesprungen, Girly vergißt sich, kommt näher und näher. Iversen streichelt und liebkost Björn, behält Girly aber immer im Auge, und plötzlich wirft er sich über sie. Widerstand ist unmöglich. Sie findet sich in ihr Schicksal, und als sie wieder gut angebunden ist, folgt ein für sie höchst unangenehmes Zwischenspiel. Wen man lieb hat, züchtigt man, und ich habe Girly sehr lieb, die trotz allem ein unvergleichlicher Hund ist; aber sie *muß* von der Lust davonzulaufen kuriert werden. Und während meine Kameraden voll Bewunderung dabeistehen und Laub seine Hunde auffordert gut zuzusehen, lehre ich Girly mit dem Peitschenstiel Anstand und Ordnung.

Endlich kommen wir fort, und in einigen Minuten ist nichts weiter zu bemerken, als daß das Eis ungewöhnlich uneben ist. Doch plötzlich höre ich Poulsen seine Hunde anhalten, und als ich mich umwende, um zu sehen, was los ist, liegt er auf den Knien neben Gogrick, der sich eifrig das eine Hinterbein leckt.

„Was ist denn da wieder passiert?" rufe ich ergrimmt zurück; es ärgert mich, daß wieder angehalten werden soll. Und da erfahre ich denn, daß Gogrick sich an einem Stück Eis arg geschnitten habe. Er hat einen bösen Riß in die Pfote bekommen; die halben Zehen hängen und baumeln an einem Stück Fell, so daß es ziemlich lange Zeit kostet, bis wir das Bein richtig verbunden haben und uns wieder in Bewegung setzen.

Ich glaube nicht, daß wir hundert Schritt weiter waren, als Iversen ruft, sein Schlitten sei entzwei gegangen. Wieder müssen wir anhalten; der Schlitten wird umgestürzt, und da eine der Kufen gesprungen ist, dauert es lange, sie ordentlich instand zu setzen. Jetzt hoffen wir, endlich im Ernst anfangen zu können; das Hundegeschirr ist in Ordnung, die Peitschen knallen, und die Luft hallt wider von aufmunternden Zurufen an die Hunde. Eine Stunde geht es einigermaßen, ungeachtet des schlechten Eises, allein dann stößt Iversen abermals Notrufe aus, und sein Schlitten steht unbeweglich fest, obwohl er und Olsen sich „platt" in die Zugseile legen, und die Hunde ihr Bestes tun.

Jetzt ist an der andern Kufe etwas in Unordnung; es ist unmöglich, den Schlitten weiter zu bekommen, und nach den großen Holzsplittern zu urteilen, die auf der Spur liegen bleiben, muß es ganz schlimm stehen. Im Handumdrehen liegt der Schlitten mit den Kufen

nach oben, und wir sehen, daß die Havarie noch größer ist, als wir erwartet haben, denn von dem starken Eis ist die ganze Kufe buchstäblich in Stücke gerissen. Eine Reparatur ist unmöglich; das einzige, was wir tun können, ist, eine von meinen starken Kufen darunter festzubinden, Iversen ein paar Extrahunde zu geben und ihn mit dem Wrack fahren zu lassen, bis wir uns davon trennen.

Eine halbe Stunde lang geht alles gut, dann aber ist wieder mit Poulsen etwas nicht in Ordnung; er kann die Ladung nicht auf dem Schlitten halten. Sie muß ganz abgeladen und aufs neue verstaut und verschnürt werden. Alle diese Aufenthalte haben so lange Zeit in Anspruch genommen, daß wir unsere voraus beförderten Schlitten eben noch zeitig genug erreichen, um eine Breite zu nehmen. Nach Verlauf kurzer Zeit erreicht die Sonne ihren höchsten Punkt, wir haben die Höhe mit beiden Theodoliten genommen, und jetzt sind wir eifrig damit beschäftigt, unsere Beobachtungen auszurechnen. Einen Augenblick können wir noch hoffen, daß die gestrigen Beobachtungen aus irgendeinem Grunde unrichtig waren, doch nicht lange, unsere Breiten stimmen überein, und stimmen auch zu denen, die wir gestern genommen hatten. Ach ja, jetzt ist kein Zweifel mehr möglich, daß wir 24 Kilometer zurück sind.

Betrübt setzen wir unsern Weg fort über das schlimmste Eis, das wir je gehabt. Es ist fast schneefrei; die Oberfläche ist hügelig, gleichmäßig und spiegelblank geschliffen von dem Sturm und Schneetreiben des Herbstes und Winters. Die Hunde können keinen Halt finden, und die Beine bewegen sich wie Trommelschlegel auf der glatten Fläche, während die Schlitten trotz all unseres Bestrebens, sie aufzuhalten, die Eishügel hinuntergleiten. Es ist eine Mühe sondergleichen, und nach neunstündigem Fahren müssen wir es aufgeben, weiter zu kommen.

Man hätte glauben können, für heute seien es genug Widerwärtigkeiten gewesen, denn wenn man erst im Schlafsack liegt, pflegt alles einigermaßen normal zu gehen. Der Primus kann natürlich verstopft sein und er ist es bei derartigen Gelegenheiten auch; doch das gehört zur täglichen Ordnung, wir zählen es also gar nicht mit, obwohl es unangenehm genug ist, dazusitzen und mit einer Nadel in einem Loch zu stochern, das für das bloße Auge kaum sichtbar ist, während

die Fingerspitzen weiß frieren. Aber wie gesagt, das ist das gewöhnliche und keine Ausnahme, und man findet sich darein, so gut man kann. Wenn mir aber der Pemmikan anbrennt, was mir noch niemals passiert ist, dann läuft der Becher über, und ich bin froh, daß niemand außer Girly meine Herzensergüsse hört.

Angebrannter Pemmikan schmeckt nicht gut, selbst wenn man hungrig ist; daher ist Iversen mißvergnügt und ich bin ärgerlich, aber wir sind nicht in der Lage mehr zu kochen; wir essen von dem widerlichen Gericht, so viel wir hinunterwürgen können, und geben Girly den Rest; jedoch selbst sie ist besseres gewöhnt und frißt nicht viel.

Und doch waren wir glücklich dran im Vergleich mit unsern Nachbarn. Die Hunde sind in ihr Zelt eingebrochen, und als Laub sie hinausjagen will, wirft er den Primus mitsamt dem Pemmikantopf um! Alles ist verschüttet, und sie bekommen gar nichts; wir hatten doch etwas, wenn es auch so schlecht schmeckte, daß man es, wie Iversen behauptet, Verbrechern geben könnte, die ein Geständnis ablegen sollen; denn es müßte schon ein verstocktes Individuum sein, das nicht lieber seine Sünden eingestände, als noch einmal angebrannten Pemmikan zu essen!

Dies ist das letzte Unheil an diesem Tage; aber, nicht wahr, möchte man nicht glauben, ein boshafter Teufel sei heute mit uns gefahren?

3. April. Die ganze Nacht wehte ein gleichmäßiger Wind, und wir hoffen, daß es nicht schlimmer wird. Noch können wir weiter mit den Schlitten; aber leider, kaum haben wir unsern Pemmikan gegessen — er ist besser als der gestern abend — als der Wind auffrischt, der Schnee wirbelt und es unmöglich wird zu gehen. Es kommen Schneeschauer, und erst um 9 Uhr ist Aussicht auf andauerndes Abflauen. Wir machen uns auf, die Schlitten werden angespannt; doch bevor sie fertig zur Abfahrt sind, stürmt es aufs neue, und wir müssen wieder in unsere Höhle kriechen.

Erst um 12 Uhr flaut es ernstlich ab, und Laub fährt nach dem Gepäck zurück; es wird aber 5 Uhr, bevor er zum Lager zurückkehrt und wir wieder zum Weiterfahren bereit sind.

Noch ist die Möglichkeit vorhanden, eine einigermaßen gute Tagesarbeit zu leisten, und da das Eis vor uns erträglich aussieht, hoffen

wir gut vorwärts zu kommen; aber wie gewöhnlich werden wir getäuscht. Das Eis ist ungefähr ebenso wie in den letzten Tagen, spiegelblanke Eishügel mit kleinen Schneeschollen dazwischen, aber so uneben, daß es fast unmöglich ist, die Schlitten zu lenken. Wir hatten längst gefürchtet, daß diese entzwei gehen würden; bis jetzt ist aber Iversens Schlitten der einzige, der Havarie erlitten hat. Wir sprechen gerade darüber, daß wir wenigstens in dieser Hinsicht Glück gehabt haben, als wir über „Pylle", einen großen schweren Blockschlitten, die Gewalt verlieren. Er gleitet einen etwa zwei Meter hohen Hügel hinunter und prallt so heftig gegen einen kleinen Eishaufen an, daß die Kufe zerbricht. Wir müssen umkehren, um sie zu reparieren, und dabei sind wir kaum drei Kilometer vom Lagerplatz gekommen, den wir noch unter uns sehen können.

4. April. Endlich bekommen wir Windstille, so daß wir von morgens an arbeiten können; das ist aber auch das einzige Gute, das vom heutigen Tage zu sagen ist, denn er ist eine einzige lange Kette von Ärger und Verdruß gewesen.

Girly macht den Anfang, indem sie wie neulich einen unbewachten Augenblick dazu benutzt, das Geschirr abzustreifen und fortzulaufen. Heute ist sie uns zu klug. Sie läßt sich von Björn, den wir ihr gleich nachsenden, nicht dicht zu uns heranlocken; sie kommt nicht, als wir auf die Proviantkisten hämmern, um bei ihr den Eindruck zu erwecken, daß gefüttert werde, ja sie läßt sich auch nicht locken, als wir einige Krumen Pemmikan unter die heulenden Hunde werfen — sie weiß so gut wie wir, daß jetzt nicht Essenszeit ist und daß noch viele Stunden Arbeit vor der Tür stehen, bevor mit der Fütterung Ernst gemacht wird. Es kostet Zeit, sie einzufangen — einen Hund müde zu hetzen, ist nicht die Arbeit eines Augenblicks — und Iversen und ich fühlen uns fast ebenso müde wie nach einem ganzen Tage Arbeit, als wir sie endlich zu den Schlitten schleppen.

Girly, Girly, du wirst sicher ein Nagel zu meinem Sarge! Bevor ich aber davon Gebrauch mache, will ich doch versuchen, dich gute Sitten zu lehren; du bedarfst dessen wahrhaftig sehr, und das Hundegeheul übertäubt beinahe meine zornbebenden Rufe. Wohl weiß ich, daß viele sagen werden, es sei unrecht, einen Hund zu schlagen, der

keinen bessern Verstand hat usw., aber Eskimohunde können nicht ausschließlich mit Freundlichkeit behandelt werden, sonst verliert man die Gewalt über sie und kommt überhaupt nicht weiter. Die Peitsche muß sein, wenn ich auch zugebe, daß die Tiere oft mehr Hiebe bekommen, als sie verdienen oder man ihnen zu geben beabsichtigt. Allein man wird auf Schlittenreisen reizbar und hart, besonders wenn die Verhältnisse ungünstig sind. Und doch hängen wir sehr an unsern Hunden; wir machen uns früh und spät mit ihnen zu schaffen, wir denken immer zuerst an sie und zuletzt an uns selbst. Sind sie krank oder kommen sie zu Schaden, so pflegen wir sie mit Güte, ich möchte fast sagen mit Liebe, und schonen sie soviel als nur möglich. Wir selbst arbeiten, daß alle Glieder nach der Tagesarbeit schmerzen, und wir verlangen von den Hunden nur, daß sie einigermaßen arbeiten und uns nicht zu sehr quälen. Ein Hund wie Girly aber, der beinahe wie ein Mensch behandelt wird und der seinen bestimmten Platz im Zelt hat, der so klug ist wie sie, weiß ganz genau, was er tun soll und was nicht; er verdirbt nur, wenn man ihm die Rücken nicht beizeiten austreibt. Girly ist so unentbehrlich, daß ein dritter Mann mit nach Norden müßte, wenn sie aus irgendeinem Grunde die Arbeit nicht ausführte, die sie leisten kann, das heißt Leithund für den ersten Schlitten zu sein und sich durch Zuruf lenken zu lassen. Jedesmal, wenn ich sie schlage, reut es mich hinterher; doch was bleibt einem übrig, wenn sie sich nicht aufführen will, wie es sich gehört? Kann man anderes tun, als freundlich gegen sie zu sein, wenn sie brav ist, und sie zu strafen, wenn sie unrecht tut, und welch anderes Straf- und Erziehungsmittel als die Peitsche haben wir denn?

Jetzt aber herrschen wieder Friede und Ruhe. Die Schlitten sind gepackt und sorgfältig verschnürt, nochmals sehen wir auf dem Lagerplatz nach, ob alles mitgenommen ist, während Girly, die sich der harten Behandlung noch erinnert, leise winselt und in ihrem Eifer fortzukommen voranläuft. So, vorwärts, Girly, jetzt fahren wir! Es geht nach rechts und nach links, oft jäh im rechten Winkel, da wir versuchen müssen, uns auf den schmalen Schneewehen zu halten, die sich zwischen den spiegelblanken Eishaufen hinwinden. Wir kreuzen vorwärts und benutzen jede kleine Schneewehe, wo

die Hunde Halt zu finden vermögen. Aber die Schneewehen sind ganz kurz, und jedesmal wenn wir über ein Stück Eis müssen, auf dem die Hunde kaum fest stehen, geschweige denn ziehen können, bleibt der Schlitten, der noch auf Schnee steht, stecken. Eine beinahe übermenschliche Anstrengung des Kutschers bringt ihn einen Schritt vorwärts, die Hunde merken die Bewegung und versuchen zu ziehen, aber sie stehen noch auf dem blanken Eis und graben die Zehen in die kleinsten Unebenheiten ein; umsonst, sie und der Kutscher können trotz vereinter Anstrengung den Schlitten nicht auf den vielleicht nur sechs Meter breiten Eishügel zwingen. Die Kameraden müssen mithelfen; bei jedem Schlitten brauchen wir alle Mann, und erst wenn alle Schlitten hinüber sind, können wir weiter fahren, vielleicht nur kaum hundert Meter, dann müssen wir aufs neue Hilfe haben.

Heute geht es so schlecht, daß wir es für ausgezeichnet halten, wenn zwei Mann und ein Hundegespann einen Schlitten fünf Minuten lang fahren können, ohne Hilfe zu brauchen, und es ist einleuchtend, daß unsere Wegstrecken unbedeutend werden.

Bei einer Bahn wie der heutigen sind die Hunde tatsächlich von keinem Nutzen, sie hindern eher, da sie sich bei dem unaufhörlichen Anhalten alle niederlegen. Es ist nicht so einfach für einen Hund, einen bequemen Platz zum Liegen zu finden; er wird sich bis ins Unendliche um und um drehen, und wenn 7—10 Hunde es zu gleicher Zeit tun und dabei die Stränge steif gefroren sind, entsteht aus den Zügeln ein Knäuel, im Vergleich zu dem der bekannte gordische Knoten geradezu einfach und verhältnismäßig leicht zu lösen gewesen sein muß! Doch der Knäuel *muß* entwirrt werden, bevor wir wieder weiter können, und ist die Bahn wie heute, wo man nur ein paar Minuten fahren kann, ohne anzuhalten, dann kostet die Arbeit, die Zügel zu entwirren, unverhältnismäßig viel Zeit und stellt die Geduld des Kutschers oft auf eine harte Probe.

Allein ein Lichtpunkt ist doch da, der diesem Tage eine Sonderstellung unter all unsern Drangsalstagen gibt; er besteht darin, daß wir unumstößliche Anzeichen guten Eises vor uns sehen. Wir haben neun Stunden gearbeitet und sind höchstens 8 Kilometer vorwärts gekommen; wir hatten eine Steigung von 65 Metern und lagern auf dem Gipfel

eines hohen Hügels. Von unserm Zeltplatz haben wir eine prachtvolle Aussicht nach Norden, und das Eis sieht bis zum Horizont hin so gut und eben aus, daß wir unsern Augen kaum zu trauen wagen. Das gute Eis streckt uns einen langen, helfenden Arm entgegen, und der Arm ist auf beiden Seiten von überaus starkem Eis begrenzt. Erreichen wir erst den Arm, so bekommen wir ohne Zweifel einige Tage gute Schlittenbahn; die große Frage aber ist, wie so weit gelangen, denn zwischen uns und ihm liegt ein Gürtel von Eis, das schlechter ist als alles, was wir bisher gehabt. Der einzige Trost ist, daß es zu überschauen ist; allein dieser Trost ist nicht sehr groß, da wir wissen, daß es uns mindestens zwei Tage harte Arbeit kosten wird, hindurchzukommen.

Bevor wir weiter fahren, wollen wir für den Fall, daß wir hierher zurückkommen müßten — was wir übrigens nicht erwarten —, ein Depot von etwa 80 Pfund zurücklassen und dazu Laubs Reiseproviant. Es ist jetzt von großer Bedeutung für uns, die Schlitten leichter zu machen, denn wir müssen trachten, so weit wie möglich nach Norden zu kommen, bevor wir uns von unsern Kameraden trennen. Da wir nur für fünf Tage Proviant für alle Hunde haben, müssen wir uns beeilen.

5. April. Wir müßten eigentlich gegen alle Arten Mißgeschick abgehärtet sein, wir werden aber doch ungeduldig, wenn wir einen schlechten Tag nach dem andern bekommen und dazu noch jeden zweiten oder dritten Tag liegen bleiben müssen. Heute können wir wieder nicht weiter! Es bläst ein Sturm, und das Schneetreiben ist so heftig, daß wir kaum von einem Zelt zum andern sehen können. Wir müssen uns in unser Schicksal finden, aber es hält schwer; nach dem Besteck, das wir in besseren Zeiten machten, hätten wir jetzt schon etwa 100 Kilometer weiter nördlich sein müssen. Wir sitzen in unsern Schlafsäcken mit der Karte vor uns und messen und rechnen, doch jetzt schon sprechen wir von der Übersommerung, die wir wahrscheinlich nicht werden umgehen können, wenn wir unser Vorhaben ausführen wollen. Wir sind einig, sie lieber zu riskieren als umzukehren; aber den Sommer über hierzubleiben ist gewagt, und — die Gedanken, die auf uns einstürmen, wenn wir einen ganzen Tag im Schlafsack liegen und nachts nicht schlafen können, sind nichts weniger als erheiternd. Draußen heult der Wind, ein passender Grabgesang für die längst begrabene Hoffnung.

6. April. Zum erstenmal ist es notwendig, vier Mann nach dem Gepäck zurückzuschicken, und da das Wetter schon von den Morgenstunden an gut ist, verlieren wir keine Zeit. Gegen 6 Uhr bin ich allein im Lager, nur Gogrick liegt da und leckt seine wunde Pfote. Ich bin mit dem Depot beschäftigt, das so hoch und so solide angelegt werden muß, daß wir sicher darauf rechnen können, es wiederzufinden. Iversens alter Schlitten „Dagmar" soll für die Proviantkisten als Unterlage dienen, und es müssen tiefe Löcher ausgehauen werden, in denen die Kufen festfrieren sollen. Das Depot steht auf einem hohen, völlig schneefreien Hügel, so daß es sehr tauen müßte, ehe der Schlitten wieder loskommt. Eine Stange mit einer leeren Proviantkiste an der Spitze wird an den Schlitten festgebunden, dann ist alles in Ordnung, und das Depot ist aus weiter Entfernung sichtbar.

Meine Kameraden bleiben heute lange fort; es wird 1 Uhr, ehe sie ins Lager einbiegen. Wir fahren auch gleich weiter nach Norden, denn heute haben wir es eilig, und als ich zum Lager zurückkehre, haben die Hunde $12^1/_2$ Stunden ununterbrochen gearbeitet. Und was haben wir erreicht? Nicht sonderlich viel, wir haben zwei Ladungen ins Zelt herauf und weiter nach Norden über Eis gefahren, das ich vor einem Monat, ja, noch vor vierzehn Tagen als beinahe unpassierbar betrachtet hätte. Und doch sind wir, bevor wir umkehren, 6 Kilometer nördlich vom Lager gekommen und sehen das anscheinend gute Eis aus nächster Nähe; morgen erreichen wir es.

7. April. In dem Depot und mit Laubs Reiseproviant haben wir auf unserm letzten Lagerplatz über 400 Pfund zurückgelassen; das ist gut, denn wir wären mit so schweren Schlitten, wie die unsrigen gestern noch waren, nicht über das Eis gekommen, das wir heute passieren müssen. Es kostet uns über drei Stunden, bis zu dem vorausbeförderten Gepäck zu gelangen, und da das Wetter heute noch besser ist als gestern, können wir deutlich sehen, was wir vor uns haben. Es ist nichts Gutes, keineswegs; es ist schlimmer, als alles, was wir bisher passiert haben! Das Auge aber gleitet weiter, hinweg über den kaum drei Kilometer breiten Gürtel schlechten Eises, und weilt mit Wohlgefallen auf der großen, ebenen Fläche, die im grellen Sonnenschein glitzernd weiß vor uns liegt. Dort scheint das bessere

Eis endlich anzufangen, und so weit wir nach Norden sehen können, erhebt sich ein flacher Hügel über dem andern. Ich wollte, wir wären dort; dazu bedarf es aber mehr als bloßer Wünsche!

Wir haben kaum das vorausbeförderte Gepäck verlassen, als wir jäh um eine Eisspitze biegen müssen, wo erst Girly und dann die andern Hunde über einem scharfen Rand verschwinden. Was in aller Welt ist das? Laub und ich, die beide mit am Schlitten ziehen, halten gleichzeitig an, um zu sehen, wo die Hunde geblieben sind. Es ist gut, daß wir es tun, denn mein ganzes Gespann hängt fast dicht unter dem Schlitten, der auf die Hunde gestürzt wäre, wenn wir nicht angehalten hätten. Hier müssen wieder alle Mann heran! Vorsichtig wird ein Schlitten nach dem andern den 7—10 Meter hohen Abhang hinuntergelassen, und wir stehen mitten in dem schlechten Eis; es ist bei weitem das schlechteste, das wir bis jetzt gehabt. Vor uns liegt eine Eismauer; sie ist hoch, steil und beinahe spiegelglatt, und selbst ohne Schlitten ist es schwierig, den schroffen, glatten Abhang zu erklimmen.

Wir lassen die Schlitten stehen, um einen Weg zu suchen; nicht weniger als fünf Flußbetten, durch Eiswälle voneinander getrennt, die mindestens 6—10 Meter hoch und etwa 16 Meter breit sind, liegen zwischen uns und unserm Ziel, dem ebenen Eise; sie sind so steil, daß wir jedesmal, wenn wir die Höhe eines Rückens erreicht haben, uns niedersetzen, um auf bequeme und angenehme Weise in das dahinter liegende Tal hinunter zu rutschen. Im Gehen können wir noch vorwärts kommen, allein beständig fragen wir uns: Wie bekommen wir denn nun die Schlitten weiter?

Doch wie schön ist es hier! Wir haben das letzte Tal erreicht und eine kleine Schlucht gefunden, durch die wir zum ebenen Eis hinauffahren können. Eben wollen wir zu den Schlitten zurück, als wir plötzlich überrascht, betroffen stehen bleiben. Vor uns liegt das schnurgerade Tal, dessen Grund von großen spiegelblanken Seen bedeckt ist, und das hohe, von Schluchten durchfurchte Eismauern begrenzen, an denen im Sommer Wasserfälle zu Tal stürzen müssen. Die Sonne steht gerade am Ende davon und wirft scharfe Schatten und blendende Lichter in dieses Eistal hinunter, an dessen spiegelblanken kristallklaren Seiten es von Millionen großer Eiskristalle flimmert und funkelt.

Es schimmert in allen Farben des Regenbogens, es glitzert und gleißt, wohin wir unsere Blicke wenden, und nur in den Schluchten, die im Schatten liegen, ist es dunkel und grau, ist das Eis nahezu schwarz und der Schnee mattweiß in der glänzenden leuchtenden Umgebung. Es sieht aus wie eine großartige, phantastische Illumination aus einer Welt, wo übernatürliche Märchenwesen zum Fest geladen sind.

Aber die Schlitten! Der Gedanke an sie dämpft die Bewunderung. Schön ist es hier, das ist sicher, doch wie wir die Schlitten hinüber bekommen sollen, ist uns unklar, und viel, viel lieber hätten wir eine matte, weiße Fläche gesehen als diese leuchtende, großartige, aber unpassierbare Umgebung.

Wir finden eine Art Weg, den besten, den es gibt, was aber nicht viel sagen will, und dann beginnt die harte Arbeit. Selbstverständlich müssen alle Mann mit angreifen. Wir pusten und stöhnen, wir ziehen und schieben, denn die Hunde nützen hier gar nichts; sie können nicht einmal fest stehen, und oft müssen wir kleine Stufen ins Eis hauen, um selbst Halt zu finden. Dennoch gleiten wir häufig aus; endlich aber gelangt der Schlitten auf die Spitze des ersten Hügels und wird an seinem Rücken entlang bis zu einer Schlucht gefahren, die den besten Abstieg verspricht. Jetzt muß der Schlitten wieder festgehalten werden, damit wir nicht die Gewalt darüber verlieren; denn geschieht das, so zersplittert er sicher, bevor er die Talsohle erreicht. Einen Augenblick wippt der Schlitten auf dem Rande des Abhangs; die Hunde stehen tief unter ihm, und zwei Mann halten ihn an beiden Seiten fest; sie dürfen nicht loslassen, sondern müssen sich mitschleppen lassen, wenn er fällt. Der Weg ist bestimmt, alles ist bereit — so, nun paßt auf die Hunde auf, denn jetzt kommt er! In einer Wolke von Schnee, einem Gewirr von Menschen- und Hundegestalten saust der Schlitten den Abhang hinunter, während die Hunde wild heulen und die Männer fluchen wie die Heiden. Dann aber stehen wir unten, zwei oder drei Hunde sind überfahren und hinter dem Schlitten wieder hervorgekommen; eine solche Kleinigkeit geniert aber einen Schlittenhund nicht. Wir untersuchen ihre Pfoten; sie sind zum Glück unversehrt, dann verschnaufen wir nach der Anstrengung ein wenig und fangen aufs neue an; denn es sind noch zwei Schlitten

über diesen Rücken zu bringen, und vier solcher Rücken haben wir vor uns! Es kostet Zeit, aber endlich stehen wir, mit heilen Gliedern, in der letzten Schlucht; auch nicht ein Hund ist zu Schaden gekommen, und das übersteigt beinahe unsere kühnsten Erwartungen.

Welche Veränderung ging aber hier vor, die Landschaft ist kaum wiederzuerkennen! Erloschen sind die Millionen Lichter, die glitzerten und flimmerten, als wir zuletzt hier waren. Die Sonne ging weiter auf ihrer Bahn, die nördliche Seite der Schlucht ist dunkel und kalt, die südliche noch von der Sonne beschienen; sie hat jetzt aber nur die natürliche Farbe von Eis und Schnee, und über die vorher so glitzernde Fläche des Tales kriechen lange dunkle Schlagschatten. Das Fest ist zu Ende, die Lampen sind ausgelöscht, das prachtvolle, strahlende Tal ist jetzt ein gewöhnliches Flußbett, nur tiefer, schroffer und gerader als die meisten andern, und wir beeilen uns, wenn man dies Wort auf diese Schneckenfahrt anwenden kann, um den großen, weißen Arm zu erreichen, den das Inlandeis uns entgegenstreckt und wo wir auf gutes Eis und gutes Vorwärtskommen hoffen. Wir gelangen an den Arm und schlagen die Zelte auf, allein zehn Stunden Fahrt haben uns nicht mehr als 5 Kilometer nordwärts gebracht.

8. April. Es stürmt fast jede Nacht, glücklicherweise aber hört der Wind gegen Morgen auf. So ist es auch heute, und das Wetter ist ganz schön, als Iversen zurückfährt, um die Ladung zu holen, die noch südlich von den Flußbetten liegt.

Inzwischen sitzen Laub und ich da und sprechen von der Zukunft, denn bald müssen wir uns trennen, nur einen Tag noch kann er mit uns nach Norden fahren. Wir sprechen von der Fahrt, die er westlich um das Königin-Luise-Land unternehmen soll, sprechen von den Arbeiten, die getan werden müssen, wenn er wieder zur „Alabama" zurückkehrt, und über unsere eigene zweifelhafte Zukunft. Wir sind lange nicht so weit gekommen, als wir erwartet hatten; wir sind gegen 100 Kilometer südlich von der Stelle, an die ich mit Hilfe von Laub, Poulsen und Olsen zu gelangen gehofft hatte. Trotz aller Ökonomie aber ist der Proviant aufgezehrt; infolge von Stürmen und unwegsamem Eis haben wir uns verspätet, daher müssen wir uns jetzt allein helfen und das beste von der Zukunft hoffen. Die „Alabama" braucht

Grönland ohne zwingende Notwendigkeit nicht vor dem 15. August zu verlassen. Noch können wir zu ihr zurückgelangen, es ist aber zweifelhaft. Darum sprechen wir auch von Tagen, die noch ferner liegen, von der Zeit, wo die „Alabama" vermutlich ohne Iversen und mich nach Kopenhagen zurückkehren wird. Ich bitte Laub, unsere Freunde und Verwandten zu grüßen und zu tun, was er kann, um ihnen unsere Abwesenheit als etwas Vorhergesehenes, als eine zur Durchführung der Reise geforderte Notwendigkeit hinzustellen. Es wird wohl schwierig sein, sie glauben zu machen, daß es uns gar nicht schlimm ergeht, doch es ist ein Trost, der Wahrheit gemäß sagen zu können, daß wir noch für 100 Tage Proviant und Feuerungsmaterial auf den Schlitten haben. Selbstverständlich ist es mit diesem Trost nicht weit her; er ist aber der beste, den wir bieten können, und es muß das meist mögliche daraus gemacht werden. Ich denke an meine Eltern, die so vertrauensvoll waren an jenem Julimorgen, als die „Alabama" den Hafen verließ. Ich denke an Iversens Familie, die ihn nie zuvor zu derartigen Unternehmungen hatte fortbleiben sehen und der er nicht einmal hatte Lebewohl sagen können, und ich denke an den Kummer, den es allen verursachen wird, wenn Laub zurückkommt und sagt: „Zuletzt am 10. April auf dem Inlandeis gesehen."

Und während meine vier Kameraden dabei sind, die Ladung nordwärts zu fahren, sitze ich allein im Lager und schreibe einen Brief an Kapitän Amdrup, in dem ich ihm unsere Pläne für die Zukunft erkläre und ihn und die übrigen Mitglieder des Komitees bitte, nicht besorgt zu sein. Iversen und ich sind uns beide klar darüber, daß wir keine großen Chancen haben, ohne Übersommerung zurückzugelangen. Wir haben beschlossen, das Komitee zu ersuchen, uns unsere eigene Bahn verfolgen zu lassen und sich keine Mühe zu geben, unser wieder habhaft zu werden; denn kämen wir dies Jahr nicht mit der „Alabama" nach Haus, so kämen wir im nächsten wohl mit einem Robbenfänger. Nach uns zu suchen, wenn wir nicht mit dem ersten Schiff heimkehrten, das nach der Abfahrt der „Alabama" zur Shannon-Insel kommt, sei so vergeblich, wie nach einer Nadel in einem Heuschober zu suchen.

Noch kann sich ja alles zum besten wenden, noch kann das Glück uns lächeln; aber meine Gedanken sind eine traurige Gesellschaft,

nachdem ich sozusagen meinen Nachlaß geordnet habe und, eifrig nach den Kameraden spähend, vor dem Zelt auf und nieder gehe.

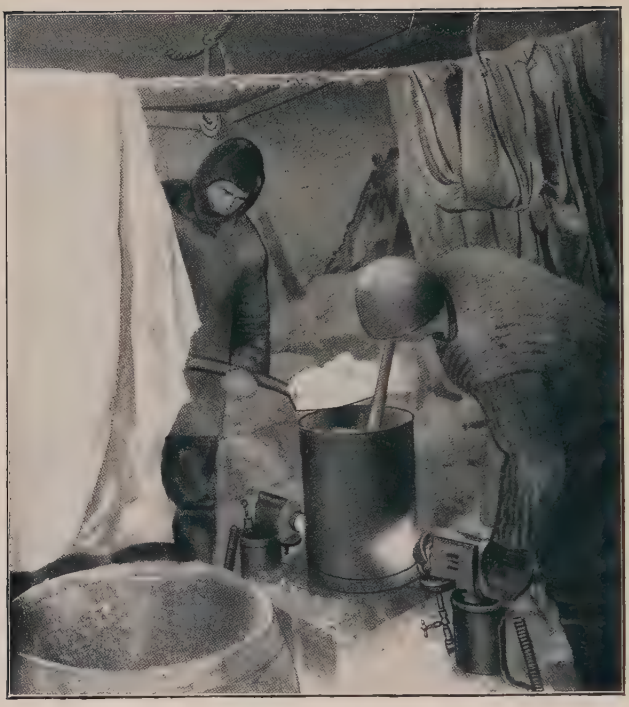
Endlich! Hoch oben sehe ich einen kleinen schwarzen Punkt, der sich schnell nähert. Jetzt sind sie in Rufweite: „Wie weit seid ihr gekommen?" Und als Laub zurückruft, die Ladung liege mindestens 10 oder 11 Kilometer weiter nach Norden, das Eis dahin sei gut und so weit er habe blicken können, sehe es auch gut aus, wirkt diese gute Nachricht auf meine gedrückte Stimmung wie Sonne auf den Nebel; die sorgenvollen Gedanken werden in die Flucht gejagt, und lichtere kommen an ihre Stelle.

9. April. Beständig das gleiche stürmische Wetter. Da wir aber gewohnt sind, daß es plötzlich abflaut, essen wir unsern Pemmikan und versuchen zu gehen. Das ist jedoch unmöglich, der Wind bläst zu scharf und der Schnee fegt zu sehr, als daß wir mit den Schlitten dagegen an können. Wir müssen ins Zelt kriechen und auf besseres Wetter warten. Noch am Vormittag flaut es ab, und um 11 Uhr sind wir unterwegs.

Wie Laub gestern sagte, ist die Bahn gut; wir haben lange Schneewehen, ganz eben und nach der Mitte zu leicht ausgehöhlt. Die Schlitten gleiten wundervoll darüber hin, die Stimmung hebt sich und — der liebe Gott hält seine Hand über Toren! Hätten wir geahnt, worauf wir fahren, so wäre uns kaum so wohl zumute gewesen! Erst später erkannten wir, daß eine so lange Schneewehe, eben und in der Mitte leicht ausgehöhlt, nichts anderes ist als eine dickere oder dünnere Schicht Schnee über einer Spalte im Eise von gleicher Breite wie die Schneefläche! Wir waren allzu zufrieden über die gute Bahn, um zu überlegen; sonst hätten wir wohl eine Ahnung von dem wirklichen Sachverhalt bekommen, zumal Laub lächelnd auf ein kleines rundes Loch zeigte und sagte: „Da bin ich gestern hineingeplumpst!" Wir fahren an Rinnen entlang, die mindestens drei Meter breit sind, und wie tief? Es durchschauert mich heute noch, wenn ich daran denke: sind wir doch in einer Höhe von über 600 Metern!

Es ist ein gefährlicher Boden zum Schlittenfahren, aber das Glück ist größer als der Verstand. Alles geht gut, wir gelangen zu unserm vorausbeförderten Gepäck und laden alles auf die Schlitten, denn das Eis sieht aus, als werde es sich noch bessern. Zum erstenmal fahren wir mit unserer ganzen Ladung auf einmal, folgen einer

Die festgefrorene Alabama.



Bereitung des Hundefutters im Winter.

Unsere jungen Hunde.

langen Schneewehe, oder richtiger, einer langen Spalte nach der andern. Allein wenn das Eis auch gut ist und die Hunde tüchtig ziehen, kommen wir doch nicht sehr weit. Der Blockschlitten geht entzwei, und da wir ihn anstatt des „Dagmar" mit haben sollen, wagen wir uns nicht weiter, bevor er repariert ist; damit aber muß bis morgen gewartet werden. Beide Schlitten bedürfen gründlichen Nachsehens, so daß wir doch einen Tag liegen bleiben müssen; heute abend wollen wir frei sein und uns mit unsern Freunden unterhalten, die uns morgen verlassen. Bevor jeder in sein Zelt geht, erhalten wir noch eine Einladung für morgen früh zum Tee mit Zucker und Kakes mit Butter, „so viel ihr futtern könnt", um den Wortlaut der Einladung zu benutzen. Es ist eine unglaubliche Freigebigkeit und eine leichtsinnige Einladung. Denn jetzt, wo wir wissen, daß wir morgen gratis essen können, sparen wir abends unsern Pemmikan, damit wir einen um so bessern Appetit haben; es wäre ja unrecht, unsere freundlichen Wirte zu enttäuschen.

10. April. Der Tag bricht an; es ist klar, still und strahlend, so recht ein Wetter zum Schlittenfahren, aber die Schlitten müssen repariert werden, und wir beginnen zeitig damit. Es ist viel daran zu tun; die Schlitten haben bei der rauhen Behandlung ziemlich gelitten, und besonders der Blockschlitten muß ganz neu gebunden werden. Es ist eine schwierige Arbeit für unsere Finger; wir sehen oft nach der Uhr, und Schlag sieben stellen wir uns mit Napf und Löffel vor das Zelt, wo das Fest stattfinden soll.

Es sind großartige Vorbereitungen getroffen. Die Schlafsäcke sind hübsch zusammengerollt, eine neue Dose Butter ist geöffnet und eine ganze Kiste Weizenkakes neben einen großen dampfenden Kessel Tee auf die Kochkiste gestellt. Es sieht ganz festlich aus. Dann werden wir ersucht „anzufangen"; wir lecken die Pemmikanreste von unsern Löffeln — wir müssen uns doch bei Fremden wohlerzogen zeigen —, nehmen einen vollgehäuften Löffel Zucker und fangen an, unter den Kakes aufzuräumen, während wir lachen und scherzen, als ginge nichts Sonderliches vor. Und doch sitzt uns ein lästiger Kloß in der Brust, die alten abgedroschenen Witze verfangen nicht, und wenngleich die neuen mit Freuden aufgenommen werden, ist in dem Lachen trotzdem ein unechter Klang. Es wird zuletzt geradezu ungemütlich.

Hier sitzen wir und lachen und sehen aus, als wären wir über die Maßen vergnügt, und dabei denken wir doch alle: Gott weiß, ob wir uns je wiedersehen? Und immer weiter wird darauf los geschwatzt. Iversen sendet einen Haufen von Grüßen heim an seine Familie in Kopenhagen und erklärt Poulsen, was dort gesagt und was lieber verschwiegen werden soll, und Laub, Olsen und ich sprechen ebenfalls von Kopenhagen, von unsern Freunden und Familien, von allem andern als von dem, was unsere Gedanken vor allem beschäftigt.

Allein unsere Kameraden haben einen langen Tag vor sich, da sie gern vor Abend wieder bei ihren Sachen sein wollen. Obwohl wir den Abschied noch hinausschieben wollten, müssen wir schließlich doch die deutlichen Winke verstehen, daß es nun bald Zeit sei aufzubrechen.

Wir danken für die Gastfreundschaft und binden schweigend weiter die Schlitten fest, während die andern das Zelt abbrechen und ihre Schlitten packen.

So, jetzt sind die Hunde angeschirrt und alles ist bereit.

Olsen kommt mit einem Paar neuer Kamikker an.

„Es ist möglich, daß Sie einmal Verwendung dafür haben!" sagt er; „meine genügen, bis ich zur ‚Alabama' komme; sonst kann ich auch die alten noch flicken."

Ich danke ihm für die Kamikker und für den freundlichen Gedanken. Ich danke den heimkehrenden Kameraden für ihre Hilfe bis hierher und für ihre Bereitwilligkeit und den Eifer, mit dem alle drei zur Förderung der Expedition gearbeitet haben, und bitte sie nochmals, Unger und Jörgensen zu grüßen und dem letztern gute Besserung zu wünschen. Dann geben wir einander die Hand, sagen Lebewohl und tun, als wäre es die gleichgültigste Sache von der Welt, ungefähr als würden wir uns morgen wiedersehen.

Auch die Hunde müssen gestreichelt und gehätschelt werden, die bei mir bleibenden, wie die zurückgehenden, dann aber geht es fort. Noch ein Händedruck, ein „Lebt wohl und grüßt zu Haus!" dann geht Laub voran, und Olsen und Poulsen ziehen am Schlitten mit, der sich langsam in Bewegung setzt.

„Lebt wohl, lebt wohl, grüßt daheim!" rufen wir ihnen noch einmal nach. Iversen und ich machen uns emsig jeder an seinem Schlitten zu schaffen.

Wir haben einander nicht viel zu sagen, häufig aber sehen wir noch unsern fortziehenden Kameraden nach und erwidern ihr Winken. Sie erreichen den letzten Hügel, halten an, stellen sich nebeneinander auf und winken mit den Armen. Wir tun das Gleiche; Worte sind überflüssig, da die Kameraden über einen Kilometer weit fort sind. Dann machen sie sich wieder auf den Weg, und wenige Minuten darauf sind sie unter dem Hügelrand verschwunden. Wir sind allein. So weit das Auge reicht, ist niemand da als wir beide — —

11. April. Es bläst am Ende gar ein Sturm! Ja, das hätten wir uns eigentlich denken können; seit dem letzten Rasttag sind einige Tage vergangen. Wir müssen uns in unser Schicksal finden; ärgerlich sind aber die vielen Stürme, einer kurz nach dem andern, denn sie kosten uns allzuviel Proviant, den wir nicht in Kilometer umsetzen können. Keine Arbeit, kein Essen, muß von jetzt an unsere Losung sein, und weder wir noch die Hunde bekommen mehr als die halbe Ration.

12. April. Der zweite Tag mit Sturm! Das ist ein schöner Anfang, und laut beklagen wir unser trauriges Los. Alle Stunden stecken wir den Kopf aus der Zelttür, um zu sehen, ob das Wetter sich nicht aufklärt; aber nein, es wird immer schlimmer, und wie gestern bekommen die Hunde auch heute nur die halbe Ration, wir selbstverständlich auch nicht mehr. Die Hunde sind unzufrieden, und ewige Kämpfe sind die Folge der leeren Magen. Doch es kommen wohl noch bessere Zeiten.

13. April. Die guten Zeiten scheinen auf sich warten zu lassen, denn es stürmt noch bis zum Morgen, und zwar heftiger als zuvor. Hier auf dem Inlandeis herrscht ein merkwürdiges Wetter. Eine Stunde kann ein Sturm blasen, und in der nächsten kann es still sein oder umgekehrt. So war es auch heute. Um 12 Uhr mittags weht ein orkanartiger Sturm, eine halbe Stunde später aber krieche ich aus dem Zelt, um nach dem Wetter zu sehen, und in der kurzen Zeit hat es sich so sehr gebessert, daß die Möglichkeit groß ist, weiterzukommen. Um 2 Uhr verlassen wir den Lagerplatz, wo wir drei lange Tage zugebracht haben; zu unserer Freude wird das Eis immer besser, als wir vorwärtskommen. Heute soll es sich zeigen, ob wir unsere ganze Habe auf einmal fahren können; es geht auch über alles Erwarten, das Wetter aber, das verzweifelte Wetter, ist die

Klippe, an der unsere gute Stimmung beständig Schiffbruch leidet. Und das ist nicht zu verwundern. Um 12 Uhr hatten wir Sturm, um 1 Uhr Stille, um 3 Uhr beginnt der Wind wieder, und um 4 Uhr bläst ein kleiner Sturm und ein Schneetreiben kommt dazu, daß wir nichts vor uns sehen können. Und die Hunde streiken im Sturm wie gewöhnlich. Doch wir sind nun einmal unterwegs und hoffen, daß es nur ein vorübergehender Schauer ist. Wir tun, was wir können, die Hunde aufzumuntern und vorwärts zu zwingen; allein alle Augenblicke müssen wir anhalten und das Eis aus den Augen der Leithunde zupfen; diese wenigstens müssen sehen, die andern brauchen nur zu ziehen. Aber der Wind nimmt zu, der Schnee peitscht uns ins Gesicht, und um 6 Uhr müssen wir den Weitermarsch aufgeben und die Zelte aufschlagen.

Es waren nur vier Stunden Fahrt, aber wir sind 6—8 Kilometer weiter gekommen, haben also keinen Grund zu klagen, und die Hunde bekommen wieder ihre volle Ration Pemmikan.

14. April. Wir haben beinahe Grund zu bezweifeln, daß hier, wo wir uns eben befinden, jemals gutes Wetter herrscht, denn die ganze Nacht hat es so heftig gestürmt, wie nur einmal zuvor, und es fährt fort zu stürmen, nachdem wir lange vergebens versucht haben zu schlafen. Um 10 Uhr kommt ein kurzes Abflauen; doch ehe wir angekleidet sind, fängt es wieder zu stürmen an, und erst um 2 Uhr flaut es im Ernst ab.

Weiter also, so schnell wie möglich! Aber das Wetter ist durchaus nicht schön, es weht frisch, selbstverständlich Gegenwind, das Schneetreiben ist heftig, doch nicht so, daß es uns am Weiterkommen hindert, es geht sogar ganz gut. Denn die Bahn ist gut, sie ist die beste, die wir bis jetzt auf dem Inlandeis gehabt haben. Wir fahren über weite, ebene Schneefelder, die nur hier und dort von ziemlich großen schneefreien Eisfeldern unterbrochen werden, allein auch diese sind so eben, daß wir ohne die geringste Schwierigkeit darüber hinweg kommen. Trotz der bedeutenden Steigung von etwa 160 Metern und des beständig heftigen Windes, der sogar, wider Erwarten, gegen Abend zunimmt, kommen wir, bevor wir um 9 Uhr das Zelt aufschlagen, doch 9—11 Kilometer weiter und haben immer besseres Eis vor uns. Wäre das Wetter gut gewesen, so hätten wir hier tüchtige Strecken zurücklegen können.

15. April. Heute müssen wir abermals wegen Sturm und Schneegestöber bis zum Vormittag liegen bleiben, zum Glück aber legt der Sturm sich heute früher als sonst, und es ist nicht später als 11 Uhr, als wir imstande sind, den Lagerplatz zu verlassen.

Unsere Aussicht nach Norden war seit mehreren Tagen von einem Höhenzug begrenzt; je näher wir diesem kommen, desto unebener wird das Eis. Es sind glücklicherweise nicht dieselben kleinen, unregelmäßig holperigen Unebenheiten, die wir hatten, bevor wir am Königin-Luise-Land vorbeikamen, sondern ziemlich große Hügel, die durch tiefe, breite Täler getrennt sind. Es ist furchtbar mühselig, die Hügel heraufzukommen, hinunter aber geht es leicht; die Schlitten gleiten von selbst, die Hunde laufen mit lockern Zügeln voran, und wir werfen uns auf die Ladung, um mit zu kommen. Es ist eine Fahrt, wie wir sie noch nicht probiert haben. Immer rascher und rascher gleitet der Schlitten, er erreicht fast die Hunde, die ihre Beine gebrauchen, so gut sie können; dann aber verlangsamt sich die Fahrt, wir langen unten an, die Hunde können wieder zu ziehen anfangen, und wir selbst kommen auf die Füße, um zu helfen. Es macht Spaß, zwei-, dreihundert Meter ohne die geringste Anstrengung zu fahren. Nach einer Viertelstunde Fahrens aber wünschen wir allmählich, die Fahrt zu Tale möchte nicht ganz so lang sein. Ist aber die nächste Spitze endlich erreicht, so setzen wir uns wieder vergnügt auf den Schlitten, knallen mit der Peitsche — hü, alle meine Pferde! — und sausen dahin. Der letzte Hügel, den wir schon seit mehreren Tagen sehen konnten, ist aber doch zu steil; wir müssen einander oft helfen, und mehrmals sprechen wir davon, in zwei Abteilungen zu fahren. Allein das kostet Zeit, und wir wollen es ohne höchste Not nicht tun, sondern mühen uns ab, mit beiden Schlitten hinaufzugelangen. Die Mühe wird belohnt; denn als wir endlich auf der Spitze stehen, sehen wir vor uns eine weite weiße Fläche, die anscheinend ganz eben ist und nur eine geringe, fast unmerkliche Steigung aufweist. Wir freuen uns im voraus, darüber fahren zu können. Doch wenn alles ganz besonders viel versprechend aussieht, sollte man auf der Hut sein, denn das Unheil lauert dort, wo man es am wenigsten ahnt.

Zuerst reißen ein paar Stränge, die wieder instand gesetzt werden müssen; dann benutzt einer der Hunde einen unbewachten Augenblick,

um davonzulaufen; endlich aber kommen wir in Gang, und es geht gleichmäßig und ziemlich rasch über die ausgedehnte Schneefläche.

Hier stoßen wir jedoch auf Hindernisse, die wir bisher nicht gekannt haben; denn wie wir so fahren, ohne irgendwelche Gefahr zu ahnen, brechen mehrere Hunde in dem Schnee ein und hängen baumelnd in dem nicht sehr widerstandsfähigen Geschirr über einer schmalen, aber sicher unendlich tiefen Spalte. Die Hunde sind so vernünftig, ganz still hängen zu bleiben; sie wissen, daß wir in jeder Art von Nöten bei der Hand sind und kommen werden, um sie heraufzuziehen. Ich fahre nach links und nach rechts, nirgends aber finde ich festen Grund; wir müssen anhalten und alle fünfzehn Hunde am Geschirr festbinden. Es kostet Zeit, ist jedoch notwendig; denn wenn sie unglücklich fallen, würde das Geschirr ihnen über den Kopf gleiten und die Hunde würden verloren gehen. Nach einstündiger Arbeit fahren wir wieder weiter in dem Bewußtsein, jetzt auf unsicherm Boden zu sein.

Es ist jedoch viel schlimmer, als wir gedacht hatten. Wir waren nicht lange gefahren, als ich Iversen laut um Hilfe rufen höre. Ich will eben fragen, was geschehen ist, komme aber nicht dazu, denn im selben Augenblick wende ich mich um — und Fragen ist überflüssig! Iversen sehe ich, seine Hunde ebenfalls, aber der Schlitten — Gott im Himmel, wo ist der Schlitten! In ein paar Sätzen bin ich dort, doch ehe ich so weit gelange, fährt es mir durch den Kopf: also bis hierher geht es und nicht weiter — denn auf seinem Schlitten ist der größte Teil unsers Petroleums, all unser Hundeproviant und das Zelt, und ohne dieses können wir nicht weiter!

Als ich aber dort anlange, atme ich erleichtert auf. So schlimm, als ich es mir vorgestellt hatte, ist es nicht, wenn es auch gefährlich genug aussieht. Der Schlitten ist tief in eine breite Spalte gesunken und wird nur von den Enden und Spitzen der Träger gehalten, die auf beiden Seiten eines gähnenden Abgrunds ruhen. Wäre der Schlitten ein paar Zentimeter weiter gewesen, als er hineinfiel, oder wäre eine der Befestigungen der Träger gerissen, so wäre er in der Tiefe verschwunden. Wir versuchen den Schlitten herauszuziehen, müssen es aber aufgeben, denn er ist festgeklemmt und bleibt vollkommen unbeweglich; wir müssen abladen, während er dort hängt. Die Hunde

werden abgeschirrt, die Stricke gekappt, und dann können wir anfangen, die schweren Proviantkisten zu bergen. Zuerst aber spannen wir unser Zelttuch neben dem Schlitten aus, denn er neigt sich um 10 Grad zur Seite, und wir fürchten, daß die Ladung abrutschen könnte. Kiste um Kiste wird auf das Tuch gerollt; langsam wächst der unordentliche Haufen auf dem festen Eis, und nach einer halben Stunde Arbeit sind wir fertig; alles ist geborgen und nichts ist verloren gegangen.

Jetzt haben wir Zeit, in die Spalte hinunterzugucken. Wir legen uns auf den Bauch und stecken den Kopf über den scharfen Rand. Die Südseite, dort wo die Träger festsaßen, ist so steil und scharf, als wäre sie mit einem Messer abgeschnitten, und die Eiswand ist eben und glatt, so weit wir hinuntersehen können. Die Nordseite ist ebenso; doch dort ist ein Rest einer frühern Schneebrücke, die der Sommerwärme widerstanden hat und jetzt zu Eis geworden ist; dagegen war der Schnabel des Schlittens angeprallt. Mindestens einen oder anderthalb Meter weiter beginnt erst die steile Eiswand; wären wir wenige Fuß weiter nach der einen oder andern Seiten gefahren, so wäre der Schlitten hinuntergestürzt in die Tiefe, wo die Strahlen der Sonne den offenbar bodenlosen Schlund nicht mehr zu erhellen vermögen und das Eis sich im Dunkel verliert. Weiter vor uns sehen wir von der Spalte aus einen Schneeweg, wie wir ihn vor einigen Tagen verfolgten, einen ebenen Schneeweg, der nach der Mitte zu leicht eingesunken ist.

Wir haben keine Lust, weiterzufahren. Wir und auch die Hunde sind zu ermüdet, um uns ordentlich ins Zeug zu legen, wenn es not tut und nach einigem Suchen finden wir ein Plätzchen, das für das Zelt fest genug zu sein scheint; aber vor uns und auf allen Seiten umgähnen uns breitere und schmälere Spalten, so daß es ein ungemütlicher Lagerplatz ist. Wir können den Gedanken nicht los werden, daß vielleicht gerade unter uns eine Spalte lauert, besonders da die Schneeschicht überall da, wo sie so hart ist, daß wir das Zelt aufschlagen können, zu tief ist, um mit dem Eisspieß bis auf das feste Eis zu kommen. Uns hält sie wohl, aber viel schlimmer ist es um die Hunde bestellt, die gern ein wenig umherstreifen wollen und dabei leicht in eine Spalte fallen können. Wir binden ihrer so viele an, als wir

können, und vertrauen für die andern dem Glück, denn verlören wir einen von unsern guten Hunden, so stünde es schlimm um uns.

16. April. Peary versuchte Ende März und Anfang April 1896 vom Inglefield-Golf nach Academy-Land zu gehen, er war aber durch das Wetter gezwungen umzukehren. Ich wundere mich nicht mehr darüber, denn er hatte 150 Hunde und 8 Mann zu ernähren und wie wir hatte er einen Sturm nach dem andern auszustehen. Ich denke heute daran und habe Zeit dazu, denn es stürmt wieder; es stürmt und schneit so sehr, daß es unmöglich ist, weiterzukommen. Wie diese langen Rasttage doch endlos und langweilig sind!

Von dem Augenblick an, wo wir morgens erwachen, bis zum Abend haben wir das eine Bestreben, etwas zu finden, was uns den Tag etwas verkürzen könnte. Wir teilen unsere Hauptmahlzeiten in eine Menge kleinere Mahlzeiten, denn zu kochen und dann zu essen vertreibt die Zeit so angenehm. Die erste Mahlzeit besteht aus Tee und einem halben Zwieback; ein paar Stunden darauf nehmen wir unsere Hauptmahlzeit ein, eine kleine Scheibe gebratenen Speck und ein paar Löffel gekochte Äpfel, dann folgt ein Aufguß von unsern alten Teeblättern und der Rest unserer Morgenration Brot, und so fort den ganzen Tag hindurch.

Zwischen den Mahlzeiten hätscheln wir Girly, die oben auf unsern Schlafsäcken sitzt und als einziger der Bewohner des Zeltes mit dem Dasein zufrieden ist. Sie knurrt leise vor Freude über ein beinahe mikroskopisches Stückchen Speckschwarte und bekommt sie eine Krume Brot, so kennt ihre Wonne keine Grenzen. Sie dreht sich im Kreise herum und wedelt mit dem Schwanz. Doch siehe, Girly, das hättest du nicht tun sollen! Denn der Platz im Zelt ist klein und Girlys Schwanz ist lang, und wenn sie das unter gewöhnlichen Verhältnissen auch weiß, vergißt sie es in ihrer überströmenden Freude und nimmt sich nicht in acht vor der Vorratskiste und vor dem Essen, das auf den Boden gefegt wird. Jetzt ist es vorbei mit der Freude; denn das darf Girly nicht tun, und gleich ist der Schwanz zwischen den Beinen, und die Augen bekommen einen Ausdruck, als wollte sie sagen: „Ich tat es wirklich nicht mit Absicht, das weißt du doch!“ Aber die Speisen, Karten und Tagebücher werden unter für Girly unheimlichem Schweigen aufgelesen, und beschämt kriecht sie in ihren Winkel, wo sie ganz still liegt. Bald

Olsen im winterlichen Jagdkostüm.

Die Alabama unter der vom Sturm geschaffenen Schneedecke.

Das letzte Weihnachten mit den Kameraden.

aber kommt eine weiße Pfote oben auf dem Schlafsack zum Vorschein, behutsam und tastend, und ihre großen braunen Augen wandern vom einen zum andern, um zu sehen, ob wir ihr Versehen vergessen haben.

„Komm her, Girly, ich bin nicht mehr böse!" Und sie nimmt wieder ihren Platz auf dem Schlafsack ein, und wir streicheln sie und sprechen mit ihr, als wäre sie ein menschliches Wesen. Ihre beste Zeit am Tage aber ist doch, wenn wir kochen; denn das ist spannend, und sie wird dann gefühllos für unsere Liebkosungen und taub für unsere Worte; mäuschenstill sitzt sie da und starrt auf den wunderbaren Primus mit dem Topf darauf. Nur die Zunge bewegt sich, fährt im Maule hin und her, und der Speichel rinnt an den Mundwinkeln herab. Kein Wunder, daß sie dem Kochen mit Interesse folgt, denn sofern es nicht Tee ist — so weit ist sie noch nicht vorgeschritten —, bekommt sie meist ihren kleinen Anteil.

Sonst liegt sie still und nachdenklich in ihrer Ecke, und langsam verstreichen die Stunden. Wir sprechen inzwischen von den Spalten, die vor uns liegen, oder wir plaudern über irgendeine amüsante Geschichte aus früheren Tagen, eine Geschichte, die wir noch nicht erzählt haben, und bald befinden wir uns im Geiste in einer Maschinenwerkstätte in Esbjerg, wo Iversen Lehrling gewesen ist, meist aber sind wir in den herrlichen tropischen Ländern, wo der Wind leise durch Palmenkronen rauscht, wo die Luft vom Vogelsang und dem Summen der Insekten erfüllt ist und wo die Negerkinder nackt im glühenden Sande spielen. Das ist mein Beitrag zur Unterhaltung; ich grabe und grabe in dem Haufen meiner Erinnerungen, bis ich ein wirklich helles und warmes Bild aus entschwundenen Tagen finde, wo ich als junger Seemann in tropischen Breiten segelte. Die Gedanken suchen Gegensätze, die grellsten, die zu finden sind; sie suchen Trost und Vergessen darin, und Erinnerung und Phantasie ersetzen, was die Wirklichkeit uns verweigert. Wenn das Gespräch aber dann aus Mangel an Stoff ins Stocken kommt, fühlt man mit erneuter Kraft die unbarmherzige Gegenwart; alles scheint doppelt öde, trostlos und kalt. Dann packen wir uns in die Schlafsäcke, um zu schlafen, und über uns heult der Wind und spottet: „Du bist hier, hier auf dem Inlandeis, und nicht in den Tropen."

Sechstes Kapitel.

Auf verräterischer Bahn.

17. April. Der Wind flaut im Laufe der Nacht ab, und um 2 Uhr morgens können wir es im Schlafsack nicht länger aushalten, sondern beginnen mit der Tagesarbeit. Alles geht besser, als wir es in den fieberhaften Träumen einer schlaflosen Nacht zu hoffen gewagt, denn wir kommen ohne Unfall über die Scholle mit den vielen Spalten und gelangen auf den Gipfel des Hügels vor uns.

Wir blicken jetzt über unbekannte Gebiete, und alles ist ganz anders, als wir es uns gedacht hatten. Weit im Norden wird die Aussicht von dem hohen kegelförmigen Gipfel des Pic de Gerlache begrenzt; ein wenig weiter davon erhebt sich eine hohe zackige Berggruppe, durch einen breiten Gürtel Eis vom Küstenlande getrennt, und auf dem ganzen Wege liegt längs des westlichen Horizonts eine Reihe kleiner flacher, halb von der mächtigen Schicht Inlandeis bedeckter Nunatakker. Das Eis schiebt sich von Westen her über dieses unerschütterliche Bollwerk, das wie dazu aufgebaut ist, das weitere Vordringen des Eises nach Osten zu verhindern. Südwestlich von uns ist das Inlandeis über die Nunatakker hinausgedrungen; der Eishorizont ist sehr gleichmäßig und überall von breiten gähnenden Spalten durchzogen. Sie sind dadurch entstanden, daß diese ungeheuere Eisdecke über einige Berggipfel hinweggeschoben ist und auf der unebenen Unterlage zersplitterte. Im Süden sehen wir noch das Königin-Luise-Land, und weit im Osten ist eine schwache Andeutung des fernen Küstenlandes.

Nachdem wir einige Messungen vorgenommen haben, interessiert uns das Land nicht mehr. Unsere Augen folgen dem Eise; langsam

und spähend suchen sie nach einem Wege, der eine einigermaßen ebene Fahrt zu dem höher hinter den kleinen Nunatakkern liegenden Eis hinauf verspricht. Wir erblicken einen schneefreien Hügel von ein paar hundert Metern Höhe; es sieht aus, als gebe es dort ebene Bahn, und er scheint nicht von Spalten durchzogen zu sein; dort wollen wir es versuchen.

Leider hat es wieder angefangen zu stürmen, und es herrscht Schneetreiben; doch wir haben einen Weg zu dem großen Eishügel ins Auge gefaßt, einen herrlichen ebenen Weg, der mit geringer Steigung bis dicht an den Fuß des Hügels führt. Wir müssen aber gerade gegen den Wind. „Haa, Girly, musch!" Heute haben wir keine Zeit zum Faulenzen! Endlich bekommen wir die Hunde in Bewegung. Es geht abwärts, immer rascher und rascher. Mit lockeren Zügeln und erhobenem Schwanze laufen die Hunde dahin, während wir auf dem Schlitten sitzen, mit der Peitsche knallen und miteinander lachen, ohne uns um die Spalten zu kümmern, die sicher unter der Schneedecke verborgen sind. So geht es beinahe eine Stunde lang weiter, dann gleiten die Schlitten einen steilen Abhang hinunter, und wir befinden uns auf der spiegelblanken Oberfläche eines großen Sees. Erstaunt halten wir mit den Schlitten an. Wir befinden uns in über 800 Meter Höhe. Hier, wo das Eis von breiten Spalten durchfurcht ist und von wo aus es so steil zur Küste abfällt, einen so großen See zu finden, hatten wir nicht erwartet. Noch größer aber wird unsere Verwunderung, als der steile Rand im Osten sich als eine sehr große Pressung von etwa ein Meter starkem Eis erweist, die mindestens 5 Meter hoch ist. Sie erstreckt sich offenbar über die ganze Länge des Sees, und nach der großen Menge heraufgepreßten Eises zu urteilen, nehme ich an, daß mindestens eine Fläche von 200 Metern Breite zermalmt wurde. Doch wie? Die einzige einigermaßen mögliche Erklärung, die ich finden kann, ist die, daß das Eis im Westen des Sees sich im Verhältnis zu dem Eise im Osten so sehr verschoben hat, daß der See sozusagen eingeklemmt wurde. In diesem Fall muß aber der See sehr tief sein — eigentlich nichts anders als eine sehr breite und sehr tiefe Spalte —, da sich sonst beide Ufer gleichzeitig und auch ziemlich gleichmäßig bewegen würden. Daß die Bewegung des Eises sehr

stark ist, davon zeugen die großen, ganz scharfen Spalten, die sich seit dem Ende dieses Sommers gebildet haben; denn wenn sie schon vom letzten Sommer her stammen würden, hätten Sonne und Schmelzwasser die obersten Ränder abgerundet und tiefe Rinnen hineingegraben, wogegen alle, die wir zu sehen Gelegenheit hatten, so scharf sind, als seien sie mit einem Messer geschnitten.

Diese Erwägungen kommen uns erst später. Jetzt haben wir mehr als genug mit den Schlitten zu tun, denn es geht steil aufwärts, und da das Eis glatt und so gut wie schneefrei ist, bereitet es Schwierigkeiten. Der Wind, unser steter Feind, macht die Fahrt nicht leichter. Sausend kommt er aus dem eiskalten Innern Grönlands und bringt eine niedrige Temperatur und große Mengen wirbelnden Schnees mit, der unser Fahren erschwert. Glücklicherweise können wir ein wenig Atem schöpfen, als wir eine kleine Ansammlung von Steinen und Kies antreffen, die wie eine Insel mitten im Eis liegt. Sie ist ganz niedrig, kaum höher als 5—8 Meter, und wir müssen uns zwischen den großen Steinen durchwinden, um unsere Schlittenkufen nicht zu beschädigen.

Bald liegt diese Stelle hinter uns, und wieder beginnt das beschwerliche Aufwärtskriechen. Immer heftiger bläst der Wind; er spielt auf den straffen Seilen und Strängen, bald in hohen Tönen pfeifend, bald mit tiefem Gebrumm, und der Schnee fegt mit leise knisterndem Laut übers Eis, während wir dann und wann aufrichtige Verwünschungen über das Wetter vor uns hinmurmeln. Doch wir haben so oft liegen bleiben müssen, daß wir trotz des Windes eine Kraftanstrengung machen wollen, um einen langen Tag vor uns zu haben; daher halten wir einen Augenblick an, reiben Leben in Nase und Wangen und setzen die Fahrt beim muntern Sange des Windes fort, der lauter und lauter wird, je näher wir der Spitze des Hügels kommen. Jetzt ist es nicht mehr sehr weit dahin, nur ein Dutzend Meter etwa; doch der Wind faßt uns hart an, wir kriechen vorwärts und werden zurückgeblasen, wir kriechen wieder vorwärts, um dieselbe Behandlung zu erleiden. Es ist unmöglich weiter zu kommen, wir müssen passen, ja, wir müssen sogar freiwillig eine weite Strecke der sauer erworbenen Distanz aufgeben, denn es ist wenig Schnee auf

dem Eishügel, und wir sind genötigt zurückzufahren, um einen Lagerplatz zu finden.

Im Lager erwartet uns ein trauriges, unangenehmes Stück Arbeit. Unser schlechtester Hund muß geschlachtet werden, denn es ist jetzt so viel Proviant verzehrt, daß die Schlitten ohne ihn weiter können. Es ist natürlich brutal, die treue Arbeit so vieler Tage mit dem Tode zu lohnen; allein lieber das, als die noch lebenden, hart arbeitenden Hunde hungern zu lassen. Deshalb fällen wir das Todesurteil über Kleinbjörn. Sein Kopf wird auf eine Schlittenkufe gebunden, und der Schädel mit einem Beil gespalten; dann wird im Zelt, das wir mit vieler Mühe aufgeschlagen haben, das Tier zerteilt. Bald hallt die Luft vom Freudengeheul der Hunde wider, als sie Iversen mit einem Arm voll Fleisch aus der Zelttür stapfen sehen. Aber was ist denn das? Die Hunde schnobern und schnobern an dem noch warmen Fleisch, sie können noch riechen, daß es ihr alter Kamerad ist; das Freudengeheul verstummt, und Björn schaut uns an, als wolle er sagen: „Ihr hintergeht uns; wo ist das schöne Futter, das wir den ganzen Tag schleppen?“ Ja, du mußt dich in dein Schicksal finden, Björn, du bekommst heute abend nichts anderes. Aber weder er, noch Girly, noch Göjs, Laubs alter Leithund, wollen mit dem Fleisch etwas zu tun haben, schweigend und kleinlaut legen sie sich nieder; Grimrian, Pan und Fuchs nebst vielen andern sind jedoch zufrieden, ihnen ist es vollkommen gleichgültig, was sie fressen, solange sie nur etwas bekommen.

Wir sitzen drinnen im Zelt und sind durchaus nicht zufrieden mit uns selbst, denn wir haben einen Schurkenstreich begangen und unsere Hunde hintergangen, darüber sind wir uns ganz klar. Es ärgert mich immer mehr, als ich Girly anschaue, die auf ihrem gewohnten Platze sitzt und sich von Eifer und Spannung nicht zu lassen weiß. Ihre Ration, das beste Stück von Kleinbjörn, hat sie in eine Ecke geschoben, und ihre Augen wandern mit unendlich flehenden Blicken von unserm Pemmikan zum Vorratskasten und zu uns hin.

Girly, komm her! Mit einem Satz ist sie auf meinem Schlafsack. Sie pflegt in ihrem Auftreten uns gegenüber nicht sehr demonstrativ zu sein, doch heute würde sie gern Kopf stehen, wenn es nur

etwas nützen wollte. Sie winselt leise, sie will mein Gesicht lecken, und ihre unsäglich flehenden Augen weichen nicht von den meinen. Dieser stummen Bitte kann ich nicht widerstehen. „Ich kann es nicht!“ sage ich zu Iversen, „lieber will ich meine Ration Pemmikan geben und hungrig zu Bett gehen, als sie zu enttäuschen!“ Zum Glück aber haben wir noch Hundefutter genug, so daß Girly ihren Pemmikan bekommen kann; sie zieht sich gleich zurück, während Iversen den Kopf zum Zelt hinaussteckt und Björn heranruft. Er kommt sofort, und wir nehmen ihn zu uns herein, um bei den andern Hunden keinen Neid zu erwecken. Er ist aber nicht so wohlerzogen wie Girly und muß hinausgeworfen werden, sobald er seinen Pemmikan verzehrt hat. Auch Göjs bekommt etwas, und nun, da unser Gewissen erleichtert ist, können wir damit beginnen, für uns selbst das Essen zu bereiten.

18. April. Heute ist wahrhaftig wieder ein Rasttag. Wir konnten es uns fast denken, denn gestern kamen wir gut vorwärts, beinahe ebenso weit wie an zwei einigermaßen ordentlichen Schlittentagen, und solch ein Glück können wir nicht zwei Tage hintereinander erwarten — wir könnten ja leicht anspruchsvoll werden und uns verwöhnen; daher trösten wir uns mit der gestrigen guten Arbeit und setzen unser Vertrauen auf morgen.

19. April. Doch wir werden enttäuscht, denn es wütet ein wahrer Orkan. Der Wind kommt mit so großer Gewalt über den Hügelrand gesaust, daß wir fürchten, das Zelt werde umgeweht. Allein es hält; es geschieht nichts, was die Langeweile des langen Tages unterbrechen kann. Es gibt halbe Rationen auf der ganzen Linie, so daß die Hunde mißvergnügt sind, und wir sind es des schlechten Tages wegen ebenfalls. Was haben wir nur getan, um so hart gestraft zu werden?

20. April. Die ganze Nacht haben wir uns in unsern Schlafsäcken hin und her geworfen, und Stunde um Stunde verstrich ohne irgendeine Veränderung; kein Wunder daher, daß der Schnee unter uns schmilzt, unsere Schlafsäcke in einer kleinen Vertiefung liegen und die Feuchtigkeit in Fell und Haare eindringt, was durchaus nicht angenehm ist. Die Hunde aber sind schlimm daran, viel schlimmer als wir, denn hier ist nicht so viel Schnee, daß er sich wie eine

schützende Decke über sie legen kann, und sie sind dem eiskalten Winde ausgesetzt, der ihnen durch Mark und Bein fährt. Sie sind sehr unruhig, drängen sich in einen Klumpen zusammen, beißen und zanken sich, und beständig hören wir ein leises Winseln der frierenden Tiere.

Oben ist es klar, und die Sonne scheint durch das Schneegestöber zu uns herab. Wir sind überzeugt, daß es nur in der nächsten Umgegend stürmen kann, denn das Barometer ist unverändert und es stand vor und während des Sturmes wie jetzt.

Wir liegen den ganzen Tag, die Karte ausgebreitet vor uns; hoch oben im Norden ist ein kleiner Punkt angemerkt, wo wir bei Durchschnittswetter hätten sein müssen. Wir messen Entfernungen und rechnen, denn jetzt gehört bald viel Glück dazu, um zur „Alabama" zurückzugelangen, bevor es unmöglich wird, Schlitten zu fahren. Es ist ein trübseliger Tag; ich liege da und erzähle Iversen von den Widerwärtigkeiten anderer Polarfahrer — es gibt manche, die noch schlimmer daran waren als wir. Allein allmählich wird die Lage recht schwierig für uns, zumal wir täglich — selbst bei den kleinen Rationen — etwa 15 Pfund Proviant und Feuerungsmaterial verbrauchen, und die Zeit wird kommen, wo wir für die vielen Rasttage hart werden büßen müssen.

21. April. Ich segelte einst mit einem Schiffer, der uns bei stillem Wetter — das schlimmste, was einem Segelschiff passieren kann — anfänglich mehr als sonst arbeiten ließ. Wenn aber das stille Wetter einige Tage anhielt, wurde er, was Seeleute „heilig" nennen, und er las unsern andächtigen Ohren Predigten vor. Einmal hatten wir ungefähr zwanzig Tage Windstille — Gott gebe, es wäre jetzt so! — und da weder das eine noch das andere Mittel half, wurden wir eines Morgens damit überrascht, daß der Steuermann uns nicht wie gewöhnlich an die Arbeit trieb, sondern uns frei gab. Große Freude! Das war ein neues Verfahren, größer aber ward die Freude, als wir zum Frühstück, Mittag- und Abendbrot von dem Besten bekamen, was das Schiff zu bieten hatte. Deutlich erinnere ich mich noch unserer Freude und unserer innigen Wünsche, dieses herrliche Leben möchte andauern! Aber leider, schon am nächsten Tag erbarmte sich der Herr der Winde des bedrängten und hart geprüften Mannes; wir

bekamen eine Kühlde, und Arbeit wie Kost wurden sofort wieder wie zuvor.

Ich habe heute den letzten Teil dieses Experiments versucht und den Hunden die volle Ration gegeben. Jetzt hoffen wir auf schnelle Vergeltung, obwohl die Hunde natürlich denken wie ich selbst in jenen Tagen: wenn es doch ewig so bliebe! Es stürmt nämlich immer noch, so daß Himmel und Erde wie eins sind. Und so ist es nun schon den vierten Tag.

Ich habe einmal gelesen oder sagen hören, wenn man die Kunst recht verstünde, könne man jeder Situation, sie sei noch so schlecht, etwas Gutes abgewinnen. Wir haben uns gesagt, daß dies eine vortreffliche Unterrichtsmethode ist, um Geduld zu lernen. Wir versuchen es also, uns in Geduld zu üben, und wenn es auch schwer ist, so geht es doch; es sieht fast so aus, als werden wir vollendete Meister in dieser Kunst, bevor die Reise zu Ende ist.

22. April. Wie gewöhnlich stürmt es nachts, gegen Morgen aber flaut es bedeutend ab, und nach 9 Uhr verlassen wir unsern Lagerplatz, wo wir vier lange Tage gelegen haben.

Anfangs geht es ganz gut trotz des frischen Windes, der uns beständig entgegenbläst. Aber die Hunde haben in den vier Sturmtagen sehr gelitten, und kurz nach der Abfahrt vom Zeltplatz sehe ich, daß einer meiner Hunde, der „Verbrecher", ein großes, aber ganz junges Tier, anfängt beim Laufen hin und her zu wanken. Ich bleibe stehen und untersuche seine Pfoten; an ihnen ist nichts zu sehen, und wir fahren rasch weiter. Aber der Verbrecher knickt in den Gelenken zusammen, er fällt, und ich muß häufig anhalten, um ihm aufzuhelfen. Es geht noch eine kleine Stunde, dann fällt er plötzlich ohne jedes vorhergehende Anzeichen, die Beine zucken ein paarmal, und er ist tot. Armer Hund! Er hat sich zu Tode gearbeitet, doch da es zuviel Fleisch zum Fortwerfen ist, müssen wir den abgemagerten Körper abhäuten und auf den Schlitten legen.

Ein paar Stunden später steht es mit einem von Iversens Hunden schlecht, mit Fritz, einem Hunde im Alter und von der Größe des Verbrechers. Er stirbt, während wir noch beraten, ob wir ihn lieber töten oder ihn von selbst sterben lassen sollen, denn

Die Alabama nach dem Wiedererſcheinen der Sonne.

Im Winterhafen.

zwei Hunde zu fahren ist ziemlich viel. Er löst die Frage aber selbst, da er vor Ermattung und Erschöpfung stirbt. Es macht selbstverständlich einen unangenehmen Eindruck auf uns, daß zwei Hunde an einem Tage sterben, wir trösten uns aber damit, daß wir nichts dafür können, sondern daß an den beiden Todesfällen das schlechte Wetter schuld ist.

Wir haben auf einen guten Tag gewartet und gehofft, daß er uns für die vier Rasttage entschädigen sollte; doch es bleibt bei der Hoffnung, denn unsere Bahn ist heute schwieriger, als wir sie gehabt, seitdem wir unsere Kameraden verlassen haben. Die Oberfläche des Eises ist nicht sehr holperig, aber die Steigung ist groß und die Schneedecke von anderer Beschaffenheit als sonst. Sie ist vollkommen eben, ja so hart und rauh wie eine Zementfläche, und die Schlitten gehen furchtbar schwer. Die Hunde finden keinen Halt, und mehrere von ihnen haben schlimme Pfoten bekommen, da die Zehen bei dem fortwährenden Gleiten über die harte Schneeschicht wund geworden sind. Wenn die Hunde uns auch fürchten, gibt es doch eine Grenze für das, was sie an Arbeit leisten können, und nach siebenstündiger Mühsal ist es unmöglich, sie weiter zu treiben. Machen sie erst einmal halt, so sind sie zu allem andern eher bereit, als daß sie aufs neue anfangen zu ziehen, und selbst auf Schlittenreisen können sich menschliche Gefühle in uns regen, so daß wir lange vor der festgesetzten Zeit die Zelte aufschlagen; die Hunde werfen sich nieder, sobald das Zeltzeug heruntergenommen ist. Es ist das erstemal, daß wir nicht zehn Stunden hatten fahren können; sicher waren die vielen Sturmtage schuld daran. Vielleicht haben wir auch zu sehr mit dem Proviant gespart; doch jetzt machen wir es gut, indem wir den Hunden außer Pemmikan auch die beiden toten Hunde geben. Sie können es brauchen, denn zwölf Hunde müssen jetzt die Arbeit von vierzehn tun.

23. April. Eis und Wind scheinen sich verbunden zu haben, um alles weitere Vordringen aufzuhalten, denn die Bahn ist ebenso wie gestern und über alle Begriffe schwierig; die Steigung ist stark, und der Wind, der verwünschte Wind, läßt uns weder Tag noch Nacht in Ruhe.

Hätten wir einigermaßen stilles Wetter, so könnten wir auf Eis, wie dieses ist, täglich sehr gute Strecken zurücklegen, doch der Widerstand

des Windes ist so groß, daß er die Arbeit beinahe verdoppelt. Wir erschöpfen unsere Hunde und kommen nicht von der Stelle. Jede Chance benutzen wir, um weiter zu gelangen, beständig aber hindert uns der Wind, und es entmutigt uns und die Hunde, sich Tag für Tag gegen den schneidenden Wind und wirbelnden Schnee vorwärts zu kämpfen. Wir wissen ja, um was es sich handelt, und es ist ärgerlich daran zu denken, daß wir aus diesem eigentlich ganz zufälligen Grunde gezwungen sein werden, den Sommer über an der Küste zu bleiben.

Allein es nützt nichts, über die Verhältnisse zu klagen. Wir müssen uns darein finden, so gut wir können; mutlos aber sind wir, da der Wind uns heute abermals zwingt, nach kaum fünfstündiger Fahrt das Zelt aufzuschlagen. Heute sind wir kaum 6 Kilometer weiter gekommen, gestern ungefähr ebenso viele, vielleicht etwas mehr, und es verdrießt uns, über so elende Distanzen sogar noch froh sein zu müssen; sie haben uns mehr Qualen und mehr Arbeit gekostet, als wenn wir bei stillem Wetter täglich 24 Kilometer gefahren wären.

24. April. Heute ist wieder ein Rasttag. Der Sturm pfeift draußen vor dem Zelt, und wir grübeln fortwährend über die fehlgeschlagenen Hoffnungen. Wird denn dieses Wetter gar kein Ende nehmen?

25. April. Bei 26 Grad Kälte das Lager abzubrechen, Schlitten zu packen und Hunde anzuschirren, ist selbst unter günstigen Umständen alles andere als angenehm; ganz schlimm aber ist es, wenn ein Sturm von 15 Meter in der Sekunde herrscht. Eigentlich ist es gar kein Schlittenwetter, doch da es kurz nach 4 Uhr morgens etwas abflaute, bereiten wir das Essen, bilden uns ein, schönes Wetter zu haben, fassen einen schnellen Entschluß, machen uns auch auf und — bereuen es eine halbe Stunde später.

Allein es lohnte sich doch, denn kurz nachdem die Reue sich eingestellt, dreht der Wind sich so sehr, daß wir auf Iversens Schlitten das Segel auftakeln konnten. Es geht ein scharfer schneidender Wind, und das Segel schwankt beständig, es hilft aber sehr, und wir kommen gut vorwärts, denn mein Schlitten gleitet ziemlich leicht, und ich kann mich gut vor Iversens Schlitten halten.

Hat man viel Mißgeschick gehabt, so gehört nur wenig Erfolg dazu, um sogleich in bessere Stimmung zu kommen. Trotz des Windes,

der selbstverständlich in einem fort frisch bläst, sind wir sehr froh und vergnügt, denn das Eis ist eben, die Bahn gut und die Fahrt die beste, die wir seit lange gehabt, so daß alles eine gute Tagereise verspricht. Wir lachen und sind heute, nachdem wir seit so langer Zeit nicht den geringsten Grund zum Lachen gehabt haben, über das bißchen Erfolg ganz übermütig.

Wir lachen über die komische Erscheinung, die Iversens Schlitten unter Segel unleugbar abgibt. Er gleicht einer alten Schute mit zerbrochenem Kiel und großer Decklast, die mit hängenden Segeln aufs Geratewohl über die Nordsee dahinschleicht. Wir lachen über Visken, der heute wieder Skandal macht und durchaus nicht gegen den Wind ziehen will; wir müssen uns aber auf den Schlitten setzen und lachen aus vollem Halse, als Rattenschwanz, einer der Hunde Iversens, den ich mir von ihm für heute zu leihen nehmen will, weil sein Schlitten so leicht geht, nach beendetem Tausch entdeckt, wo er gelandet ist. Er ist so lange dicht hinter meinem Gespann gewesen, daß er es vielleicht als keinen Gewinn betrachtet, vorn an den Leitschlitten zu kommen, und als ich mich wieder in Bewegung setzen will, bricht Rattenschwanz wie vor Entsetzen in lautes Gebell aus, wendet sich ruhig um und zieht so stark nach der entgegengesetzten Seite, daß er meine Hunde fast anhält. Ich versuche, ihm Vernunft zuzureden, es ist unmöglich; er kläfft immer lauter und lauter, und hinter mir sitzt Iversen auf seinem Schlitten und hält sich die Seiten vor Lachen. Rattenschwanz will nicht bei mir bleiben, das ist klar, und diese Willensäußerung finden wir unglaublich belustigend. An irgendeinem andern Tage wäre der Hund für ein solches Benehmen streng bestraft worden, doch heute haben wir ja eine gute Entfernung zurückgelegt, und uns war lange genug traurig zumute, so daß wir jetzt in unserer Freude gegen einen Hund nicht hart sein können. Rattenschwanz setzt seinen Willen durch und kehrt zu Iversen zurück. Ich bekomme einen andern Hund, der mich nicht so scharf im Auge hatte, und lachend setzen wir unsern Weg fort über das ebene Eis und auf guter Bahn mit einer Geschwindigkeit von beinahe $2^1/_2$ Kilometern in der Stunde.

Der Wind bleibt weiter gut, das Eis ebenfalls; unser einziger Kummer sind einige lange weiße Wolken, die sich wie Fangarme aus

einer dunkeln Wolke am südlichen Horizont über den Himmel strecken. Was sie bedeuten, wissen wir nur allzugut; sie kündigen einen Rasttag für morgen an. Immer höher strecken sich die langen weißen Wolken über den blauen Himmel, wie ein Riesentier, das seine langen Arme ausstreckt, um uns zurückzuhalten. O, wie wir diese Wolken hassen, die uns nie anderes als Schlimmes verkündet haben! Der Tag geht aber ohne Unheil und Sturm zu Ende, und als wir nach zehnstündiger Fahrt das Zelt aufschlagen, sind wir wohl mindestens 20 Kilometer nördlich vom letzten Lagerplatz.

26. April. Die Unglückswolken prophezeiten richtig; aber es ist nicht so schlimm, als wir glaubten, denn trotz des Sturmes, der sowohl nachts als am Vormittag herrschte, glückte es uns, zwischen 6 Uhr nachmittags und Mitternacht einige Stunden zu fahren.

Viel können wir nicht ausrichten, wenn wir so spät am Tage beginnen, zumal wenn mehrere Zentimeter hoher lockerer Schnee auf der Eisoberfläche liegt; wir sind aber nicht verwöhnt, und vorwärts kommen wir doch. Im ganzen genommen sind wir sehr damit zufrieden, 8 Kilometer an einem Tage gefahren zu sein, den wir anfangs für vollkommen verloren hielten.

Das Wetter ist jedoch nicht so schön, daß es lockt, die ganze Nacht weiter zu fahren; denn wenn die Sonne jetzt auch Tag und Nacht über dem Horizont ist, wird es am Tage doch so viel wärmer als nachts, so daß der Unterschied sehr fühlbar ist. Die Hunde heulen vor Freude, als sie uns anhalten sehen; ihr Magen sagt ihnen, daß es weit über ihre gewohnte Essenszeit hinaus ist und daß sie längst das Pfund Pemmikan hätten haben müssen, das wir jetzt als Ration festgesetzt haben, um die Schlitten leichter zu machen.

Dieses Extrafutter scheint den Kräften der Hunde aufzuhelfen, und die Schlitten werden durch das Gewähren dieser großen Ration leider schnell leichter. Wir werden auf diese Art aber genötigt, uns auf die Jagd zu verlassen, da wir nur noch für 32 Tage Futter für alle Hunde haben. Selbstverständlich werden in der Zeit mehrere von ihnen an Überanstrengung eingehen, und der Proviant wird wohl länger reichen; das ist gut, denn es ist durchaus kein angenehmer Gedanke, zu wissen, daß man auf Jagd rechnen muß, in einem Lande

und an einer Küste, wo Mylius-Erichsen sogar mit Hilfe des Grönländers Brönlund nicht imstande war, sich zu ernähren.

27. April. Es hat angefangen, für uns etwas besser zu werden. Das Eis ist in den letzten Tagen ebener geworden, und der Schnee ist nicht mehr so hart, so daß die Hunde Halt finden können. Daran, daß der Wind uns beständig entgegenbläst, haben wir uns jetzt gewöhnt, und wenn es nur kein Sturm ist, sind wir beinahe zufrieden. Wir haben auch keinen Grund, unzufrieden zu sein, denn in den letzten Tagen sind wir recht gut vorwärtsgekommen und haben die Reihe kleiner Nunatakker passiert, die sich von Königin-Luise-Land nördlich etwa bis zum Pic de Gerlache erstrecken. Die Nunatakker sind alle gleichmäßig geformt, sie sind niedrig und abgerundet; zweifellos ist in früheren Zeiten das Inlandeis über dieses Hindernis hinweggegangen, von dem es jetzt zum Teil vom Küstenlande zurückgehalten wird.

An Stelle der niedrigen, abgerundeten Nunatakker haben wir im Norden einige hohe zerklüftete Berggipfel sehen können, und jedesmal, wenn wir uns in letzter Zeit einer Hügelspitze näherten, erwarteten wir das ganze Land zu überblicken. Doch erst heute Nachmittag erblicken wir die hohe öde Berglandschaft, die sich steil über der Fläche des Inlandeises erhebt. Es ist eine imposante, schöne Berglandschaft, besonders wenn wir sie wie heute mit schweren Wolken über den höchsten Gipfeln sehen; sonst aber machen wir uns nicht sehr viel daraus, Land aus nächster Nähe zu erblicken, denn wir fürchten uns vor dem geborstenen Eis, das wir jetzt sicher bekommen, da wir dem Lande näher sind, als wir erwartet hatten.

Wir haben seit dem Unfall mit Iversens Schlitten ein wahres Grauen vor Spalten und haben ein scharfes Auge auf alle Rinnen, auch auf die kleineren; scheint uns etwas verdächtig, so wird es untersucht, bevor wir weiter fahren. Glücklicherweise haben wir mehrere Tage keine breiten Spalten angetroffen. Der Mensch gewöhnt sich schnell an die merkwürdigsten Dinge; ich glaube daher, wir werden wohl bald vergessen haben, daß man im allgemeinen die Oberfläche der Erde und im besondern Falle Inlandeis als das Symbol der Festigkeit betrachtet, und bald haben wir uns an den sonst recht unheimlichen Gedanken gewöhnt, daß die Unterlage plötzlich unter unsern Füßen bersten kann.

Doch so weit sind wir noch nicht, und als wir die Spitze eines hohen Hügels erreichen, von dem aus wir eine gute Übersicht über das Eis und über das herrliche Land haben, schenken wir diesem nur einen flüchtigen Blick, während das Eis unsere ungeteilte Aufmerksamkeit auf sich zieht. Der Horizont sieht nicht gut aus; er ist zackig und uneben, und das deutet auf Spalten hin; das Bild kann aber auch sehr wohl ein Streich der überall vorhandenen und stets geschäftigen Luftspiegelung sein. Das Fernglas wird sorgfältig benutzt, jedoch ohne daß wir zu einem andern Resultat kommen können, als daß Vorsicht die Mutter der Weisheit ist und daß es nie schaden kann, sich diese Wahrheit ja recht deutlich vor Augen zu halten. Wir ändern darum unsern Kurs so, daß wir das geborstene Eis, wenn es solches wirklich ist, umgehen müssen.

Es geht abwärts, auf den Grund eines kleineren Tales zu. Das Eis ist gut, die Bahn herrlich, und ehe der Tag zu Ende ist, schlagen wir das Zelt quer vor einem Nunatak auf, der nur $1^1/_2$ oder höchstens $2^1/_2$ Kilometer lang, aber so schmal und steil ist, daß er vom Ende gesehen einem tausend Meter hohen Obelisken gleicht, einem prachtvollen, großartigen Monument der gewaltsamen Erdumwälzungen früherer Zeiten.

28. April. Es sind achtzehn Tage, seitdem wir zuletzt ruhiges Wetter hatten, und als wir heute aus dem Zelt treten, kommt es uns ganz merkwürdig vor. Weder wirbelnder Schnee war zu sehen, noch Wind war zu spüren. Es ist still, totenstill. Keine Wolke ist am Himmel zu entdecken; infolgedessen ist die Temperatur viel niedriger als gewöhnlich, unter 25 Grad Kälte. Trotzdem scheint es uns aber so warm in der Luft, daß wir ohne Fausthandschuhe arbeiten und daß alles in der halben Zeit wie sonst zur Abfahrt bereit ist. Das schöne Wetter hat uns und auch die Hunde neu belebt, und da die Bahn gut und glatt ist, kommen wir rasch vorwärts. Wir ziehen an dem großen Obelisken vorbei, passieren einen kleinen Sund zwischen dem Obelisken und dem großen Nunatak und beginnen, den Hügel hinanzufahren, dessen Spitze wir gestern sahen und der uns so zerklüftet und so voller Kanten vorkam. Heute im hellen Sonnenschein sieht er viel besser aus, und beim Hinauffahren erwarten wir keine großen Schwierigkeiten.

Kaum aber haben wir das Beste zu hoffen begonnen, als ich

plötzlich den Boden unter mir sinken fühle, so plötzlich, daß mir eben noch Zeit bleibt, meinen Hunden zuzurufen und mich am Schlitten festzuhalten; ein großes Stück Schnee stürzt hinter mir in die Tiefe. Ich komme hinüber, Iversen aber steht noch auf der andern Seite und macht ein bedenkliches Gesicht, denn zwischen uns liegt jetzt eine mindestens 5 Meter breite Spalte!

Es muß eine neue Brücke gefunden werden, und das ist schwer, denn jetzt, da wir wissen, daß Gefahr im Verzuge ist, sind wir so vorsichtig, daß uns nichts fest genug erscheint. Ich probiere mit dem Eisspieß am Rande entlang, bis ich eine Stelle finde, wo der Schnee stark genug sein kann, den Schlitten zu tragen. Iversen fährt los, es ist aber kein Wunder, daß er leicht auftritt und sein Mundwerk gebraucht, denn der Schlitten darf nicht anhalten, er darf nicht einmal die Fahrt verlangsamen, sonst sinkt er unweigerlich durch die dünne Schneebrücke und zieht Iversen mitsamt den Hunden hinunter in den sichern Tod.

Iversen ruft den Hunden zu; er brüllt und schreit und schwingt die Peitsche, während er sich mit der linken Hand fest an den Schlitten klammert. Rasch gleitet er über die etwa 60 Zentimeter starke Schneebrücke zu mir hinüber, der ich auf dem Sprunge stehe, bereit, ihm eine helfende Hand zu reichen, falls das Ärgste geschehen sollte. Während die Luft von Iversens wildem Geschrei erschallt, stehe ich und rede den Hunden sanft und lockend zu und verspreche ihnen Futter und Ruhe, wenn sie bloß ordentlich ziehen wollen. Und mit Hilfe von Drohungen hinten und Versprechungen vorn bringen wir sie dazu, kräftig und gleichmäßig zu ziehen, bis die Gefahr überstanden ist.

Das war der Anfang! Von jetzt an folgen sich die Spalten Schlag auf Schlag.

Wir sind nicht mehr als 100 Meter weitergekommen, als es abermals schlimm aussieht. Die neue Spalte ist aber so breit und von einer so dünnen Schneelage bedeckt, daß wir sie beizeiten entdecken; wir können unsere Fahrt jetzt westwärts über den schmalen Eisrücken zwischen den beiden verborgenen Abgründen fortsetzen. Jedesmal wenn wir an eine Schneebrücke kommen, die uns sicher scheint, fahren wir darüber hin, und meist läuft es gut ab; allein unheimlich oft fallen wir durch die verräterische Schneeschicht und bleiben im Schnee oder

am Schlitten hängen. Unzählige Male entdecken wir die Spalten erst dadurch, daß Girly unsicher zu trippeln beginnt; dann ist es meist zu spät, mit den Hunden auf festes Eis umzuschwenken, ohne daß einer oder mehrere in die Spalte stürzen und am Geschirr hängen bleiben. Wenn das Geschirr risse oder ein Riemen sich durchscheuerte, würden die Hunde hinunterstürzen, und jede Hilfe wäre vergeblich. Es sieht aber aus, als kennten sie die Gefahr und seien nervös, denn oft bleiben sie stehen und ziehen erst wieder an, wenn das Eis untersucht ist. Möglich, daß sie den hohlen Laut hören, wenn sie auf unsichern Schnee treten; aber was für einen Grund es auch haben mag, ein Glück ist es, daß die Hunde so oft eine Spalte entdecken, die sonst uns oder den Schlitten gefährlich werden könnte. Mein Schlitten ist so lang, daß für ihn eine Gefahr kaum zu befürchten ist, Iversens Schlitten aber ist viel kürzer und versinkt infolgedessen an Stellen, über die ich eben noch hinweggefahren bin und bei denen nichts auf unsicheres Eis schließen ließ.

Es ist eine gefährliche Fahrt für uns und für die Hunde, und der Tag geht auch nicht zu Ende, ohne daß die Spalten ihr Opfer fordern und erhalten.

Es ist unser guter Freund, der Schwerenöter „Hvalpersen", der es büßen muß, und zwar nachdem wir einige Zeit gefahren sind, ohne von Spalten etwas zu sehen oder zu merken. Vor uns liegt eine große flache Ebene, und wir glaubten schon, für diesmal sei alle Gefahr überstanden, als ich plötzlich Iversen um Hilfe rufen höre. Als ich mich vor zwei Minuten nach ihm umsah, war er dicht neben mir, und alles war in Ordnung, aber jetzt ist sein Schlitten, wie heute schon zweimal, in einer Spalte versunken, und Iversen liegt auf dem Bauch und blickt hinunter, den Schlitten aber kann ich nicht sehen.

„Er ist weg!" denke ich und eile zu Iversen, aber zum Glück stellt sich meine Furcht als unbegründet heraus, denn als ich näherkomme, sehe ich den Schlitten an Schnabel und Trägern hängen. Aber es muß doch etwas ganz Besonderes geschehen sein, denn immer noch liegt Iversen da und blickt in die Spalte hinunter. Es ist unnötig zu fragen, was geschehen ist, denn jetzt höre ich ihn rufen: „Hvalpersen, mein Hundchen, kannst du mich hören?"

„Herrgott!“ denke ich, „ist Hvalpersen in die Spalte gestürzt?“ Und dann lege ich mich ebenfalls hin und horche, aber alles bleibt totenstill. Iversen blickt zu mir hinüber. Er ist bleich, und Tränen stehen ihm in den Augen. „Armer Hvalpersen“, sagt er, „und ich habe ihn noch heute morgen geprügelt, weil er ein Stück Pemmikan gestohlen hatte. Hätte ich das geahnt, dann hätte ich ihm die letzte Freude nicht verdorben.“

Wir liegen da und sehen uns erschrocken an; wie leicht hätte einer von uns in diesen bodenlosen Schlund stürzen können, der sich tief unter uns in der Dunkelheit verliert! Aber Arbeit ist eine gute Kur für überflüssige Gedanken, und hier gibt es mehr als genug zu tun, denn es ist eine saure Arbeit, den Schlitten mit seiner vollen Last zu bergen. Meine Hunde werden vor den verunglückten Schlitten gespannt, und wir spornen sie an, ihr Äußerstes zu leisten, indem wir ein kleines Stück Pemmikan vor ihnen auf den Weg legen. Das hilft. Im Nu sind sie alle auf den Beinen, sie heulen und springen in ihrem Geschirr umher, die Augen starr auf den kleinen schwarzen Klumpen gerichtet, und sie wünschen nichts Lieberes als zu ziehen. Also vorwärts, Hunde, jetzt gilt es!

Während die Hunde mit aller Kraft ziehen, um ein Stückchen Pemmikan zu erhalten, arbeiten Iversen und ich um unser Leben, das wir kaum fristen können, wenn wir diesen Schlitten verlieren. Iversen hebt hinten an, ich ziehe vorn, und einen Augenblick lang wankt der Schlitten, dann bewegt er sich ein wenig vorwärts, es geht ruckweise, ein paar Zentimeter und wieder ein paar. Wir bekommen Krämpfe in den Muskeln, es flimmert uns vor den Augen bei der furchtbaren Anstrengung, aber jetzt kommt der Schlitten in Zug, und rückt sechs oder zehn Zentimeter auf einmal weiter. Jeder Muskel ist aufs äußerste angespannt, noch einen Augenblick müssen wir aushalten, dann wippt der Schlitten über die scharfe Eiskante, langsam senkt sich das Vorderteil auf das feste Eis herab: die Gefahr ist vorüber!

Wir gehen zu der Spalte zurück und spähen nach Hvalpersen hinunter, aber nichts ist zu sehen und zu hören. Hoffentlich war er gleich tot; aber an den blauen Eiswänden ist kein Blutfleck zu sehen, und Iversen hat ihn nicht gegen etwas aufschlagen hören.

Hvalpersen war einer unserer besten Hunde, kräftig und ausdauernd wie wenige. Er war einer der Veteranen von der Reise nach Lambert-Land, und daher hatte er auch seinen Namen. Ursprünglich hieß er „Hvalp", junger Hund; die Endung „sen" bekam er als Ehrenbezeichnung für die gut überstandene Fahrt. Aber Hvalpersen war nicht so jung, wie man seinen Manieren nach annehmen mochte, und die Namensänderung war deshalb in hohem Maße berechtigt. Er war in jeder Hinsicht unser enfant terrible; unter anderm war es ihm unmöglich, sich auf seinem Platz im Gespann ruhig zu verhalten; er brachte es immer in wildeste Unordnung, bis wir endlich darauf kamen, ihn neben dem Schlitten anzubinden. Da trabte Hvalpersen in einsamer Majestät dahin, und hier blieb in Zukunft sein Platz, denn dort zog er tüchtig wie ein kleines Pferd und leistete doppelt so viel wie vorher.

Hvalpersen war nämlich nicht sehr schlau und glaubte immer, die andern Hunde leicht erreichen zu können, wenn er sich nur ein wenig anstrengte. Und obwohl er schon über hundert Tage denselben Platz einnahm, entdeckte er doch niemals den Grund dafür, daß er trotz fortgesetzten Laufens den andern Hunden um keinen Schritt näherkam. Beständig lebte er in der Hoffnung, und jedesmal wenn der Schlitten sich nach dem Anhalten wieder in Bewegung setzte, war er sicher, daß es ihm jetzt glücken werde. Er heulte und lief im Geschirr nach vorn, zog, daß er ganz krummbeinig wurde; wenn der Schlitten dann aber wieder anhielt, fand Hvalpersen, daß er doch nicht weiter gekommen war als zuvor. Er stand eine Weile da und blickte auf seine glücklichen Gefährten, die einander lecken und putzen konnten, dann drehte er sich ein paarmal um sich selbst und suchte sein einsames Lager auf, aber in der sichern Überzeugung, daß er das nächste Mal seine Kameraden erreichen werde.

Es war ein exponierter Posten, den Hvalpersen einnahm; denn der Schlitten fuhr oft über seine Pfoten, und die Kufen betrachtete er schließlich als seine persönlichen Feinde, als etwas Lebendiges, das ihm Schaden zufügen konnte. Wütend sah er sie an, wenn sie ihm zu nahe kamen, und er kläffte laut, wenn sie sich vom Eise hoben, denn er wußte, daß sie ihn dann fest einklemmen konnten. Am schlimmsten

aber war sein Platz, wenn der Schlitten in eine Spalte fiel, denn dann mußte Hvalpersen mit, ob er wollte oder nicht. Und daß das gefährlich ist, haben wir heute gesehen.

Doch es nützt nichts, Hvalpersen zu beklagen oder die Spalten zu verwünschen, die sich uns von einigen kleinen Eishügeln im Osten aus strahlenförmig entgegenschieben. Wir müssen künftig nur vorsichtiger sein.

Es scheint, als hätten wir auf keine verborgenen Gefahren mehr zu achten, denn die Spalten sind wie mit einem Lineal gezogen, und hoch oben auf den Gipfeln der Hügel und eine große Strecke an den Hängen hin sind sie völlig schneefrei, so daß wir sie deutlich sehen und ihre Richtung zu erkennen ist. Wir können jetzt einigermaßen sicher weiterfahren, bis das Ende der schneefreien Spalte sich zu zeigen beginnt. Dann wissen wir, daß es Zeit ist, sich vorzusehen.

Während wir uns allmählich von den drohenden Eishügeln entfernen, treffen wir auf weniger Spalten, dafür nehmen sie aber an Breite zu, und wir fahren über mehrere, die eine Breite von über 8 Meter haben. Eine Schneebrücke über so breite Spalten oder Risse ist nicht stark genug, um ihr eigenes Gewicht zu tragen; sie sinkt in der Mitte etwas ein, oft 30 Zentimeter oder mehr, was sofort das Vorhandensein einer Spalte verrät. Selbstverständlich ist es besser, die Gefahr vor sich zu sehen, statt blindlings darauf los zu fahren; das ist aber auch der einzige Vorteil, denn es ist nichts weniger als angenehm, auf eine so breite Schneebrücke zu kriechen, um ihre Stärke zu untersuchen. Aber es muß geschehen, bevor wir unser ganzes Gewicht, unser Leben und Wohlergehen einer solchen Brücke anvertrauen. Ich fasse mir also ein Herz, binde mir einen Strick um den Leib und gebe Iversen das andere Ende. Er setzt sich am Rande der Spalte nieder, stemmt die Beine in den Schnee und hält den Strick fest, während ich langsam und prüfend die Schneefläche hinabgleite, mich vorwärts winde und mein Gewicht auf eine möglichst große Fläche verteile. Jedesmal wenn ich den Eisspieß in den Schnee treibe, höre ich den hohlen Laut unter mir, und ich weiß, daß mir ein Sturz von vielleicht über 300 Meter sicher ist, wenn die dünne Decke brechen sollte. Hält aber die Mitte der Brücke, so betrachten wir alles als einigermaßen sicher, und trägt sie mich, wenn ich zurückgehe, dann

fahren wir die Schlitten hinüber. Wir schließen die Augen vor dem, was geschehen würde, falls sie nicht tragfähig sein sollte; langsam und vorsichtig erhebe ich mich, ich bleibe ein wenig stehen und schwanke hin und her, um die Stärke zu probieren, und während ich so fest auftrete, als ich mich getraue, zieht Iversen das Tau zu sich heran.

Dann fahren wir die Schlitten hinüber, eigentlich zu unserm eigenen Erstaunen, denn Schlitten, Mann und Hunde haben insgesamt ein Gewicht von mindestens 1100 Pfund. Wir fahren über viele Spalten, und immer geht es gut; wir werden kühner und denken nicht mehr an die Gefahr. Vor uns ist ein sehr breiter Spalt, über den ich ohne Unfall komme, doch als ich mich eben nach Iversen umsehen will, höre ich ihn rufen: „Na, zum Teufel!"

Der Ausruf war vielleicht nicht ganz am Platze, denn in dem Augenblick, wo ich mich umsehe, hängt Iversen halb unter der Schneebrücke, von der hinter ihm mindestens drei Meter eingestürzt sind. Er klammert sich an den Schlitten, der noch über dem Abgrund schwebt; aber die Hunde merken nichts, sie legen sich ins Zeug und ziehen Iversen und den Schlitten auf festen Boden.

„Haben Sie es gesehen?" fragt Iversen und guckt sich ganz vergnügt nach dem Loch um. „Da hätte ich leicht Pech haben und Hvalpersen Gesellschaft leisten können; was hätten Sie dann angefangen?"

„Ja, es sah schlimm aus, und ich hätte eine Sekunde später nicht mehr viel für Ihr Leben gegeben. Aber was meinen Sie dazu, wenn wir jetzt das Zelt aufschlügen? Ich wenigstens habe für heute genug Gemütsbewegung und Arbeit; es lohnt auch nicht, das Schicksal noch länger herauszufordern, und hier scheint ein guter Zeltplatz zu sein!" Iversen ist gern bereit, für heute haltzumachen, denn wir sind beide nach zehnstündiger harter Arbeit sehr müde. Wir schlagen unser Zelt auf und hoffen, daß keine Spalte unter uns ist.

29. April. Wir verlassen morgens unsern Zeltplatz mit bangen Ahnungen, denn es sind viele Risse um uns, und weiterhin, so weit wir sehen können, erstrecken sich von den vielen Eishügeln östlich von unserm Lager Spalten nach Westen hin.

Aber das Glück ist uns hold; wir fahren ohne den geringsten Unfall über eine breite Spalte nach der andern, und nach jedem

Mal, wo es gut ging, werden wir kühner. Wir prüfen die Brücken immer sorgloser, und als wir eine Stunde gefahren sind, ohne einzubrechen, werden wir so übermütig, daß wir über breite Spalten fahren, ohne sie zu untersuchen.

Es ist leichtsinnig, das wissen wir; aber wir haben unsere guten wie unsere bösen Tage, und während wir uns an diesen nutzlos alle erdenkliche Mühe geben, ist es an jenen, als würden wir von unsichtbaren Mächten getragen, und es geht gut, wenn wir auch noch so wild drauflos fahren. Es ist eine Wonne, so zu fahren, und wenn dazu noch eine ganz glatte Oberfläche kommt, eine gute Bahn und vorzügliches Wetter, dann freuen wir uns über den guten Erfolg und sehen alles in den lichtesten Farben. Wir lachen über die Tage unserer Bedrängnis und finden alles herrlich, selbst die Zukunft, wenn wir überhaupt an sie denken. Und die Hunde nehmen teil an der allgemeinen Freude; sie bekommen ein etwas reichlicheres Frühstück als sonst, und in den spärlich zugemessenen Ruhepausen legen wir uns zwischen unsere Tiere, die wissen, daß heute Dinge erlaubt sind, die sonst streng bestraft werden. Sie lecken uns und sind erfreut über jede Liebkosung, und ist die Rast zu Ende, so sind sie williger und rascher als sonst, wenn es wieder weiter gehen soll. Leicht und schnell fahren wir los und hinter dem letzten Schlitten schmettert Iversen sein Lieblingslied:

Warum sollten wir weinen mehr,
Warum sollten wir sorgen,
Die Welt ist das ja gar nicht wert,
Zur Freude ist sie geschaffen.

„Ach ja, vielleicht," denke ich, „es mag schon etwas daran sein, und diese Lebensphilosophie ist gar nicht so schlecht!", und nachdenklich streife ich den Rücken der Hunde mit der Peitsche. Heute ist es nicht notwendig zu schlagen; sie sollen nur wissen, daß die Peitsche da ist. Und Stunde um Stunde verstreicht, wir legen einen Kilometer nach dem andern zurück, und immer haben wir die gleiche ebene Fläche vor uns.

Nur nach Osten hin tritt eine Veränderung ein. Die Eishügel liegen hinter uns und werden von einem einzigen glatten Schneefeld abgelöst, das sich am Fuße der hohen prachtvollen Nunatakker hinzieht, die sich beständig verändern und immer neue Landschaftsbilder bieten,

während wir mit etwa 3 Kilometer in der Stunde weiter kommen. Wir finden das Land sehr schön, aber wir sind leicht zu befriedigen, denn es ist lange her, seit wir so dicht an Land waren, und, was das Aussehen anlangt, gehört nicht viel dazu, die endlosen, langweiligen Eisfelder zu überbieten.

Es herrscht Freude im Lager, als wir haltmachen, denn wir sind von unserm letzten Lagerplatz über 20 Kilometer weiter gelangt, und das Mißgeschick früherer Tage hat uns für weniges dankbar gemacht. Die Hunde werden heute nicht angebunden und erhalten ein ganz kleines Extrafutter, bevor wir ins Zelt kriechen; wir sind glücklich darüber, die Arbeit und die Ereignisse des Tages zusammenfassen zu können in die wenigen Worte: „Alles geht gut, ausgezeichnetes Eis, brillantes Vorwärtskommen und schönes Wetter."

30. April. Wir konnten volle fünf Tage weiterfahren, ohne von einem Sturm aufgehalten zu werden; das ist ein so überraschendes Zugeständnis von seiten des Wetters, daß wir es ganz in der Ordnung fänden, wenn es jetzt wieder Sturm gäbe, der es mit dem schlimmsten aufnehmen könnte, den wir bisher gehabt haben. Wir essen Äpfel und Speck und sind vollauf zufrieden, aber wir vermeiden es, die Karte anzusehen, denn jetzt hätten wir selbst bei dem schlechtesten Eis, das man sich denken kann, bereits im Danmark-Fjord sein müssen, und nun liegen wir hier, mehr als 200 Kilometer vom innern Ende des Danmark-Fjords entfernt.

Wie oft wünschen wir nicht, den Schleier zu lüften, der die Zukunft barmherzig verhüllt! Doch was wären meine Gefühle gewesen, wenn ich im Winter geahnt hätte, daß wir vierzehn von den dreißig Tagen des April durch Sturm gezwungen liegen bleiben würden, daß der Rest durch Wind, holperiges Eis, breite Spalten und allerlei Mißgeschick erschwert sein würde, und endlich, daß der gesamte Reiseweg sich im April in der Luftlinie auf 170 Kilometer belaufen würde?

Ja, der April ist schlecht gewesen, über alle Beschreibung schlecht! Was wird der Mai wohl bringen?

Siebentes Kapitel.

Ein Paradies.

1. Mai. War es nicht Archimedes, von dem erzählt wird, er sei, als er sich eben in seiner Badewanne befand und dort zufällig das Gesetz des Gewichtsverlusts des Körpers im Wasser entdeckt hatte, so überströmend glücklich gewesen, daß er aufsprang und, ohne auf seine mangelhafte Bekleidung zu achten, auf die Straße hinauslief und rief: ich hab's, ich hab's! Heute nacht war ich nahe daran, es dem alten Gelehrten gleichzutun; zum Glück aber bezwang ich mich, ehe ich noch völlig aus dem Sack heraus war, und begnügte mich damit, Iversen zu rütteln und ihn an meiner Freude über eine in hohem Maße arbeitsparende Methode teilnehmen zu lassen, die mir eben eingefallen war — nämlich die Schlittenkufen zu vereisen. Ich hatte es Eskimos tun sehen und hatte auch gesehen und gespürt, wie leicht die Schlitten gingen, selbst hatte ich es jedoch nie ausgeführt. Jetzt aber soll es versucht werden, und ich liege die ganze Nacht da und freue mich bei dem Gedanken an das Erstaunen der Hunde, wenn sie den leichten Schlitten merken.

Meine Begeisterung kühlt sich indessen bedeutend ab, als ich dabei bin, die Kufen mit Wasser zu bestreichen, und ich bereue meine nächtlichen Forschungen bitterlich, denn die Hand bei 22 Grad Kälte in Wasser zu tauchen und sie über die Kufen gleiten zu lassen, ist keineswegs angenehm. Aber ich halte aus, und nachdem ich die Kufen ein um das andere Mal überstrichen habe, sind sie schließlich von einer Eisschicht von mindestens einem guten Millimeter Dicke überzogen, und der Schlitten ist fertig zum Gebrauch. Na, harte Arbeit bringt auch

guten Lohn! Die Schlitten gleiten in den ersten paar Stunden fast ganz von selbst, und der halbe Tag ist verstrichen, bevor die Eisschicht sich abzunutzen beginnt. Es erspart uns viel Arbeit beim Schlittenfahren, und da die Oberfläche obendrein die beste ist, die wir uns wünschen können, kommen wir gut vorwärts.

Aber selbst an der besten Bahn kann man etwas auszusetzen finden. Plötzlich fahren wir zusammen, denn der Boden unter uns sinkt 30 oder 50 Zentimeter, und wir hören einen knisternden Laut, etwa wie wenn man ein Stück dicken Seidenzeugs schüttelt. Da es gleichzeitig von den unzähligen Schneekristallen funkelt und blinkt, die die Oberfläche bedecken und die durch die Bewegung eine andere Stellung zu den Sonnenstrahlen erhalten, bleiben wir ganz verdutzt stehen und sehen uns an. Was mag das nur sein? „Sind wir wieder auf zerklüftetes Eis gekommen?" ist unser erster Gedanke; doch es währt nicht lange, da beruhigen wir uns wieder, denn das Eis ist sehr gut und fest, anscheinend wenigstens, und es ist keine Gefahr im Anzug.

Es ist nur das Gewicht der Schlitten, das die von Wind und Sonne hart gewordene Schneeschicht zerdrückt, die in den darunterliegenden lockern Schnee einsinkt, während das Knistern durch das Bersten der Oberflächenschicht hervorgerufen wird. Es ist ganz ungefährlich, und wir gewöhnen uns bald daran, wenn ich auch gestehen muß, daß wir jedesmal erschreckt zusammenfahren, wenn die Schicht durchbricht.

Die Hunde sind noch nervöser als wir, denn die armen Tiere laufen wie wir in beständiger Angst vor Spalten, und jedesmal, wenn sie das Einsinken der Schneeschicht unter sich merken, springt das ganze Gespann in die Höhe, als ob sie sich alle vier Pfoten verbrennten. Zu ihrem Erstaunen bleiben sie immer auf der Oberfläche des Eises, und sobald sie sich umgesehen und vergewissert haben, daß alles in Ordnung ist, geht der Schwanz wieder hoch, und sie eilen aus Leibeskräften dahin, um das Versäumte nachzuholen. Denn hinter ihnen kommen wir mit der Peitsche in der Hand. „Wollt ihr wohl ziehen! Was geht euch das Eis an? Ihr dummen Tiere, könnt ihr nicht lernen, daß hier nichts zu fürchten ist?" Und der Peitschenriemen gleitet über die Hunderücken, nicht hart und strafend, sondern nur aufmunternd, denn wir wissen ja, wodurch das Einsinken bedingt ist,

Der letzte Hafen der Alabama vor ihrem Untergang.

und vergessen leicht, daß die Hunde nicht wie wir Ursache und Wirkung unterscheiden können.

Es ist, als führen wir über ein erstarrtes Meer, wo nur die schweren Dünungen von unruhigeren Tagen zeugen. Und wie auf dem Meere, wo man nichts als Wasser um sich sieht, wenn man sich in einem Wellental befindet, so ist es hier, nur daß es auf allen Seiten Eis und immer wieder Eis ist. Anders ist die Aussicht von der Spitze der Eisdünungen; denn dort sehen wir eine unendliche Perspektive von Eisrücken und über dem letzten einige einzelne Berggipfel, wie Inseln, die weithin im Meere auftauchen. Es ist neues Land, das sich heute über dem Eishorizont erhoben hat; aber vergebens strengen wir uns an, einen so hohen Hügel zu erreichen, daß wir das zusammenhängende Land sehen können. Wir sind elf Stunden unterwegs, die Hunde sind ganz erschöpft; aber als wir das Zelt aufschlagen, sind wir auch 24 Kilometer weiter gekommen.

Herrliche Tage mit gutem Vorwärtskommen und einigermaßen gutem Wetter! Bleibt es so, dann müssen wir in vier, fünf Tagen am Danmark-Fjord sein.

Wir müssen noch ein wenig Geduld haben und nicht vorschnell unsere Ortsbestimmung machen, denn heute werden wir abermals durch einen stürmischen Nordwind aufgehalten. Und während der Tag verstreicht, liegen wir in unsern Schlafsäcken und sehen auf der Karte, wie die Entfernungen der letzten Tage uns sichtlich vorwärts gebracht haben, und das ist etwas Neues, denn unsere früheren Tagesstrecken waren für das unbewaffnete Auge unsichtbar. Wie sind wir doch gleich Schnecken über das Inlandeis dahingeschlichen! Jetzt aber scheint es sich zu machen, und das Wetter wird wohl auch besser.

3. Mai. Der Sturm hält noch bis in die Morgenstunden an, und erst um Mittag flaut er so ab, daß wir fort können. Das Wetter aber ist nichts weniger als gut; es weht frisch, und die Wolken treiben so rasch am Himmel hin, daß es aussieht, als sei noch mehr schlechtes Wetter zu erwarten. Die Bahn ist jedoch gut, die Steigung gering; wir haben keinen Grund zu klagen. An den Wind haben wir uns gewöhnt, und wenn er uns auch scharf ins Gesicht schneidet, kommen wir doch über die gleichmäßig gewellte Fläche schnell dahin.

Spät am Nachmittag wird es windstill. Es ist keine Wolke mehr am Himmel, und wir kommen weiter gut vorwärts; es scheint aber unmöglich, einen Tag ohne Fehl und Tadel zu bekommen, denn entweder haben wir holperiges Eis, starke Steigung, viele Spalten oder schlechtes Wetter. Heute sind es Spalten, aber sie sind so schmal, daß die Schlitten nicht hineinfallen können; die Hunde sind aber schlimm daran, denn die Schneeschicht ist sehr dünn, und sie stürzen häufig. Wo die Hunde noch darüber hinwegkommen, sinken aber wir ein; es geschieht dies heute so oft, daß ich mich an meinem Schlitten festbinden muß, dann weiß ich doch, daß ich nicht sehr tief fallen kann, wenn die Spalte nicht so breit ist, daß der Schlitten mit stürzt. Es sind der Spalten zu viele, als daß wir sie alle untersuchen könnten, deshalb fahren wir drauf los und hoffen das Beste. Iversen aber muß vor jeder Spalte gewarnt werden, die ich passiere, damit er vorsichtig sein kann, und „Spalte" rufe ich jedesmal über die Schulter zurück, wenn ich mit den Beinen in einer dieser vielen Spalten steckengeblieben bin. Dann horche ich, um zu hören, ob er antwortet; nein, er hat es nicht gehört. „Spalte!" brülle ich noch einmal mit der vollen Kraft meiner Lungen; das kurze, scharfe Wort wirkt so seltsam aufreizend auf die Hunde — und weit hinter mir kommt ein schwächeres Echo meines eigenen „Spalte!"

„Wissen Sie, wie Sie heute aussahen?" fragt mich Iversen in einer Ruhepause.

„Nein!" erwidere ich kurz. „Ich bin zu sehr damit beschäftigt, auf meine Hunde achtzugeben, um darüber nachzudenken, wie ich aussehe; aber es ist gewiß nichts Schönes?" füge ich hinzu, denn Iversen steht da und lächelt über mich, und als er mir sagt, daß ich ihn „haargenau an ein Springteufelchen" erinnere, das er als Kind besessen habe, muß ich ihm recht geben Es muß wohl etwas Derartiges sein, wenn man mich von hinten sieht, einen Augenblick unten, im nächsten wieder oben und immer mit den Armen fuchtelnd, um die Hunde anzutreiben.

Zum Glück sind die Spalten weiterhin schmal; sie wechseln in der Breite zwischen ein paar Zentimetern und einem Meter, daher passiert nichts, was die Einförmigkeit des Tages unterbrechen könnte,

es sei denn, daß Bock zu erschöpft ist, um den Hinterkörper aus einer Spalte ziehen zu können, wenn er hineinfällt. In den letzten paar Stunden hat Iversen ihn fahren müssen, und Bocks Leben ist zu Ende, als wir nach 11 Stunden Fahrt 24 Kilometer näher am Danmark-Fjord als heute morgen das Zelt aufschlagen. Wir nehmen ohne Schmerz und Bedauern Abschied von ihm, denn er war ein schlechter Hund, der erste beim Aufhören, der letzte beim Anfangen, immer faul, immer unwillig und allzu gefräßig.

4. Mai. So trübselig es ist, davon zu erwachen, daß der Wind am Zelte zerrt und rüttelt, so erfreulich ist es, die Augen aufzuschlagen und die Sonne durch die dünnen Zeltwände scheinen zu sehen und dabei vergebens auf den leisesten Windhauch zu lauschen. An solchen Tagen nehmen die Vorbereitungen zur Abfahrt keine lange Zeit in Anspruch. Unser Pemmikan ist in einer guten halben Stunde zubereitet und verzehrt, und wenn der Tee fertig ist, sitzen wir fertig angekleidet auf unsern Schlafsäcken, bereit, mit der Tagesarbeit zu beginnen.

Was sonst so viel Mühe und erfrorene Finger kostet, geht wie von selbst an Tagen wie heute, wo es ganz windstill ist und die Sonne scheint. Die Stimmung ist deshalb auch eine ungewöhnlich gute, als alles in Ordnung ist, wir den Zuggurt über die Schulter legen und als Einleitung zur Arbeit mit der Peitsche knallen. Es legt jedoch einen Dämpfer auf die gute Laune, als wir uns nach einer Stunde Fahrens von einer Menge ziemlich breiter Spalten umringt sehen; aber wir haben jetzt gelernt, sie mit der ihnen gebührenden Vorsicht zu behandeln, wir kommen ohne Unfall über die schwierige Fläche und erreichen kurz darauf die Spitze eines Hügels, von der aus wir endlich das ganze Land überblicken können, dessen höchsten Gipfel wir vorgestern sahen.

Es ist ein hohes, wildes, gebirgiges Land, das von tiefen Fjorden durchfurcht ist und sich nach Osten und Norden ausdehnt. Mindestens 80 Kilometer weit von hier sehen wir die steilen Abhänge von Lambert-Land, und hinter uns erhebt der Pic de Gerlache seinen pyramidenförmigen Gipfel und die Nunatakker ihre scharfen, steilen Zinnen über das ebene Inlandeis. Der ganze westliche Horizont

aber ist eine einzige große, leuchtend weiße Fläche — eben und unsagbar öde.

Wir können weit und breit über dieses tote Land schauen, das in all seiner Leblosigkeit so imponierend wirkt, über diese mächtige weite Fläche, diese glasharte und doch plastische und langsam fließende Masse, über die sich nur die höchsten Berggipfel zu erheben vermögen. Und blickt man diese leblosen Berge an, so werden die Gedanken unwillkürlich hinuntergezogen unter die gewaltige Eisschicht, die Geheimnisse deckt, verborgener und unerforschlicher als alle, die auf dem Grunde des tiefsten Meeres zu finden sind. Über das Küstenland und die zunächst liegenden Nunatakker hinaus ist alles unbekannt. Was für hohe Berge und was für tiefe Täler es dort gibt, ist nicht zu ahnen, denn das Eis deckt alles und es läßt sich die Geheimnisse, die es verbirgt, nicht entreißen.

Es ist imponierend schön hier, zugleich aber so bedrückend still, daß man den Drang fühlt, laut zu schreien und die Hunde zu schlagen, daß sie heulen, nur um die Stille zu unterbrechen, die über allem brütet, was wir sehen, und die unübersehbare Jahrtausende weiter darüber brüten wird. Als die Schlitten wieder weitergleiten, erzittert die Luft von unsern Rufen und dem Geheul der Hunde, und die Lautwellen jagen über diese jungfräuliche Fläche hin, wo bis jetzt unbeschränktes Schweigen geherrscht hatte.

Der Tag neigt sich, das gute Wetter ist vorbei, denn unsere Sturmkünder, die langen Cirruswolken, ziehen im Süden auf. Wir hatten bereits seit mehreren Stunden Wind und wir müssen früher haltmachen, als wir beabsichtigten, um Beobachtungen anzustellen und auf dem Lande Peilungen vorzunehmen; wenigstens 20 Kilometer sind wir aber doch gefahren. Wir müssen die Gelegenheit wahrnehmen, denn es ist zweifelhaft, wann wir wieder eine solche finden.

Hätte es zu Dantes Zeiten Polarfahrer gegeben, so würde der Dichter sicher in der Hölle eine kleine eiskalte Abteilung eingerichtet haben, wo immer ein Sturm blies und wo die Unglücklichen gezwungen waren, Höhen und Winkel mit dem Theodoliten zu nehmen, eine geeignete Strafe für allzu ehrgeizige Reisende. Ich wenigstens glaube, daß keine grausamere Strafe erdacht werden kann, bis ich mit den

Messungen fertig bin und in das warme Zelt kriechen kann, wo Iversen mir sofort eine Schale glühend heißen Tee in die Hände drückt. Das wärmt die Finger so köstlich, und nachdem ich ein oder zwei Becher von dem warmen Trunk zu mir genommen habe, fange ich an inwendig aufzutauen.

5. Mai. Nein, die Cirruswolken haben uns noch nie betrogen! Selbstverständlich haben wir heute wieder einen Rasttag, und dazu noch einen der schlimmsten, die es geben kann; denn der Wind ist etwas zu stark, um Schlitten zu fahren, und doch nicht stark genug, um den Gedanken an die Möglichkeit des Weiterkommens ganz von sich zu weisen. Die Folge davon ist ein schlechtes Gewissen, das uns zwingt, auf dem Sprunge zu sein und uns, sobald wir glauben, daß es ruhiger wird, zur Abfahrt bereit zu halten. Dreimal versuchen wir unser Glück, jedesmal aber frischt der Wind wieder auf, bevor wir fortkommen, und sehr verärgert über das Wetter kriechen wir zum letztenmal ins Zelt, packen uns tief in die Schlafsäcke und versuchen im Schlaf vor der Stimme des Gewissens Ruhe zu finden, zu vergessen.

6. Mai. Ich habe den ganzen Tag im Schlafsack gelegen und mir den Kopf zerbrochen, um Worte zu finden, die meinen Ärger und Zorn über das verzweifelte Wetter ausdrücken könnten, ich bin jedoch nicht zu einem befriedigenden Resultat gekommen. Es müssen deshalb die zahmen Worte: „Sturm und Rasttag" aus Mangel an kräftigeren Ausdrücken herhalten, die zu gebrauchen mich das Mißgeschick mit dem Wetter durchaus berechtigt, wenn es mir nur gelänge, sie zu finden. Es ist sehr ärgerlich, denn es wäre wirklich eine gute Gelegenheit, mit König Lear im Sturm auf der Heide zu konkurrieren!

7. Mai. Es kann doch nicht unaufhörlich stürmen! Im Laufe der Nacht flaut es denn auch so ab, daß wir um 6 Uhr morgens zur Abfahrt bereit sind. Noch geht ein heftiger Sturm und immer uns entgegen, und er wirbelt den Schnee hoch, aber das Wetter ist doch erträglich; also beugen wir uns in dem Zuggurt vornüber, um das Gesicht soviel wie möglich vor dem scharfen Wind und Schnee zu schützen, und treiben die unwilligen Hunde vorwärts.

Die Bahn ist gut, das Eis ganz eben, und langsam schleicht eine

Stunde nach der andern hin. Nicht eine Spalte unterbricht die Einförmigkeit des Tages, und es fehlt nicht viel, daß wir uns einige herwünschen; das brächte doch etwas Abwechslung.

Doch der Wunsch ist nicht ernst gemeint und geht daher auch nicht in Erfüllung, und es geschieht nichts, gar nichts, die langen Stunden zu unterbrechen, die wir brauchen, um 25 Kilometer zurückzulegen. Die Distanz des heutigen Tages ist groß, und die Hunde sind sehr ermüdet; ja, Lady ist sogar so erschöpft, daß sie ihre Ration Pemmikan nicht fressen kann, und dann ist ein Schlittenhund wirklich müde!

Pan und Fuchs sind ebenfalls völlig abgemattet, und wenn wir nicht bald Land erreichen, wo wir Wild für die Hunde finden, werden diese drei, vielleicht auch noch mehr eingehen.

Doch nicht die Hunde allein sind hart mitgenommen, auch Iversen und ich fühlen uns matt und müde. Müssen wir fest mit anfassen, so sind wir gleich außer Atem, und müssen wir schnell laufen, wenn auch nur eine kurze Strecke, so ist es ganz schlimm, und wir müssen uns auf den Schlitten setzen, um zu verschnaufen.

Wir schieben die Schuld der bedeutenden Höhe zu, in der wir uns solange befunden haben; aber die Erklärung ist nicht ganz befriedigend, denn 1200 Meter sind nicht so hoch, daß die Höhe allein unsere Müdigkeit erklären kann.

8. Mai. Das Wetter war abends so drohend, daß wir zum Morgen bestimmt Sturm erwartet haben; man kann aber auch einem Schelm unrecht tun, und es ist heute ganz still. Es ist höchst erfreulich, lange aber währt es sicherlich nicht, denn die langen, zerfetzten Cirruswolken treiben rasch aus Südost herüber. Die Sonne hat einen Hof, und mindestens drei Nebensonnen sind sichtbar, dazu überall große Luftspiegelungen. Jedes einzelne dieser Dinge pflegt ein untrügliches Sturmsignal zu sein, und es graut uns vor dem, was kommen wird, da alle diese Zeichen gleichzeitig auftreten.

Aber das Wetter hält sich den ganzen Tag. Noch ist es drückend still, kein Windhauch ist zu spüren, und da die Bahn vorzüglich ist, es auch bedeutend abwärts geht, ist die Fahrt über die Maßen gut, besser als an irgendeinem Tage vorher. Und dann sehen wir endlich den Anfang vom Ende — das Land, das das innere Ende des Danmark-

Fjords umgibt. Noch einen Tag Schlittenfahrt, dann müssen wir die Kante des Inlandeises erreichen und nach einer Abstiegstelle suchen.

Wie wir uns doch sehnen, auf richtiges Land hinunterzukommen, denn dort ist es ein anderes Fahren als hier oben zwischen Himmel und Erde! Hier oben gehören keine Menschen her, an der Küste aber, sie mag so öde, kalt und ungastlich sein wie sie will, wird man doch immer an Stätten erinnert, wo Menschen leben. Und wir vertrauen dem Glück, wir vertrauen darauf, daß die launenhafte Frau Fortuna uns zu ihren speziellen Lieblingen erwählen und uns selbst in den unfruchtbarsten Gegenden Jagd bescheren wird — dort unten muß ja ein Paradies sein im Vergleich mit dieser Hölle von Eis. Von der Sehnsucht nach Land angestachelt, treiben wir die Hunde an, so lange wir sie weiter bekommen können, und als sie endlich nicht mehr können oder wollen, zügeln wir auch unsere Lust zur Arbeit, denn es ist schwer, zwölf Stunden im Zuggurt zu ziehen.

Wie wohl die Ruhe tut nach einem so anstrengenden Tag! Wir liegen und strecken uns behaglich in unseren Schlafsäcken, fallen aber sehr bald in Schlaf — in den stärkenden, traumlosen Schlaf des Müden.

9. Mai. Wenn man von einer „freudigen Enttäuschung" reden kann, so bereitet das Wetter uns heute wieder eine solche. Alles, was wir bisher als untrügliche Unwetteranzeichen betrachtet haben, hat sich in den letzten Tagen als höchst unzuverlässig erwiesen, und jetzt am Morgen ist es fast windstill, trotz der vielen gegenteiligen Zeichen am gestrigen Tage. Aber das ist uns selbstverständlich nur lieb. Nachdem ich eine Breite genommen habe, die zeigt, daß wir uns etwas nördlich von 80° nördlicher Breite befinden, verlassen wir den Lagerplatz. Iversen hat das Segel auf seinem Schlitten und braßt vierkant gegen einen südlichen Wind. Ich habe drei seiner besten Hunde, und nun fahren wir rasch wie der Sturmwind dahin; heute brauchen wir nicht zu ziehen. Nach fünfstündiger Fahrt machen wir halt, wir sind scheinbar nur wenige Kilometer vom Lande entfernt.

Vor uns, doch weit unten, können wir eine breite Landzunge sehen, die sich mehrere Kilometer nach Südwesten ins Inlandeis erstreckt; die Oberfläche der Landzunge ist anscheinend gleichmäßig und so gut wie schneefrei.

Von der Stelle, wo wir halten, fällt das Inlandeis flach zum Land unten ab, und da wir gern so schnell wie möglich Land unter den Füßen haben möchten, ist die Versuchung fast unwiderstehlich. Wir können aber die Augen nicht vor der Gefahr verschließen, die uns droht, wenn wir die mindestens 40 Kilometer, die zwischen uns und dem innern Ende des Danmark-Fjords liegen, über Land fahren; wir können vielleicht auf Hindernisse stoßen, die mit Schlitten unüberwindlich sind. Im Nordosten erblicken wir einen See oder einen flachen Gletscher, der sich zwischen den Bergen hinwindet; wir können ihn etwa 24—30 Kilometer weit verfolgen, dann wendet er sich mehr gegen Norden oder vielleicht Nordwesten und verschwindet. Der Anblick dieser weißen Fläche, die so gut und gleichmäßig aussieht, läßt uns unsere so mühsam erworbene Vorsicht fast vergessen. Aber, wie Noahs Arche auf dem Berge Ararat strandete, können wir auf dem Gipfel eines hohen Berges landen, wenn die weiße Fläche sich als lokaler Gletscher erweisen sollte, und das wäre nichts weniger als angenehm. Ist es dagegen ein Fluß — und das ist sehr wahrscheinlich, da dort eine kolossale Menge Schmelzwasser von der großen Fläche herabfließen muß, die von allen Seiten zu der Landzunge unten abfällt —, so muß all dieses Wasser einen Abfluß haben, und wir könnten mit Leichtigkeit das Ende des Danmark-Fjords erreichen, wenn wir dem Flußlauf folgen und dadurch nicht länger als notwendig auf dem Inlandeis zu fahren brauchen.

Wir untersuchen die weiße Fläche genau durch das Fernglas — ist es ein See oder ein Gletscher? Es kann das eine wie das andere sein, aber wir haben nun einmal die Idee, daß es ein Gletscher sei, und so groß ist die Macht der Einbildung, daß ich eine Menge Spalten quer über der weißen Fläche zu sehen meine. Iversen glaubt dasselbe zu erblicken, und damit schwindet jeder Zweifel. Wir suchen die Spalten nicht freiwillig auf, deshalb schwenken wir mit den Hunden ab von dem verlockenden Land und bereiten uns darauf vor, einen mindestens 200 Meter hohen Eishügel westlich von uns hinaufzufahren. Von da aus wollen wir dann weiter nach Nordwesten, um den auf der Karte von Höeg-Hagen verzeichneten Fyn-See zu erreichen, der unseres Erachtens in einem der vielen Täler des hohen Landes liegen muß, das in weiter Ferne das Inlandeis begrenzt.

Schlittenfahrt querfeldein.

Der Schlitten auf Rädern.

Zur Fortsetzung der Fahrt bereit.

Auf Glatteis.

Langsam arbeiten wir uns den hohen Eishang hinauf, ärgerlich, daß wir noch mehr als 60 Kilometer über das verwünschte Eis fahren müssen; es verbessert die Laune nicht, als der Wind sich dreht und uns gerade entgegenweht. Doch dieses eine Mal leistet er uns einen Freundschaftsdienst; denn es frischt auf, und wir fahren direkt in einen heftigen Nordweststurm hinein, gegen den anzukommen wir bald aufgeben müssen, und als ich mich umwende und über das Land ausschaue, ist dessen Aussehen völlig verändert. Wir sind viel höher als vorhin und haben einen bessern Überblick über die umstrittene weiße Fläche; jetzt gleicht sie so sehr einem See, daß wir beide beschließen, sie zu untersuchen, bevor wir weiterfahren. Allein das kann vor morgen nicht geschehen, dazu ist der Sturm zu heftig; er ist so heftig, daß es uns fast zwei Stunden kostet, das Zelt aufzuschlagen, was wir sonst in zehn Minuten tun können.

10. Mai. Es stürmt selten so heftig, daß wir uns auf schnelles Ausrücken einrichten müssen; heute nacht aber weckte uns ein ganz gewaltiger Windstoß, und wir mußten schleunigst alles aus dem Wege räumen und unsere Schlafsäcke voll Kleider stopfen, um dem Sturm standzuhalten. Gegen Morgen flaut es jedoch ab, das Wetter sieht einigermaßen gut aus, und wir hoffen, daß es später am Tage ganz still wird. Aber es kostet Zeit fortzukommen, denn das Lager soll der Obhut der Hunde überlassen bleiben, und es gibt eine ganze Menge zu tun, bis alles in Ordnung ist und so viele Hunde als möglich angebunden sind, damit die Mäuse nicht auf Tisch und Bänken tanzen, wenn die Katzen aus dem Hause sind.

Der Schnee wirbelt noch, als wir das Lager verlassen, aber wir haben den Wind im Rücken und sind allzu gespannt, Land zu erreichen, um uns daran zu kehren, daß die Heimkehr vielleicht sehr unbehaglich werden kann, wenn der Wind anhält.

Das Land scheint dicht neben uns zu sein. Während wir, die Büchse auf dem Rücken, rasch dahinschreiten, spähen wir hinunter in der Hoffnung, Moschusochsen zu entdecken. Wir hätten uns aber die Mühe sparen können — das Land ist weiter weg, als wir erwartet hatten, denn wir gehen und gehen, und immer scheint das Land gleich fern. Es kostet uns fünf Stunden raschen Marsches für ein Stück Wegs,

das wir vom Lagerplatz aus auf höchstens 5 Kilometer veranschlagt hatten. Wir sind enttäuscht, so weit gehen zu müssen, ehe wir Land erreichen, aber noch größer wird die Enttäuschung, als wir endlich an die Eiskante kommen und sehen, daß wir unmöglich zum Lande hinunter können, denn die Gletscherwand stürzt geradezu senkrecht ab und hat eine Höhe von mindestens 30 Meter. Wir hätten uns noch darein finden können, wenn nicht ein besonderer Grund da wäre, hinunterzugehen; aber es besteht einer, ein sehr wichtiger Grund sogar, denn jetzt sehen wir deutlich, daß es ein See oder Fluß ist, den wir vor uns haben, und nicht ein zerklüfteter lokaler Gletscher! Verwünschtes Inlandeis, bis zuletzt legt es uns Hindernisse in den Weg! Doch es nützt nichts, das leblose Eis zu schelten; drei Stunden lang gehen wir an dem Rande entlang in der Hoffnung, eine Stelle zu finden, wo das Eis niedriger ist, oder wo eine Schlucht tief einschneidet, so daß wir die Ladung über die Eiswand und von da auf das Land hinunterschaffen könnten. Die Ladung 16 Meter tief hinunter zu lassen, wäre schon ausführbar, aber es über diese mindestens 30 Meter hohe Eiswand hinunterzubringen und selbst hinunterzukommen, ist eine Unmöglichkeit, und wir müssen uns damit begnügen, das Land aus der Nähe zu betrachten.

Wir setzen uns auf eine vorspringende Spitze des Gletschers und starren mit sehnsüchtigen Blicken in das gelobte Land hinein, das wie eine Landkarte vor uns ausgebreitet liegt. Es verspricht nicht sehr viel, denn es sieht öde und kalt aus, halb von Schnee bedeckt und von einer 30 Meter hohen Eismauer eingehegt. Aber es ist immerhin Land, es ist unser richtiges Element, und wir sehnen uns danach, da hinunterzukommen, wir sehnen uns danach, Kies und kleine Steine unter unsern Füßen knirschen zu hören, auf den niedrigen abgerundeten kleinen Hügeln umherzugehen und nach Wild auszuschauen, am meisten aber nach dem Fluß, der sich zwischen den Hügeln hinwindet, bis er fern im Norden verschwindet, ein ebener, guter und spaltenloser Landweg zum innern Ende des Danmark-Fjords.

Wir brauchten acht Stunden, um hinzukommen, aber länger dauert es zurückzugelangen, und mir scheint, daß ich nie so müde gewesen bin als sechs Stunden später, als wir endlich das kleine Zelt sehen,

das für uns alle Güter der Heimat birgt und das uns als der gemütlichste Fleck auf Erden erscheint.

Schon freuen wir uns auf das Ausruhen nach dem anstrengenden Tag. Doch als wir uns dem Zelt allmählich nähern, taucht der Verdacht in uns auf, daß gewiß nicht alles ist, wie es sein soll, denn ein Hund hat sich losgerissen und läuft hin und her, als habe er ein böses Gewissen, während die noch angebundenen Hunde an ihren Ketten zerren und aus vollem Halse bellen und heulen. Wir sind auf alles Mögliche vorbereitet, als wir ins Lager gelangen, doch als wir Pan seinen garstigen Kopf durch die Zelttür stecken sehen, wird es uns klar, daß die Tatsachen unsere unheimlichsten Vermutungen noch bei weitem übertreffen.

Der erste Gedanke gilt dem Hundeproviant, denn Pan sieht so schuldbewußt aus, daß mit ihm sicher etwas nicht in Ordnung ist. Und richtig, eine der Kisten, die heute morgen noch ganz war, ist in Stücke gerissen und die Hälfte des Pemmikan — ganze 24 Pfund — ist aufgefressen! Ich bin fast stumm vor Wut, denn es ist ein Viertel unseres Hundeproviants, und dann hatten wir den Hunden obendrein ein reichliches Frühstück gegeben, bevor wir gingen, damit sie der Hunger nicht in Versuchung führe. „Undankbare Biester, jetzt sollt ihr das Essen bezahlen!" und da Pan noch im Zelt steht und uns mit seinem einen halbblinden Auge anschielt, packe ich ihn zuerst. Unter Heulen und Winseln wird er hinausgebracht und Iversen überlassen, der wie ein Racheengel mit dem Peitschenstiel in der Hand hinter mir steht und bereit ist, den Delinquenten in Empfang zu nehmen. Pan wird sorgfältig angebunden, und nachdem wir auch Lady und Täven eingefangen haben, krieche ich ins Zelt, um nachzusehen, wie arg die Hunde auf unserm Gebiet gehaust haben.

Alles ist um und um gekehrt, unsere Schlafsäcke sind hin und her gezerrt — die Hunde haben darin ihren Schmaus gehalten! Göjs hat einen schönen warmen Platz in meinem Schlafsack gefunden, wo sie jetzt sorglos schläft und laut schnarcht; außer ihr ist noch ein Hund im Zelt, Girly, die auf dem Rücken in ihrer Ecke liegt, alle vier Beine in der Luft. Sie schlenkert träge und zärtlich mit den Pfoten; das ist ihre Art sich einzuschmeicheln, denn Girly ist sich ihres

Vergehens vollkommen bewußt und weiß, daß sie ihren Teil von den 24 Pfund Pemmikan nicht ungestraft fressen durfte.

Ein plötzliches Verstummen des Hundegeheuls verkündet mir, daß Iversen mit der Erziehung der drei Hunde fertig ist; aber hier gibt es mehr zu tun. „Holla, Iversen, hier habe ich noch Girly und Göjs!" und einen Augenblick später werden beide nachdrücklich belehrt über den Sinn des alten Sprichworts: wer nicht hören will, muß fühlen.

Gott bewahre mich, wie sieht es hier aus! Pan war in Iversens Schlafsack einlogiert, so daß weder dieser noch der meine übermäßig gut riechen, aber wir sind nicht so empfindlich und begnügen uns damit, die Bezüge abzuziehen und zum Trocknen und Lüften aufzuhängen. Jetzt endlich können wir allmählich den ganzen Umfang des Unheils überschauen; er ist wahrlich groß. Alles aus der Kochkiste, die ganz rein geleckt ist, liegt am Boden, der Primusapparat, vom Überkochen des Pemmikan sonst immer voll Ruß und Grünspan, leuchtet wie eine Sonne, und unsere Näpfe, Löffel und Töpfe sind innen und außen ganz sauber geleckt! Alles Eßbare ist verschwunden, zwei Pfund Pemmikan sind denselben Weg gegangen wie ein Teil Zwieback und die getrockneten Gemüse, und nach der Mahlzeit haben sich die Hunde delektiert an ein paar Fellstrümpfen, einem Stückchen eines Schlafsacks, alten Seehundfellriemen von Iversens Schneeschuhen und meiner ganzen Peitschenschnur, die 6 Meter lang war.

Letzteres war jedoch eine Dummheit, auf die sie nicht hätten verfallen sollen. Prügel müssen sie haben, und wenn sie die Schnur gefressen haben, müssen sie sich darein finden, mit dem bedeutend härteren Peitschenstiel behandelt zu werden, den Iversen mit wahrer Virtuosität schwingt.

Das Ganze scheint vielleicht nicht so viel Aufhebens wert. Herrgott, 24 Pfund Pemmikan und ein paar Kleinigkeiten! In der Tat ist es aber ein Unglück, das geschehen ist, denn fünf Hunde haben ein Viertel unsers ganzen Hundeproviants gefressen, und obendrein müssen wir morgen auch noch liegen bleiben, damit die überfressenen Tiere ein wenig Nutzen von der vielen Extrafütterung haben können, was uns wiederum zehn Pfund Proviant kosten wird.

Wer der Anstifter zu diesem Attentat gewesen, ist nicht zu ermitteln; wir haben Girly in Verdacht, und zur Strafe wird sie draußen vor dem Zelt angebunden, was durchaus nicht nach ihrem Geschmack ist.

11. Mai. Wir versäumen nichts, wenn wir heute wieder an den Rand des Inlandeises hinuntergehen, um einen andern Weg über die Eismauer zu suchen, denn die Hunde sind noch so überladen, daß der Versuch, mit ihnen weiterzukommen, ganz vergeblich wäre, bevor das Futter sich nicht gesackt hat. Aber wir sind durch Schaden klug geworden, und Iversen bleibt im Lager zurück, während ich einen kleinen Weg im Inlandeis hinuntergehe, eine Schneewehe, die von der Oberfläche des Inlandeises bis ins Land hinunterreicht, und wo eine ferne Möglichkeit besteht, zu finden, was ich suche.

Es geht schnell hinunter, auf das lockende Land zu; der Fall des Eises ist stark, über 400 Meter, und außen an der Kante des Inlandeises muß ich sehr vorsichtig gehen, denn dort ist die Oberfläche von Sonne, Wasser und Wind spiegelblank geschliffen, so daß es oft sehr schwierig ist, für die Füße einen Halt zu finden. Um irgend etwas zu sehen, muß ich ab und zu bis zum Gletscherrand gehen und mich mit den Händen an den kleinsten Unebenheiten festhalten. Zum Glück sind hier viele kleine Wasserläufe, die jetzt mit Schnee gefüllt sind, und darin kann ich bis ganz an die steile Gletscherwand kriechen und nach den Schneewehen ausschauen, und auf Händen und Füßen dann wieder emporkriechen, bis ich über die steile Rundung komme. Ohne sie wäre es nicht möglich, sich der Kante zu nähern.

Nach mehrstündigem Suchen finde ich eine Stelle, die günstig aussieht; aber ich muß mich damit begnügen, sie von ferne zu betrachten, denn der Abhang ist so hoch und das Eis so glatt, daß ich fürchte, ohne Hilfe nicht hinaufzukommen, und ich habe keine Lust, auf einer Schneewehe sitzenzubleiben und zu warten, bis Iversen unruhig geworden ist und ausgeht, mich zu suchen.

Ich mache deshalb einen Bogen von mehreren Kilometern, um auf die andere Seite der Bucht zu kommen; von dort sehe ich eine große Schneefläche, die sich vom Boden eines tiefen, offenbar aber recht breiten Wasserlaufs bis ans Land hinunter erstreckt.

Es sieht wirklich gut aus. Wenn wir die Schlitten nur bis zum Anfang des Wasserlaufs bringen könnten! Als ich zu Iversen zurückeile, um ihm die erfreuliche Botschaft zu bringen, daß der Aufenthalt auf dem Inlandeis bald ein Ende erreicht haben wird, verzeihe ich den Hunden ihre Diebereien. Denn wenn sie nicht eingebrochen wären und so viel Pemmikan gefressen hätten, daß sie heute krank sind, wären wir jetzt längst weit nach Westen gegangen und hätten unsere Schlittenfahrt hier oben vielleicht noch viele Tage weiter fortsetzen müssen.

Trotz der Verzeihung bekommen sie heute aber doch nichts zu fressen, und ihre Ration wird unter die andern Hunde verteilt. Übrigens ist es keine Delikatesse, die ihnen vor der Nase weggenommen wird — nur Hundefleisch, denn Fuchs hat aufgehört zu existieren.

12. Mai. Freudig waren wir am 24. März auf das Inlandeis hinaufgefahren, aber die Freude war nichts im Vergleich mit der Wonne, die wir bei der Gewißheit empfinden, morgen nach Verlauf weniger Stunden aus dem Bereich des Inlandeises und der Spalten zu sein. Wir verlieren keine Zeit, um fortzukommen; um 10 Uhr verlassen wir unsern letzten Lagerplatz auf dem ewigen Eis, und in strahlendem Sonnenschein nähern wir uns mit reißender Geschwindigkeit der Eiskante und dem Lande, um das alle unsere Gedanken sich drehen. Wir sitzen auf dem Schlitten und rufen den Hunden zu, die mit halblockern Zügeln dahinlaufen, und in weniger als anderthalb Stunden sind wir 12 Kilometer gefahren, die zwischen unserm Lagerplatz und dem Anfang der großen Rundung lagen.

Von hier aus muß vorsichtig gefahren werden, damit wir nicht die Gewalt über die Schlitten verlieren. Doch heute eignen sich die Hunde nicht zu langsamer Fahrt, dazu sind sie nach zwei Ruhetagen viel zu übermütig, und kaum habe ich den Schlitten wieder in Gang gebracht, so sausen sie dahin wie der Sturmwind. Voran laufen fünf ganz ausgelassene Hunde, die Schweife hoch in die Höhe, und heulen vor Entzücken über die schnelle Fahrt, und hinterher komme ich, mit dem Zuggurt fest an den Schlitten gebunden, halte sie aus aller Kraft zurück und drohe Girly mit allen Qualen der Hölle, wenn sie nicht sofort, jetzt im Augenblick, umschwenke.

Mein Drohen wird nur mit lautem Gebell und noch schnellerer Fahrt erwidert, und in rasender Hast nähern wir uns der steilen Gletscherwand. Schon sehe ich die schneefreien Eishügel, die, wie ich weiß, am Rande des Gletschers liegen, dann gleite ich über ein Stück blanken Eises, falle und werde am Zuggurt, aus dem ich mich nicht befreien kann, immer weiter mitgeschleift. Jetzt weiß ich, daß nur ein Wunder den Schlitten retten kann! Wie ein Rasender arbeite ich, um aus dem Zuggurt herauszukommen, während der Schlitten immer schneller dahinsaust. Bald bin ich auf dem Bauch, bald auf dem Rücken, einen Augenblick hüpfe ich wie ein Ball über das harte Eis, im nächsten werde ich halb begraben vom Schnee, und wo ich hindurchgeschleift werde, hinterlasse ich eine tiefe Furche, wie wenn ein Schneepflug über das Land fährt.

Endlich gelingt es mir, den Gurt über den Kopf zu streifen, und ich bleibe im Schnee liegen. Ich schaue meinem Schlitten nach, der in eine Schneewolke eingehüllt weiter fährt, und rufe: „Gee, Girly, gee!", so schnell ich kann, aber die Hunde hören mich nicht oder — was in diesem Fall auf dasselbe herauskommt — sie wollen mich nicht hören. Wenige Sekunden später sehe ich sie über einem Hügelrand verschwinden, ich sehe den hintern Teil des Schlittens hoch in die Höhe wippen, und im nächsten Moment kann ich weder den Schlitten mehr erblicken noch die Hunde hören.

Betäubt und zerstoßen liege ich da und versuche der Spur des Schlittens bis an die Stelle zu folgen, wo der Schlitten verschwunden ist. Und bekümmert gedenke ich meiner lieben Hunde, die jetzt, wie ich sicher glaube, zerschmettert oder verstümmelt am Fuße des Gletschers liegen. Dann aber fällt mir Iversen ein, der vielleicht dicht in meiner Spur gefolgt ist und geglaubt hat, es müsse so sein. Er muß aufgehalten werden, und zwar schnell. In einem Nu bin ich auf und laufe der Spur folgend zurück, weit aber gelange ich nicht, als ich ihn angelaufen kommen sehe — zum Glück ohne Schlitten — und ihn rufen höre, wo mein Schlitten geblieben sei?

„Weg, fort!" brülle ich zurück und fange an, meine zerschlagenen Arme und Beine zu reiben, während ich warte, bis Iversen zu mir herunter kommt.

„Ist das wahr?“ fragt er, indem wir uns anschicken zusammen hinunterzugehen. „Glauben Sie nicht, er könne noch gut davongekommen sein?“ Aber ich habe ja den Schlitten über eine scharfe Kante wippen sehen, und gereizt über den Verlust von Girly, Grimrian und der andern Hunde, erwidere ich kurz: „Nein, wahrhaftig nicht, glauben Sie vielleicht, der Schlitten kann fliegen?“

Doch kaum habe ich zu Ende gesprochen, als Iversen, der mir ein paar Schritt voraus ist, ein Freudengeheul ausstößt, das mich meine Schrammen vergessen läßt; mit einem Satz bin ich neben ihm. Ich wage kaum meinen eigenen Augen zu trauen; denn vor uns, keine 25 Meter weit, ist die Gletscherwand; aber zwischen ihr und uns liegt der Schlitten, über Täven gestürzt. Die andern Hunde, die Zunge lang aus dem Halse, sitzen daneben, ihre Seiten arbeiten wie Blasebälge, aber die Augen leuchten vor Vergnügen über die herrliche Lauftour, und Girly scheint zu fragen: „War das nicht gut gemacht?“

Wie der Schlitten umstürzte, kann man nicht wissen, aber Täven ist keine Schnelläuferin und sie war sicher zurückgeblieben, bis sie unter eine Kufe kam, als Bremse fungierte und den Schlitten dadurch so drehte, daß er das Gleichgewicht verlor und umstürzte.

Vorsichtig gehen wir zum Schlitten hinunter, binden Stricke um die Kufen, daß er uns nicht davonlaufen kann, und ziehen Täven hervor.

Ihr fehlt nichts, ein Schlittenhund kann Unglaubliches vertragen; allein sehr vergnügt ist sie nicht, und das ist sehr begreiflich, denn es muß sicherlich sehr weh getan haben, von einem 600 Pfund schweren Wagen in voller Geschwindigkeit überfahren zu werden.

„Arme Täven, dir sei gedankt für deine unfreiwillige Hilfe!“ Während wir sie streicheln und liebkosen, überlegen wir, wie wir uns hätten helfen können, wenn der Schlitten verloren gewesen wäre und mit ihm unser Petroleum, unsere Gewehre und vieles andere, das verdorben oder bei dem Sturz wenigstens beschädigt worden wäre. Wir spannen alle unsere guten Hunde vor den Schlitten, hauen Stufen in den Schnee, um einen Halt für die Füße zu haben, und hacken eine Spur, in der die Hunde ziehen sollen. Aber es kostet uns acht

Mit dem Handschlitten auf spiegelglatter Bahn.

Ein guter Lagerplatz.

Fahrt über Neueis.

Stunden harte Arbeit, den Schlitten das Stück zurückzubringen, das erst vor wenigen Minuten hinuntergefahren war, und wir sind froh, als die Schlitten endlich an einer Stelle stehen, die zum Abstieg ausersehen ist. Zuerst gehen wir voran, um das Gelände zu rekognoszieren. Wir müssen durch eine ziemlich breite, aber sehr gewundene Schlucht, die das Schmelzwasser im Sommer aus der Eiskante geschnitten hat; von dort dehnt sich eine mächtige Schneefläche bis ganz zum Land hinunter. Sie ist zu steil und zu glatt, um darauf zu gehen, deshalb müssen wir unsere Ungeduld noch ein wenig zügeln, denn es sind Stufen in den Schnee einzuhauen, dreihundertfünfzig Stufen, jede etwa einen Meter breit, bevor wir die Oberfläche des Landes erreichen.

Es ist möglich, die Schlitten herunterzubefördern, aber es wird manche Stunden Arbeit kosten, und noch können wir uns nicht entschließen, die herrliche Erde zu verlassen, wo wir ohne beständige Furcht vor verborgenen Spalten umhergehen können. Und dieses Land, das uns vor ein paar Tagen ungefähr ebenso unfruchtbar und öde erschien wie das Inlandeis, ist in Wirklichkeit beinahe ein Paradies. Es stehen hier Weidenbäume, ganze 15 Zentimeter hoch, und mit einem Stamm von etwa $2^1/_2$ Zentimeter Dicke, eine Menge Grashalme schauen aus dem Schnee hervor, und an schneefreien Stellen finden wir eine dicke Moosschicht, die zum Rasten einlädt. Am schönsten aber ist doch das reizende lange Heidekraut anzusehen, das an allen geschützten Stellen, keine fünfzig Schritt von der mächtigen Eisdecke entfernt, in großen Mengen wächst.

Alle diese Herrlichkeiten jedoch werden zu nichts, als wir beinahe dicht an der Abstiegsstelle eine ausgetretene Hasenspur und viele frische Spuren von Moschusochsen sowie auch der treuen Gefährten dieser Tiere, von Wölfen und Füchsen, finden. Mit gierigen Augen spähen wir umher. Ei, wenn wir Moschusochsen entdeckten, könnten wir unser Freudenfest würdig einleiten durch das Erlegen eines dieser genügsamen Tiere, die hier oben ein kümmerliches Dasein führen und eben den rauhen Winter überstanden haben! Leider aber erblicken wir keines dieser Tiere, die Schlitten warten auf uns, und wir müssen dieses Land wieder verlassen, das von Fruchtbarkeit strotzt und von

Tierspuren wimmelt, und wir müssen den 30 Meter hohen Schneehang wieder hinaufklimmen, um die Oberfläche des ewigen Eises zu erreichen.

Es kostet Zeit, von neuem zur Erde hinunterzugelangen. Stunde um Stunde verstreicht; die Sonne sagt uns, daß es weit über Mitternacht ist, und immer noch arbeiten wir mit den schweren Schlitten in der Schlucht, die so stark geneigt ist, daß wir die Schlitten mit Seilen hinunterlassen müssen.

Auf beiden Seiten haben wir die steilen, blanken Eiswände, die das Sonnenlicht vollständig ausschließen; trotz der Kälte aber arbeiten wir in Hemdärmeln, und selbst da ist es noch zu warm. Wir triefen von Schweiß, und unsere Kleider sind von diesem und von dem von oben herabfallenden Schnee ganz durchweicht. Die Schlitten knacken und ächzen, wenn wir daran zerren und den Rücken dagegen stemmen, um sie über eine scharfe Biegung in der Schlucht hinweg zu bekommen, und ein paarmal müssen wir das Seil kappen, damit der Schlitten sich an einer sehr schwierigen Stelle vermöge der eigenen Geschwindigkeit hindurchpressen kann.

Endlich gelangen wir an das Ende der Schlucht und haben jetzt nur noch die große Schneefläche vor uns. Wir sehen auf sie hinunter und haben Lust zu dem Wagnis, die Schlitten den steilen Abhang hinuntersausen zu lassen, was in ein paar Minuten überstanden wäre. Wir getrauen uns aber nicht, uns einer großen Havarie auszusetzen; wir wickeln daher Ketten um die Kufen meines Schlittens, graben den Blockschlitten in den Schnee ein, um ihn als Unterlage zu benutzen, und sind bereit zu beginnen. Um ein möglichst langes Seil zu haben, binden wir alles zusammen, was wir an Stricken besitzen, ohne aber mehr als 120 Meter zu erzielen. Während Iversen das Seil herunterläßt, gehe ich neben dem Schlitten her, um bei der Hand zu sein, wenn das Seil reißen sollte.

Bald ist das Ende des Seils erreicht, mein Schlitten wird umgestürzt, und wir schicken uns an, den Blockschlitten an der gebrechlichen, aus Pflöcken, die in den Schnee gesteckt sind, hergestellten Bettung hinunterzulassen. Viermal müssen wir das Seil herablassen, um auf die Schneefläche hinunterzukommen, endlich ist es aber

überstanden, die Reise über das Inlandeis ist beendet, der Weg zum Danmark-Fjord liegt offen vor uns!

Es ist über 6 Uhr morgens, als wir das Zelt aufschlagen, 460 Meter unterhalb unserm letzten Lagerplatz. Fast ein voller Tag ist hingegangen, seitdem wir mit unserer Arbeit begannen und etwas zu essen bekamen, aber wir sind so froh, vom Inlandeis heruntergekommen zu sein, daß wir weder Müdigkeit noch Hunger spüren. Noch eine Stunde lang gehen wir umher und freuen uns an dem herrlichen Land, allerdings mit dem Hintergedanken: „Es kann ja sein, daß wir auf einen Moschusochsen stoßen!" Dies geschieht aber nicht, und wir ziehen uns zu unsern Schlafsäcken zurück, wo bald darauf der Pemmikan serviert wird. Die Müdigkeit überwältigt uns jetzt, und den Löffel in der einen, eine halbgeleerte Schale mit Pemmikan in der andern Hand, schlafen wir ein.

Die Gewißheit, Land erreicht zu haben, verfolgt uns im Schlafe ebenso wie die Spalten auf dem Inlandeis, so daß wir nach wenigen Stunden Schlafs aufwachen. Um 3 Uhr morgens verlasse ich das Zelt, um zwischen den Hügeln einen guten Weg zum Fluß hinunter zu finden.

Wir haben oft darüber gesprochen, wie herrlich es sein würde, Land zu erreichen, wir haben uns in müßigen Stunden ausgemalt, was aller Wahrscheinlichkeit nach dort zu finden wäre — vielleicht sogar mehr —, und in solchen Fällen pflegt man die größte Freude leicht schon vorweg zu nehmen, da die Wirklichkeit selten den hochgespannten Erwartungen entspricht. Diesmal aber ist das Entgegengesetzte der Fall, denn niemand kann sich eine Vorstellung machen von der Sicherheit, die ich jetzt dabei empfinde, ruhig weitergehen zu können, ohne verborgene Spalten fürchten zu müssen, und welche Wonne es ist, die dicke Moosschicht unter den Füßen federn zu fühlen! Das Beste aber ist doch, die Büchse auf der Schulter zu haben und zu wissen, daß es hier Wild gibt.

Die kleinen, verkrüppelten Polarweiden kommen mir fast wie hochgewachsene Bäume oder wenigstens wie hübsche Büsche vor. Gras wie dieses — es sind immer nur einzelne Halme von der Länge eines viertel Meters etwa — glaube ich nie zuvor gesehen zu haben, und während

ich mich an einer Vegetation nicht sattsehen kann, die andere Leute wohl kaum bemerken würden, wenn sie nicht gerade aus einer Öde kommen wie Grönlands Inlandeis, gelange ich rasch vorwärts, und alles läßt sich gut an. Ich finde einen Weg, wo wir die Schlitten mit Leichtigkeit zwischen den Hügeln weiterfahren können, die von oben ganz unbedeutend aussehen, tatsächlich aber sehr groß sind, und ich sehe eine Menge Spuren von Moschusochsen, die sicher nicht über vierundzwanzig Stunden alt sind. Jetzt werden wir schon Jagdgelegenheit finden, wenn wir über Land fahren. Meine frohe Stimmung schwindet auch nicht, als meine Augen zu schmerzen anfangen und alles rings um mich nebelig und verwischt wird. Es ist ein Anfall von Schneeblindheit, die ich mir gestern durch Unvorsichtigkeit zugezogen habe; aber zwei Schneebrillen und eine Binde über dem schlimmsten Auge werden so viel helfen, daß ich wenigstens genug sehe, um meinen Schlitten lenken zu können.

Im Zelt hat Iversen inzwischen ein Festmahl bereitet. Er hat eine neue Proviantkiste geöffnet, und darin finden wir zwei Zigarren, die Laub für uns mit eingepackt hat. Sie sind zwar stark beschädigt, werden aber bald wieder instand gebracht, und während wir uns dem seltenen Genuß hingeben, sehen wir uns die Bilder eines Familienblattes aus dem vorigen Jahre an, das zum Einpacken benutzt war. Es ist ein wenig fettig und zerrissen, aber alle Stücke werden sorgfältig zusammengeflickt, denn es ist Lektüre für lange Zeit, wenn wir auch etwas von dem Vergnügen vorweg nehmen, indem wir hier und dort ein wenig lesen. Es stehen Geschichten ohne Anfang und Ende darin, aber was fehlt, setzen wir selbst hinzu; es ist ein köstlicher Zeitvertreib und liefert Stoff zu langen Gesprächen an Rasttagen. Es stehen halbwissenschaftliche Artikel darin, die sorgfältig studiert werden, und sogar ein Bericht über eine Gletscherreise in der Schweiz. Aber das hat alles Zeit; es wird eingepackt, und wir machen uns zur Abfahrt bereit, denn jetzt müssen wir nachts fahren, da die Sonne untertags zu warm ist.

14. Mai. Es wird über Mitternacht, ehe wir mit den Schlitten fortkommen und dem Inlandeis den Rücken kehren, um unsere erste Schlittenfahrt über Land zu beginnen.

Sie wird nur kurz. Nur eine Stunde fahren wir. Wir sind gerade zwischen zwei Hügeln auf eine ziemlich große Ebene hinausgekommen, wo Girly selbst Kurs halten kann und ich einige Augenblicke Ruhe zu finden hoffe, um die Augen zu schließen, die jetzt sehr schmerzen, als ich Iversen etwas von Kühen rufen höre. „Kühe!" denke ich, „er muß wohl vom väterlichen Hof daheim träumen"; und mit geschlossenen Augen gehe ich weiter, bis Iversen mir nachgelaufen kommt und fragt, ob ich denn die beiden Moschusochsen gar nicht sehe, wobei er auf etwas zeigt, das für meine halbblinden Augen Ähnlichkeit mit zwei großen Steinen hat. Ich kann nicht erkennen, daß es Moschusochsen sind, Iversen aber sieht sie genau. Voll Eifer tanzt er umher. „Sehen Sie doch, sehen Sie, wie sie sich bewegen, können Sie es nicht sehen?" fragt er; aber ich sehe nichts anderes als dieselben schwarzen Steine und ich muß mich auf Iversens Augen verlassen. Er geht voran, wir nähern uns dem, wovon er behauptet, es seien Moschusochsen, dann macht er eine schnelle Bewegung und schießt, worauf auch ich schieße. Es waren wirklich Moschusochsen, und der eine fällt beim ersten Schuß, während der andere noch sechs Schüsse haben muß, ehe es mit ihm ebenfalls zu Ende ist. Beide sind Bullen; die Kühe kann Iversen auf einem naheliegenden Hügel sehen; wir haben aber mehr Fleisch, als wir brauchen können, also wozu mehr morden? Wir werden mindestens 200 Pfund herrliches Fleisch auf die Schlitten bekommen, und es macht viel Arbeit, die geschossenen Tiere zu zerlegen. Endlich aber sind wir fertig, und der Rest wird unsern Hunden überlassen, die vor Freude über diese ungeheure Menge Fleisch beinahe verrückt sind.

Niemals habe ich Tiere sich in diesem Maße vollstopfen sehen! Um den ersten Heißhunger zu stillen, bekommt jeder Hund ein Stück saftiges Fleisch von etwa vier, fünf Pfund; allein das schwindet wie Tau an der Sonne, und dann fangen sie an, die toten Bullen zu bearbeiten. Sie fressen, bis sie nicht mehr können, und schlafen dann dicht neben dem Fleischvorrat, um ihn bei der Hand zu haben, sobald sie erwachen.

Wütendes Gebell und das laute Schnarchen der Hunde tönt zu mir ins Zelt, wo ich sitze und mir Kokain in die schmerzenden Augen

träufle. Verwünscht, daß ich gerade heute blind sein muß und nicht umhergehen und mich am Appetit der Hunde freuen kann! Aber Iversen hat keine Ruhe; er spaziert zwischen den Hunden hin und her, schiebt einem, der schläft, ein großes Stück Fleisch hin oder tritt als Friedensvermittler unter andern auf, die noch nicht müde sind zu fressen. Und alle Augenblick kommt er ans Zelt, um mir von dem riesigen Appetit der Hunde zu erzählen.

Auch bei uns wird ein großer Schmaus gehalten, und das Beefsteak, das Iversen nach allen Regeln der Kunst zubereitet hat, schmeckt gut, obwohl ich nur mit verbundenen Augen essen kann und das warme, buttertriefende Stück Fleisch in die Finger nehmen muß, denn Gabeln besitzen wir nicht, und blindlings mit einem scharfen spitzen Jagdmesser zu essen, ist zu gefährlich.

15. Mai. Zum Glück vergehen meine Augenschmerzen nach einigen Stunden Schlafs. Der erste Gebrauch, den ich von meiner wiedergewonnenen Sehkraft mache, ist, mit Iversen umherzugehen und mich an den Hunden zu freuen, die noch in dem frischen Moschusochsenfleisch schwelgen.

Ja, freßt in Frieden, ihr Hunde, ihr habt es wahrlich verdient! Aber nach ein paar Stunden müssen wir doch Halt sagen, denn ihre Magen sind steinhart und unheimlich aufgeschwollen, und dabei fahren sie fort zu fressen. Das nimmt kein gutes Ende! Wir können nicht ewig hier bleiben und müssen bald daran denken weiterzukommen; doch bevor die Hunde arbeiten können, müssen sie Ruhe haben, um die unglaubliche Menge Fleisch zu verdauen, die sie verschlungen hatten. Widerstrebend lassen sie sich vom Fleisch wegschleppen, sie finden sich jedoch bald in ihr Geschick und schlafen ein. Während die Hunde daliegen und in der Hitze nach Luft schnappen, gehen wir ein wenig umher und schauen uns die Herrlichkeiten des Landes an. Wir werden nicht müde, die vielen Weiden, das hohe Gras und den dicken Moosteppich zu bewundern, denn immer wird das Auge von etwas Neuem, Erfreulichem angezogen.

Überall, wo Schnee liegt, sehen wir Spuren von Moschusochsen, Hasen und Schneehühnern, am meisten aber von Füchsen und Wölfen. Sie haben die Übermacht; in allen Richtungen erblicken wir frische Spuren

dieser Tiere, und alle treffen sich bei den jetzt bald abgenagten Moschusochsenkörpern, die wie die mächtige Nabe eines Riesenrades daliegen, dessen Speichen die vielen geradlinigen Tierspuren sind.

Die Botschaft ist weit ins Land gedrungen, und auf jeder Hügelspitze brennt ein für uns unsichtbares Feuer, das die Tiere von nah und fern zusammenruft, um an dem Festmahl teilzunehmen, sobald wir den Lagerplatz verlassen. Ja, sie warten nicht einmal so lange, denn ein mächtiger Wolf war mitten im Lager und hat Seite an Seite mit unsern Hunden von dem Fleisch mitgefressen. Wir haben ihn nicht gesehen, aber große Wolfsspuren verraten, daß die Hunde Gäste gehabt hatten, während wir schliefen. Es ist zu keinem Kampf gekommen, da sie einander offenbar nicht fürchteten, aber sie sind ja auch Verwandte — eine Art von Vettern oder Halbvettern.

Um 5 Uhr nachmittags überlassen wir den Lagerplatz und den Rest des Fleisches den ursprünglichen Bewohnern des Landes und beginnen aufs neue, zum Fluß hinunterzufahren, immer auf Land und dicht an der 30 Meter hohen Eismauer, an der hinunterzugelangen wir vor einigen Tagen aufgegeben hatten. Noch ein kurzes Stück müssen wir der Gletscherwand folgen, an deren Fuß große Massen herabgestürzten Eises liegen. Dann erreichen wir einen kleinen Fluß oder Wasserlauf und fahren zwischen kleinen Inseln, deren steile Ufer ein sprechender Beweis für die Menge Schmelzwassers sind, das im Laufe des kurzen Sommers hier hindurchströmt.

Die Inseln sind flach und beinahe vollständig von Heidekraut bedeckt, das schon zu grünen angefangen hat. Es lädt zum Ausruhen ein, und da es Sonntag ist und zugleich unser erster Schlittentag, nachdem wir vom Inlandeis heruntergekommen sind, ist hier ein guter Grund zu feiern, ganz abgesehen davon, daß wir heute eigentlich gar nicht hätten gehen dürfen, denn die Siesta der Hunde ist zu kurz gewesen, um die Folgen einer vierundzwanzigstündigen Schwelgerei auszulöschen, und wenn sie auch laufen können, tut Ruhe ihnen doch gut. Sie dürfen also ruhen, sogar eine ganze Stunde, während wir uns an einer Tasse Tee laben, die wir, im fußhohen Heidekraut liegend, genießen, wobei wir uns einbilden, daß die Strahlen der Mitternachtssonne uns wärmen.

16. Mai. Dann geht es wieder weiter zwischen den flachen, abgerundeten, fruchtbaren Inseln, die mit fast einem halben Meter hohem Heidekraut und Pflanzenresten bedeckt sind. Wir winden uns immer weiter den gekrümmten Flußlauf entlang oder schneiden über Land ab, wenn sich eine Gelegenheit dazu bietet, bis wir endlich die große, ausgedehnte Eisscholle erreichen, die den großen See bedeckt. Dieser ist dicht am Inlandeis, fast 5 Kilometer breit. Das umliegende Land ist flach und abgerundet, je mehr wir uns aber vom Inlandeis entfernen, desto schmaler wird der See und das Land immer höher und steiler.

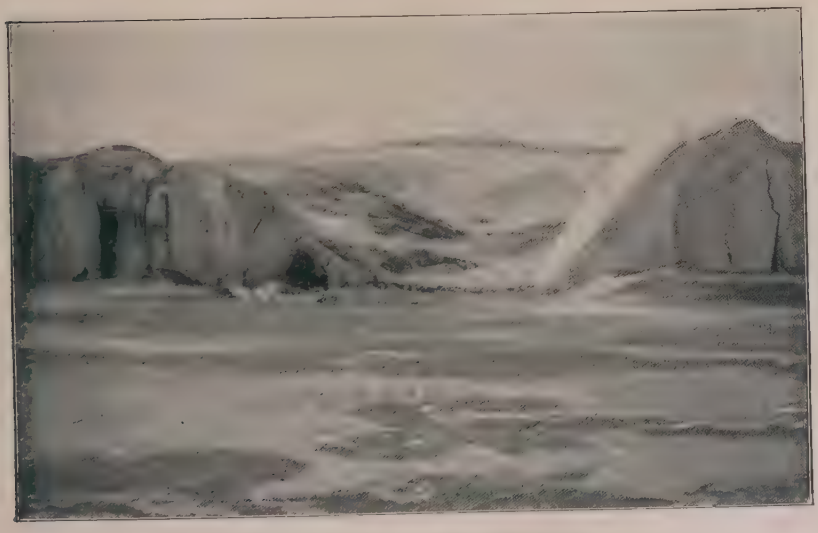
Wir schlagen das Zelt nach einem dreizehnstündigen Arbeitstag auf, aber trotz der 25 Kilometer, die wir zurückgelegt haben, erreichen wir doch nicht die äußerste Spitze, die wir vom Inlandeis aus sehen konnten. Um 6 Uhr abends sind wir wieder unterwegs, und nach mehrstündiger Fahrt passieren wir das äußerste Land, das wir bisher gesehen. Der See hat hier eine mehr nördliche Richtung und dehnt sich etwas aus, zugleich aber wird die Bahn schwierig, da eine Menge feinen Sandes auf dem Schnee liegt.

Zum letztenmal sehen wir jetzt das Inlandeis am südlichen Horizont, aber es ist kein Anblick, der uns zum Verweilen lockt. Inlandeis, du hast uns nur Enttäuschungen gebracht, wir verlassen dich ohne Schmerz und ohne Sehnsucht danach, unsern Fuß je wieder auf deine tückische Oberfläche zu setzen!

Die Peitschen knallen, die Hunde setzen sich wieder in Bewegung, dann biegen wir um die Spitze, das Land zieht sich zusammen, das Inlandeis verschwindet, und vor uns, an den Seiten und hinter uns sehen wir nur das schöne Land, wo es bei jedem Schritt etwas Neues zu bewundern gibt.

Wir fahren dicht unter Land. Plötzlich entdecken wir eine Herde Moschusochsen oben auf dem Abhang, ungefähr in Schußweite. Wir halten an und setzen uns auf unsere Schlitten, um in aller Ruhe die prächtigen Tiere zu betrachten, die unsere Nähe vollständig ignorieren. Sie scheinen zu spielen, aber das Spiel sieht für Uneingeweihte recht gefährlich aus, denn sie stoßen einander, daß es hier unten zu hören ist, und der Schwächste rutscht ein langes Stück des Berghanges hinab. Sie weiden kurze Zeit und scheinen dann wieder

Aufstieg zum ebenen Inlandeis.



Gletscherende.

Besseres Eis vor uns.

Lager auf dem Inlandeis.

übereinzukommen, ihre Kräfte nochmals zu versuchen; sie nehmen einen Anlauf, und der Zusammenstoß ist so heftig, daß die Vorderkörper sich hoch von der Erde erheben, bis einer oder beide das Gleichgewicht verlieren und niederstürzen.

Wir haben die Schlitten voll Fleisch, wir können nicht mehr Fleisch fahren, und doch ist die Versuchung zur Jagd so groß, daß das Leben der Moschusochsen einen Augenblick gefährdet ist. Es kribbelt förmlich in uns, es mit den fünf ausgewachsenen Tieren und dem winzig kleinen Kalbe aufzunehmen, und wir suchen eine Entschuldigung zu finden, um auf die nichtsahnenden Tiere zu schießen.

Der Mensch bleibt immer ein Raubtier, und hier oben, wo der Kampf ums Dasein so hart ist, wird die Raubtiernatur wohl eher geweckt als an Orten, wo eine barmherzige Vorsehung reichlich für Tiere auf dem Land, für Vögel in der Luft und für Fische im Wasser gesorgt hat. Dort ist es keine Entschuldigung, nur zur Befriedigung dieses Triebes ein großes Tier zu schießen, hier aber — in einigen Tagen wird es mit der Jagd vielleicht schwer halten, und wir werden bereuen, nicht beizeiten geschossen zu haben. Dieser Gedanke ist es, der uns treibt, das Leben der Moschusochsen und unsere Jagdlust gegeneinander abzuwägen.

Was sollen wir mit mehr Fleisch, kann es sich lohnen, fünfzig Pfund Fleisch mit uns zu schleppen? Wir glauben nicht, daß es der Mühe wert ist; das Leben der Tiere wiegt schwer in der Wagschale, doch nur einen Augenblick, dann schnellt sie hoch in die Höhe — wir denken uns die Möglichkeit, anzuhalten, nur einen, nicht mehr, zu schießen, und die Hunde noch einmal aufzufüttern. Jetzt sieht es für die Moschusochsen wirklich gefährlich aus; aber die Uhr soll zu Rate gezogen werden, wir wollen nicht übereilt handeln, und mehr als einen halben Tag wollen wir nicht opfern. Es zeigt sich, daß wir nur vier Stunden gefahren sind, nicht einmal einen kleinen halben Tag — wohlan, Moschusochsen, wir schenken euch das Leben, aber die Chance, Menschen so nahezukommen, ohne ihrer Raubgier und ihrem Blutdurst euern Tribut zu zahlen, kehrt für euch so leicht nicht wieder!

Wir sind ganz gerührt über unsern Edelmut, hoffen aber, daß die Tugend dadurch reichlich belohnt werde, daß wir Jagdgelegenheit

finden, wenn wir deren mehr bedürfen als jetzt, und wir begnügen uns damit, die Moschusochsen mit einem gellenden Abschiedsruf zu erschrecken.

Das Echo rollt von Berg zu Berg, und die Tiere halten mitten in ihrem Spiele inne; erstaunt heben sie die Köpfe und blicken auf die merkwürdigen Wesen hin, die sich in ihr Gebiet gedrängt haben. Aber erst als wir den Ruf wiederholen, halten sie es für das Sicherste, sich zu entfernen. Das Kälbchen läuft eilig zwischen zwei alte Kühe, und langsam und bedächtig traben sie den Berg hinan, bis sie hinter dem obersten Rand verschwinden.

17. Mai. Beim Anblick der Moschusochsen haben wir einen Augenblick unsere Furcht vergessen, auf diesem Wege nicht weiter zu können; jetzt meldet sie sich aber aufs neue, und wir müssen weiter, um schleunigst Gewißheit darüber zu erlangen. Das Land vor uns zieht sich zusammen; nirgends ist die geringste Andeutung davon, daß der See sich fortsetzt, und der unheimliche Gedanke: sollten wir etwa in eine Falle gegangen sei, ist nicht länger von der Hand zu weisen. Es läuft uns kalt über den Rücken; denn ist der See von hohem Land eingeschlossen, so ist unser Programm für die nächste Zukunft: wieder umkehren, auf das Inlandeis hinauf, über das Inlandeis und neuer Abstieg an einer zweifelhaften Stelle. Es wird Zeit und Mühe und Hunde kosten, aber es sieht wirklich aus, als sollte dies das Ende werden, denn jetzt können wir nicht mehr viel weiter kommen, und soviel ist sicher: vor uns ist nirgends eine Öffnung.

Nach einigen Stunden Schlafs müssen wir auf einen hohen Berg, der im Westen von dem liegt, wo wir am Vormittag, sehr müde nach einer anstrengenden Nacht, das Zelt aufgeschlagen haben.

Wir nehmen die Hunde und einen leeren Schlitten mit, damit sie keinen Angriff auf den Fleischvorrat unternehmen können, während wir fort sind, und eine halbe Stunde lang fahren wir quer über den See.

Es ist steil hinaufzukommen, wir gleiten auf dem Schnee oft aus und treten häufig auf lose Steine, die andere mit sich reißen. Wir gehen im Zickzack, benutzen jeden Absatz, klammern uns an Heidekraut und Grasbüschel; es ist schwer, aber wir kommen hinauf

bis auf den Gipfel, der von dem Inlandeis früherer Zeiten vollständig abgerundet ist.

Hier oben hört die Vegetation auf. Weiden, Heidekraut und Gras gibt es in großer Menge bis in etwa 300 Meter Höhe, darüber hinaus nur einige Moosarten, und selbst diese genügsamen Pflanzen können auf dem Gipfel nicht gedeihen. Doch alles das sehen wir nicht, bis wir wieder absteigen; wir sind von der Geographie des Landes zu sehr in Anspruch genommen, um unserer nächsten Umgebung einen Gedanken zu schenken, und erst, als wir den Danmark-Fjord mit einem guten Weg über Land dorthin unter uns liegen sehen, können wir frei aufatmen und uns über unser Glück und über das prachtvolle Panorama freuen, in deren Mittelpunkt wir stehen.

Es gehört die Feder eines Dichters dazu, zu beschreiben, was wir sehen, denn die eines Seemanns ist nicht gewandt genug dazu. Dieser kann sagen, daß es schön ist, daß es sehr schön ist, vielleicht auch, daß es verteufelt schön ist. Und das sagt alles, wenn man es selbst gesehen hat; es ist jedoch nicht hinreichend, um andern ein Bild von dem warmen, goldenen Licht zu geben, das die Sonne über das Inlandeis ergießt, und von dem kalten Blau, in das die fernen Berge sich hüllen, oder einen Eindruck des Gewirrs von abgerundeten Bergkuppen zu übermitteln, die sich wie mächtige Kuppeln übereinander erheben und in merkwürdigem Gegensatz zu den steilen, fast senkrechten, stark verwitterten Abstürzen stehen, deren geborstene, vielfarbige Schichten die Augen eines Geologen erfreuen würden. Nur ein Dichter kann ein Bild von dem langen, schmalen, von hohen, steilen Bergen umgebenen See geben, von dem Danmark-Fjord, mit seinen senkrechten Klippen, vor allem aber die frische, hellgrüne Farbe beschreiben, in die die nächsten Berge gekleidet sind, eine Farbe, so zart und fein, daß sie nur wie ein schwacher, grünlicher Schimmer erscheint, ein Stück Frühling, den man um sich hört und spürt. Überall wo eine Furche in den Felsen ist, rieseln winzig kleine Wasserläufe. Gras und Heidekraut haben angefangen zu grünen, und die Weide ist im Begriff, ihre Blätter zu entfalten. Alles deutet auf Frühling hin, auf erwachendes Leben, aber es ist unmöglich, zu beschreiben, was wir sehen und fühlen; meine Feder wenigstens vermag es nicht.

Wir liegen droben auf dem Berge und blicken über den Danmark-Fjord hinaus, der durch das tragische Geschick von Mylius-Erichsen, Höeg-Hagen und Brönlund eine so traurige Berühmtheit erlangt hat. Wir sehen die hohen Själland-Berge und das steile Kap Holbäk, das jetzt in Sonnenlicht gebadet ist; aber die Gedanken wandern zurück zu jenem Herbst, da die drei Männer hier, schlecht gekleidet, noch schlechter verproviantiert und mit erschöpften Hunden ihre Schlittenreise machten und doch sicher hofften, ihr Schiff bei Kap Bismarck zu erreichen. Mit welchen Gefühlen mögen sie in dieser Gegend geweilt haben, die damals in der kalten Herbstbeleuchtung dunkel, rauh und nicht, wie jetzt, lächelnd und freundlich erschien? Waren sie vorbereitet auf das Schicksal, dem sie entgegengingen, oder waren sie in dem bei Polarreisenden gewöhnlichen Optimismus froh und glücklich bei dem Gedanken, daß es nun endlich heimwärts ging und daß sie bald aus dem Bereich der Finsternis und Kälte sein würden?

Es ist uns ein Rätsel, wie sie auf das Inlandeis hinaufgekommen sind und wo, denn im Herbst, wenn die großen Schneefelder zum Teil geschmolzen sind, muß es unmöglich sein, da hinaufzukommen, wo wir herunterkamen. Brönlund schreibt in seinem Tagebuch von dem niedrigen Gletscher am Ende des Fyn-Sees, von dem toten, unbeweglichen Gletscher, von dem kein Eis auf das Land herabfällt. Wo ist er? Wir können keinen sehen; es muß eine optische Täuschung gewesen sein, es ist unmöglich, das Inlandeis vom Ende des Danmark-Fjords aus zu sehen.

Die Unglücklichen! Was mögen sie wohl empfunden haben, als sie nach einer mühseligen Schlittenfahrt von vielen Kilometern, die sie von ihrem Wege abgebracht hatte, endlich dorthin gelangten, wo sie einen schnellen und guten Aufstieg erwartet hatten, und wo sie eine mindestens 30 Meter hohe, steile Gletscherwand fanden?

Das Leben war der Einsatz, und darum wird das Unmögliche oft möglich. Hinauf mußten sie, und sie müssen hinaufgekommen sein, so unwahrscheinlich es auch scheinen mag; doch wo und wie wird niemals aufzuklären sein.

Noch eine Weile überlassen wir uns nutzlosen Betrachtungen über das Geschick Mylius-Erichsens und seiner Kameraden. Wir haben

aber nicht lange Zeit, hier zu liegen; einen letzten Blick werfen wir auf die schöne Umgebung und schicken uns an hinunterzugehen. Bald erreichen wir unsern Schlitten — es ist so bequem, einen Berg hinunterzurutschen — und mit reißender Schnelligkeit geht es zum Zelt zurück.

18. Mai. Es ist leicht, mit einem leeren Schlitten rasch zu fahren, aber ganz etwas anderes ist es, wenn sie beladen sind und es in ein 50—75 Meter hohes Flachland hinaufgehen soll. Man kommt sehr langsam weiter, und der Kutscher muß die Schultern dagegen stemmen, wenn der Schlitten nicht ganz stehen bleiben soll. Die Hunde arbeiten gut, aber wir müssen uns abmühen wie nie zuvor, bis wir die Höhe des Landes erreicht haben. Dort treffen wir auf eine ganze Reihe kleiner Seen, verschiedene an Schuttwällen von etwa 10 Meter Höhe. Den Hang hinunter und über die spiegelblanke Eisfläche geht es leicht wie im Tanz, aber wenn es aufwärts gilt, während der Schlitten fast auf dem Hinterteil steht und in die Höhe gehoben werden muß, müssen wir tüchtig mit anfassen, und es übersteigt beinahe unsere Kräfte. Mit Fleiß und Ausdauer bringen wir jedoch die Schlitten über die Seen. Wir haben sie über das letzte Stück ebenen Landes gefahren und stehen jetzt am Rande des letzten Abhanges, der steiler und höher ist als irgendein früherer. Aber an seinem Fuß liegt der Danmark-Fjord. Wir sind nicht so kühn, die Schlitten hinunterfahren zu lassen, aber es geht wohl, wir wollen es wenigstens versuchen. Vorsicht jetzt, Hunde! Diesmal sollt ihr mich aber nicht schleifen! Ich mache Siebenmeilenschritte neben dem Schlitten, dann reißt der Strick, mit dem ich ihn zurückhalte, und im Laufe weniger Sekunden steht der Schlitten unten auf dem ebenen Eise des Danmark-Fjords.

Achtes Kapitel.

Der Bericht der Verunglückten.

18. Mai. Wir folgen seewärts der westlichen Küste des Danmark-Fjords und fahren dicht unter Land, denn jetzt sind wir endlich an die Stelle gelangt, wo die Nachforschungen im Ernst beginnen sollen.

Es ist indessen ein anderes Ding, hier Schlitten zu fahren als droben auf dem ewigen Eise. Hier ist das Eis fest, die Schneeschicht könnte schlechter sein, und es ist Land zu sehen, hohes prächtiges Land. Ja, hier läßt sichs gut sein, aber doch nicht so gut, wie wir es uns gedacht hatten, als wir dort oben unserer Phantasie freien Spielraum ließen. Dort stellten wir uns den Danmark-Fjord ungefähr als ein irdisches Paradies vor, wo es Schlittenleben, eitel Wonne und Freude gab, und nicht die Mühsal, die sich jetzt zeigt.

Denn die Hunde sind müde und haben nicht mehr viel Kräfte. Nichts interessiert sie; träge und schläfrig ziehen sie im Geschirr und bei dem kleinsten Hindernis halten sie an. Beständig müssen wir ihnen helfen und hören wir ein paar Sekunden auf, den Schlitten zu ziehen oder zu schieben, so merken die Hunde es sofort und hören ebenfalls auf zu ziehen, wenden sich um und schauen uns an, als wollten sie sagen: „Warum sollen wir arbeiten, wenn ihr nichts tut?"

Sie mögen wohl recht haben, aber wir müssen die Küste im Auge behalten; nichts darf uns entgehen, jeder verdächtige Stein muß untersucht werden, nicht so sehr weil wir glauben, vielleicht ein von den Verunglückten errichtetes Steinmal zu finden, sondern weil dort Wild sein könnte, Moschusochsen oder Hasen, und deren bedürfen wir, denn das auf den Schlitten mitgebrachte Fleisch ist nahezu aufgebraucht,

und die Hunde müssen bald mehr zu fressen bekommen, als wir ihnen geben können.

19. Mai. Wir müssen versuchen, ihnen Nahrung zu verschaffen; sie sind von uns abhängig. Deshalb untersuchen wir die Küste und die Berghänge genau, aber das Land ist unfruchtbar und verspricht nicht viel. Auf herrlichem, blankem Eise passieren wir das steile Kap Holbäk. Es geht im Lauf; zum erstenmal ist unsere Fahrt, wie wir sie dort oben auf dem Inlandeis so lange ersehnt und so oft besprochen hatten. Doch es währt nicht lange, denn sobald das Land weniger steil wird, hört auch das blanke Eis auf; der Zuggurt muß wieder seine Dienste tun, und pustend und die Hunde anrufend fahren wir weiter an der Küste entlang.

20. Mai. Ein Wind erhebt sich vom Fjord her, und da er mit uns ist, takeln wir die Segel auf den Schlitten auf. Jetzt geht es reißend schnell, und wir brauchen nach nichts zu sehen, denn an dieser Bergwand, an der wir jetzt vorüber fahren und die sich senkrecht aus dem Meere erhebt und aussieht, als neige sie sich über uns, sind weder Wegzeichen noch Tiere zu finden. 16 Kilometer fahren wir an dieser Wand entlang, die sich an manchen Stellen zu einer Höhe von 400 bis 500 Metern erhebt. Sie ist von imposanter Schönheit, und verschiedenfarbige parallele Schichten unterbrechen die Einförmigkeit der Fläche.

Ganz dicht an der Bergwand ist das Eis schneefrei, so daß wir gut vorwärtskommen, ohne die Kräfte der Hunde zu sehr in Anspruch zu nehmen Dennoch aber ergibt die Arbeit der Nacht nicht so viel wie sie sollte, denn gegen Morgen treibt der Nebel vom Fjord herüber, losgerissene Bänke zuerst, die sich über die Berggipfel legen und dann weiter und weiter herunterkommen. Die Berggipfel waren lange verhüllt gewesen, und jetzt fällt plötzlich der Nebel ein; wir können nicht zehn Schritt vor uns sehen, es ist rauh und eklig, und schließlich schlagen wir das Zelt auf. Es hat ja keinen Zweck hier im Danmark-Fjord blindlings weiterzufahren, und jetzt sehen wir gar nichts.

Glücklicherweise hat der Nebel sich gegen Abend etwas gelichtet, und wir fahren weiter. Wir kommen an der steilen Felswand vorüber und erreichen das Hjertefjeld-Tal.

Das ist ein Kontrast zwischen der steilen Höhe vorher und

dieser niedrigen Fläche, auf der wir nicht unterscheiden können, ob wir auf Land oder Eis fahren; langsam steigt die Ebene an, bis sie einige Kilometer von der Küste von hohen Bergen begrenzt wird.

Die Bahn ist, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, „höllisch" schlecht geworden. Der Schnee liegt 30 Zentimeter hoch, ist locker und feucht, und die Schlitten stecken darin wie festgeleimt. Dann fahren wir ganz auf Land. Dort ist es besser, aber wir müssen viele Umwege machen, um schneefreie Stellen zu vermeiden, und wären wir nicht so außer Atem gewesen, so hätten wir, glaube ich, einen Lobgesang angestimmt, als die Berge sich wieder der Küste näherten und die Bahn infolgedessen besser wurde.

21. Mai. Das Fleisch ist uns vollständig ausgegangen, und wenn wir auch noch reichlich von dem mitgebrachten Proviant haben, müssen wir doch entweder Wild schaffen oder einen Hund töten, denn „Rattenschwanz" ist völlig aufgerieben und wird sterben, wenn er kein Fleisch bekommt. Wir gelangen zur Själland-Ebene und schlagen das Zelt zeitig auf, um nach Moschusochsen auszuschauen; hier hatte ja Mylius-Erichsen eine glänzende Jagd, vielleicht haben auch wir dort Glück. Die Ebene sieht aber nicht danach aus, sie ist ganz weiß; überall liegt Schnee, und wüßte man nicht, daß einst Tiere an dieser Stelle gewesen sind, würde man es nicht für möglich halten, hier Wild zu finden. Doch Moschusochsen sind hier gewesen, und vielleicht finden wir ein paar; nur einen, das würde genügen, unsere Ansprüche sind nicht so groß.

Stunde um Stunde vergeht, und beständig stapfen wir durch den tiefen, weichen Schnee, der im Schutz einiger großer Kieshügel zusammengeweht ist. Arbeit genug macht es uns, aber wir sehen keine Spur von Moschusochsen und müssen, abgearbeitet und erschöpft, unverrichteter Sache wieder umkehren.

Arme Hunde; für sie ist es am schlimmsten! Hundefleisch steht nicht hoch im Kurs, nichtsdestoweniger aber heulen sie vor Entzücken, als sie uns im Begriff sehen, ihren alten Kameraden Rattenschwanz abzuhäuten und zu zerteilen. Er war vollkommen entkräftet und er kam notgedrungen als Schlittenpassagier zur Själland-Ebene, so daß es beinahe eine Tat der Barmherzigkeit war, seine Leiden durch den Tod

Poulsen und Olsen vor dem Haus im Danmark-Hafen.

Frühstück auf dem Eis.

enden zu lassen. Allein, ein Hund ist ein Hund, reichlich Moschusochsenfleisch könnte ihn in kurzer Zeit wieder auf die Beine bringen, und es ist ärgerlich, selbst einen unbrauchbaren Hund wegen Mangels an Futter zu töten. Vor acht Tagen hatten wir eine Schar Moschusochsen vorüberziehen lassen, weil wir keine Verwendung dafür hatten. Damals hofften wir, daß die Tugend belohnt werden und wir Jagdgelegenheit finden würden, wenn wir deren bedurften. Diese Hoffnung aber trog; wir haben seitdem kein Tier gesehen, und es hilft uns jetzt nichts, allem Lebenden, dem wir künftig auf unserm Weg zu begegnen hoffen, Tod und Untergang zu schwören. Also Rattenschwanz ist getötet und gut verteilt. Jeder Hund erhält seine Ration, und jetzt sind sie hungrig genug, den Kameraden zu verspeisen, wenn sie es auch nur aus Hunger tun und nicht aus Lust.

Ärgerlich über den verlorenen Tag, fahren wir nach kurzer Rast weiter. Der Schnee ist weich, die Hunde sind unwillig, die Stimmung ist trübe. Nichts scheint sich so zu geben, wie wir erwartet hatten, und viele besorgte Gedanken rumoren in unserm Gehirn, während wir neben den Schlitten hergehen, wie Pferde arbeiten und den Hunden helfen, soviel wir können.

22. Mai. Wir fahren an der Küste und spähen eifrig nach Wild auf dem Berghang. Plötzlich halte ich meine Hunde an und beschatte die Augen gegen die scharfe Sonne, denn da vor uns, auf der Schulter, die der Berg zum Strande vorschiebt, steht etwas Merkwürdiges. Scharf und deutlich erhebt es sich über dem Bergrücken und zeichnet sich in dunkler Silhouette gegen den blauen Himmel ab.

Sollte es ein Moschusochse sein, oder —? Ja, Gott weiß, was es ist! Ein Tier ist es wahrscheinlich nicht, dazu ist es zu ruhig. Ist es nur ein zufälliger Stein, oder sollte es ein von den Verunglückten errichtetes Wahrzeichen sein? Doch es liegt auf unserm Kurs; noch ist es weit entfernt, wir kommen ihm aber näher und können es dann in nächster Nähe untersuchen. Die Peitschen knallen, die Hunde beginnen sich zu rühren.

„Vorwärts, wollt ihr weiter, wollt ihr laufen, ihr Biester, worauf wartet ihr denn?"

Und langsam kommen die Schlitten in Gang, schwer und

unbeholfen gleiten sie hin in dem tiefen Schnee, während Menschenrufe und Hundegeheul von den Bergen widerhallen. Alle fünf Minuten halten wir an und untersuchen den Stein oder was es sonst ist, durch das Fernglas, und die Luft ist erfüllt von Mutmaßungen.

Endlich erreichen wir die Stelle, und als ich von neuem das Fernglas auf den hohen, spitzen Stein richte, sehe ich, daß es ein Steinmal ist. Ein solches hier zu finden, hatten wir nicht erwartet. In ein paar Sätzen sind wir oben auf dem Land, sehr gespannt darauf, was wir jetzt finden werden. Ringsum liegen kleine Stücke Treibholz und am Fuße des Steinmals ein sehr großes Stück, ein ganzer Stamm, 2 oder $2^1/_2$ Meter lang, so daß ich annehme, das Steinmal ist errichtet, um die Stelle zu bezeichnen, wo das Brennholz gesammelt wurde, bevor der Schnee den Strand bedeckte.

Es ist die erste Spur, die wir von Mylius-Erichsen und seinen Kameraden entdeckt haben, und die erste Andeutung davon, daß schon vor uns Menschen an diesem großen Fjord, in diesem schönen, aber so unendlich öden Lande gewesen sind. Eigentlich haben wir nicht die geringste Hoffnung, in dem Steinmal etwas zu finden; allein es kann leicht wieder aufgebaut werden, so daß wir ebensogut nachsehen können, ob es etwas enthält.

Es sind nur ein paar Steine fortzurücken, um in das Innere hineinschauen zu können; zu unserm Erstaunen sehen wir eine Schrotpatrone auf einem flachen Stein fast auf dem Boden unten liegen. Ob sie wohl eine Auskunft enthält? Sollten wir hier einen Bericht von den Verunglückten finden, oder ist es nur eine Mitteilung von einem von ihnen, der das Brennholz für seine Kameraden gesammelt hat?

Die Steine werden nach rechts und links geworfen, und im Laufe weniger Sekunden haben wir die gut zugestopfte Patrone. Vorsichtig wird das spitze Messer in den Pfropfen gedrückt, aber er sitzt fest, es geht nicht auf diese Art; Iversen läuft hinunter, einen Dosenöffner zu holen. Damit geht es besser. Behutsam schneiden wir die Patrone entzwei, noch sind wir nicht sicher, ob sie überhaupt etwas enthält, oder

ob es nur eine gewöhnliche geladene Patrone ist. Lange aber bleiben wir nicht in Ungewißheit, denn die Patrone enthält ein fest zusammengerolltes Stück Papier, das vorsichtig aus der Patrone gezupft und auf einem Stein geglättet wird.

Die Schrift ist ganz deutlich; es ist ein Bericht von Mylius-Erichsen und enthält folgendes:

„Danmarkfjord, 81° 25′ n. Breite, den 12. September 1907.

„Hagen, Brönlund und der Unterzeichnete verlassen heute — alle gesund — mit einem Schlitten und 7 Hunden diese Stelle, ‚Wolfshügel' genannt, um auf der neuen, von heute an endlich sichern Eisschicht die Heimreise zum Schiff anzutreten. Seitdem wir am 8. August das etwa 11 dänische Meilen (83 Kilometer) von hier gelegene Sommerlager verließen, haben wir während der 16 Tage, die wir, durch Schmelzwasser aufgehalten, ½ Meile vom Lande entfernt auf dem Meereis lagen, 7 Hunde schlachten müssen, um uns selbst und die überlebenden Hunde zu ernähren. Endlich, am 25. August, erreichten wir Land und schossen 4 Hasen. Haben den Zeltplatz seitdem in kleinen Tagereisen im ganzen etwa 8 Meilen weit in den Danmark-Fjord hinein verlegt, durch mildes Wetter, unpassierbares Meereis, und zuletzt durch offenes Wasser von Küste zu Küste beständig im Vordringen zu besseren Jagdgebieten gehindert. Wanderten, von den Hunden begleitet, zu Fuß über die Berge noch 8 Meilen weiter in den Fjord bis zur Själland-Ebene, schossen im ganzen 15 junge Schneehühner, 15 Hasen, 1 Auerhahn und 8 Moschusochsen (2 Bullen, 3 Kühe und 2 Kälber), kampierten eine Woche lang unter freiem Himmel, kochten mit Treibholz, wovon wir längs der Küste reichlich fanden, fütterten die Hunde auf und brachten Fleisch und Fett an diesen Platz hier, die südlichste Stelle im Fjord, die wir mit Schlitten erreichen konnten. Das Eis weiter innen noch unsicher, hätten sonst die Heimreise via Inlandeis vom Ende des Danmark-Fjords bis zum Fjord in 79° nördl. Breite für möglich gehalten. Glauben in der letztvergangenen Woche bis zu 15 Grad Kälte gehabt zu haben. Führen auf dem Schlitten Treibholz zum Kochen für 8 Tage und über 300 Pfund Fleisch mit, das für uns selbst auf 16 Tage und für die

Hunde auf 8 Tage als Nahrung reicht. Folgen der Bucht etwa 36 dänische Meilen (270 Kilometer) ostwärts bis zur Außenküste, und mit Hilfe der dort im Frühjahr errichteten Depots wie der Bärenjagd hoffen wir, das Schiff in 5 bis 6 Wochen wohlbehalten erreichen zu können.

L. Mylius-Erichsen, Leiter der Danmark-Expedition."

Wir sitzen auf einem Stein und sprechen über den Inhalt der Mitteilung, und stillschweigend gebe ich Iversen recht, als er ausruft, nachdem er den letzten Satz gehört: „Die Armen, so froh, so hoffnungsvoll waren sie hier, und dann — wie müssen sie gelitten haben, ehe das Ende kam!"

Ja, fürchterlich muß es gewesen sein! Hier hatten sie endlich erlangt, wovon sie den ganzen Sommer geträumt, hinreichende Nahrung; hier hatten sie Aussicht, nach Haus zu gelangen, hatten Brennmaterial und Proviant — und dennoch sollte es ihnen schlecht ergehen.

Der Bericht gibt Stoff zum Nachdenken, denn er stößt die früheren Ansichten um, daß die drei Männer vom Ende des Danmark-Fjords bis nach Lambert-Land über das Inlandeis gegangen seien. Hiernach müssen sie nämlich der Außenküste gefolgt sein, aber wie weit? Und wo sollen wir die Tagebücher suchen? Im Norden von uns haben wir noch das Kap Kronborg, wo sie Brönlunds Tagebuch zufolge ein Depot angelegt haben müssen, und dann der Sommerplatz. Vielleicht finden wir an den beiden Stellen etwas, allein es ist doch zweifelhaft, da ihre Aussichten, nach Haus zu gelangen, groß waren und sie sicherlich alles mitgenommen haben.

Auf Höeg-Hagens Kartenskizze, in der mehrere Steinmale angemerkt sind, steht nichts von diesem; deshalb muß die Skizze wohl früher auf dem Sommerplatz gemacht worden sein, und vielleicht finden wir dort etwas. Aber in ein paar Tagen werden wir dort sein, und es hat keinen Zweck zu spekulieren.

Lady ist tot. Jetzt haben wir nur noch sieben Hunde, und es hätte keinen Sinn, mehr als einen Schlitten mitzunehmen. Wir entscheiden uns für Iversens Schlitten, weil er auf einer Bahn wie dieser leichter geht. Haben wir auch noch über 600 Pfund zu transportieren, so wird es doch mit nur einem Schlitten leichter

gehen, wenn die Hunde vorgespannt und zwei Mann zur Hilfe dabei sind.

23. Mai. Es ist ein widerwärtiges Wetter, das wir fortdauernd haben, Nebel und ab und zu Schneewetter, aber nicht wie im Winter trocknen, feinen Schnee, sondern ganz feuchten Tauschnee. Er legt sich aufs Eis und macht die Bahn so schwierig, daß es fast nicht möglich ist, den Schlitten vorwärts zu bekommen. Denn die Hunde haben ihre Kräfte eingebüßt, und wir müssen den Schlitten fast allein ziehen. Es sieht schlimm aus. Noch gehen wir nach Norden, wir haben weit nach Hause, wenn wir endlich umkehren, und der Nebel zwingt uns, das Zelt täglich früher aufzuschlagen, als berechnet war. Denn jetzt wagen wir nicht weiterzufahren, wenn das Wetter zu unsichtig ist, weil wir dann leicht an einem Steinmal vorüberkommen könnten, ohne es zu sehen.

Zum Glück klärt es sich gegen Abend etwas auf und wir können wieder weiter; aber schwer und träge geht es, selbst nachdem wir Gundersted-Tal passiert und eine Küstenstrecke erreicht haben, wo die Berge senkrecht aus dem Meere aufragen und dicht am Lande blankes Eis ist.

24. Mai. Wir sind sehr erstaunt über den großen Unterschied des Landes am Ende des Fjords und hier. Dort war es sehr üppig, Gras und Moos gab es überall und nicht sehr viel Schnee auf dem Lande; aber hier ist es furchtbar öde, nicht ein Grashalm ist zu sehen, wenn wir an Land kommen, und oft müssen wir ziemlich weit gehen, bevor wir die geringste Spur von Vegetation finden. Am innern Ende des Fjords, bis zum Hjertefjeld-Tal, sahen wir überall Spuren von Moschusochsen, hier aber erblicken wir nicht eine einzige, nicht einmal, oder wenigstens sehr selten, eine alte Spur. Selbst auf der Spitze des 410 Meter hohen Berges, den wir bestiegen, fanden wir mehr Vegetation und mehr Spuren von Moschusochsen als hier an der geschütztesten Stelle. Es wundert mich sehr, daß wir nicht ein einziges Schneehuhn erblickt haben, obwohl wir auf eine Menge Spuren trafen, auch Hasen oder deren Spuren sahen wir nicht. Dagegen gibt es eine unglaubliche Menge Füchse, und wir können kaum 100 Schritt auf Land gehen, ohne auf eine Spur zu stoßen.

Es ist sehr schwierig, zu entscheiden, wo Kap Kronborg liegt, da die Küste fast gerade ist und nur einzelne, sehr wenig vorspringende Spitzen hat. Der Nebel hat sich so weit gelichtet, daß wir die andere Seite des Fjords sehen können, und nach den Peilungen von dort zu urteilen, müßten wir jetzt ungefähr an der Stelle sein.

Die hohe steile Bergwand ist wieder von einem flachen niedrigen Strand abgelöst, und da eine gute Möglichkeit vorhanden ist, ein Zeichen oder Reste des von Brönlund erwähnten Depots zu finden, bleiben wir hier und untersuchen alles sehr genau. Wir passieren den flachen Strand zweimal, ohne irgend etwas zu sehen, und wir müssen jeden Gedanken daran aufgeben, das Depot oder was davon geblieben ist zu entdecken. Wir setzen unsern Weg daher fort, folgen der Küste in allen ihren Biegungen und spähen eifrig nach Jagd und nach Wegzeichen auf dem Lande.

25. Mai. Wir gelangen an eine Stelle, die aufs Haar der Beschreibung des Sommerplatzes gleicht, und da wir ungern etwas übersehen wollen und vielleicht gezwungen sein werden zurückzugehen, untersuchen wir sie genau, allein immer mit einem Gefühl, daß es wahrscheinlich doch nicht die richtige ist. So ist es auch. In dem klareren Wetter, mitten am Tage, sehen wir ein Steinmal vor uns. Das muß die auf der Karte bezeichnete „Brönlunds Warte" sein; daher eilen wir fort, um sie zu erreichen und das schöne Wetter dazu zu benutzen.

26. Mai. Endlich gelangen wir dahin; sie ist eigentlich gar nicht soweit entfernt, aber mit den Hunden ist es nicht besser geworden, deshalb kostet es Zeit, selbst nur wenige Kilometer zu fahren. Nachdem wir uns davon überzeugt haben, daß wir jetzt auf dem richtigen Sommerplatz sind, und daß dieses Steinmal nicht das geringste enthält, haben wir Zeit, über das unten liegende flachere Land Ausschau zu halten.

Öde und traurig sieht es aus. Es ist schwer zu begreifen, daß drei Mann und ein halbes Dutzend Hunde erst vor zwei Jahren hier gelebt haben. Noch schwerer ist es jedoch zu verstehen, wie sie imstande gewesen, sich so lange zu ernähren; denn in diesem Jahre wenigstens ist das Land völlig mit Schnee bedeckt. Kaum ein dunkler Punkt

ist auf den flachen, ebenen Höhen zu entdecken, die sich eine über der andern erheben, so weit das Auge reicht. Und es scheint fast unmöglich, daß sich hier auf dem schneebedeckten Land Moschusochsen aufhalten und Nahrung finden können. Die Küste selbst ist ganz niedrig und flach, der Schnee ist dort fortgeweht und nur in den schmalen Wasserläufen, die vor den Nordwinden geschützt sind, liegt er in großen Wehen.

Auf jeder Hügelspitze stehen Steinmale; sie müssen zum Zweck der trigonometrischen Messungen errichtet worden sein. Wo aber sollen wir einen Bericht finden, wenn so viele Stellen zu durchforschen sind?

Allein die Steinmale müssen untersucht werden, und während Iversen die Schlitten am Strand entlang fährt, gehe ich über Land auf den Sommerplatz. Dicht dabei sehe ich sofort, daß hier Menschen gewesen sind. Es liegen kleine Enden von Stricken herum, da und dort ein Knochen, übrigens erstaunlich wenige. Ich finde einige Stücke vom Beschlag des Theodoliten und einzelne Zeugfetzen, vom Zelt wie von Kleidern. Daß es zuletzt ein Hungerlager gewesen, ist deutlich zu erkennen, da die Hunde die meisten Zeugfetzen gefressen haben. Zwar braucht es bei näherem Nachdenken nicht zu bedeuten, daß die Hunde so sehr gehungert haben, denn ein Schlittenhund findet Vergnügen daran, die merkwürdigsten Dinge zu verzehren, und er frißt eben alles.

Der einzige absolut sichere Beweis dafür, daß Menschen sich längere Zeit an dieser Stelle aufgehalten haben, ist vielleicht ein hoher, vollkommen schneefreier Platz, wo noch ihre Feuerstelle steht.

Sie ist sehr primitiv. Ein Schlittenkufenbeschlag ist in eine hohe, mit Steinen gefüllte Blechdose gesteckt, und an seinem Ende hing der Kessel dicht über einem kleinen Feuerherd, der aus Steinen hergestellt war. Es liegt noch etwas Asche darin, teils Holz- teils Knochenasche, und daneben ein paar leere Hundeproviantkisten, mit Steinen gefüllt. Wozu diese jedoch benutzt wurden, ahne ich nicht. Alle Dosen werden geleert; es scheint, als wären sie absichtlich an eine hohe Stelle gestellt. Es ist aber nichts darin zu finden, weder Papiere noch Instrumente. Sonst ist weiter nichts da, und wir eilen zum nächsten Steinmal, das weit ab von der Küste, auf der Spitze eines kleinen Hügels steht.

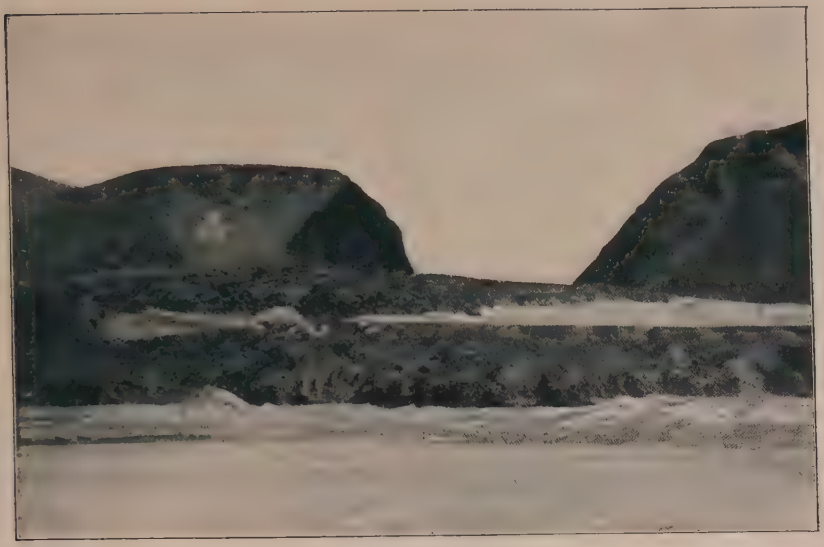
Dort finden wir Mylius-Erichsens zweiten Bericht in einer gut verkorkten Thermometerhülse.

Der Bericht lautet:

„Oberleutnant Hagen, der Grönländer Brönlund und der Unterzeichnete verließen am 28. Mai 1907 die Nordostspitze dieses Landes (etwa 82° 04 n. Br., etwa 22° w. L). Oberleutnant Kochs Schlittenabteilung hatte Grönlands Nordspitze erreicht und war auf der Rückreise zum Schiff via Kap Bismarck. Wir fuhren bis zum 1. Juni mit 23 Hunden nach Westen und erreichten Pearys Kap Glacier, entdeckten, daß der Peary-Kanal nicht existiert. Navy Cliff ist in fester Landverbindung mit Heilprin-Land. Wir tauften die Independence-Bay in Independence-Fjord um und bauten eine Warte (mit Bericht) auf einer niedrigen Landzunge nahe beim Kap Glacier. Auf dem Wege durch den Fjord entdeckten und untersuchten wir zwei Nebenfjorde, den ‚Brönlund-Fjord' im Nordwesten und ‚Hagen-Fjord' im Südosten, und bauten Warte (mit Bericht) an dem letztgenannten. Entdeckten auch alte Eskimo-Zeltringe.

„Plötzlich trat mildes Wetter ein, dazu kam tiefer Schnee, Schmelzwasser auf dem Eise und Mangel an großem Wild. Krankheit und Entkräftung unter den Hunden erschwerten und verspäteten die Abreise, so daß wir erst den 12. Juni hier am Platz anlangten. Jedes Weiterkommen auf dem Eise war unmöglich. Es lebten nur noch 15 Hunde, einer ist später gestorben. Wir haben uns seitdem ausschließlich durch Jagd ernährt (7 Moschusochsen, 1 Kalb, 15 Wildgänse, 4 Hasen und 3 Schneehühner). Landaufnahme ergänzt, die naturwissenschaftlichen Sammlungen ergänzt, namentlich Blütenpflanzen, Pflanzen- und Tierforschungen. Nannten das Land Kronprinz-Christian-Land.

„Ohne jede Nahrung für uns und die Hunde und ohne seit dem 16. Juli großes Wild erlegt zu haben, müssen wir heute — nachdem wir uns auf einer Eisscholle bis zum festen Eis hinausgeschoben haben — mit 14 Hunden, 2 Schlitten und mit all unserer Habe suchen, aus dieser gänzlich wildleeren Gegend, die wir jetzt bis zu einem Umkreis von 5 Meilen durchstreift haben, an einen möglichst wildreichen Küstenstrich zu kommen. Sind alle drei vollständig gesund. Wir



Koldewey-Insel.

Ein frischer Trunk.

Das Schutzhaus im Danmark-Hafen.

streben, einige Meilen weiter in den von hier südwestlich liegenden, im Monat Mai von uns bereisten Fjord, den ‚Danmark-Fjord', zu gelangen, wo wir damals ergiebige Jagd auf Hasen und Moschusochsen hatten. Gelingt es uns, hinreichenden Fleischvorrat zu beschaffen, so beabsichtigen wir, wenn das Eis vermutlich gegen Schluß dieses Monats brauchbar wird, die ungefähr 125 dänischen Meilen (950 Kilometer) zum Schiff zurückzufahren, wo wir vor Ende September mit oder ohne Hunde hoffen anlangen zu können.

„Die in der Nähe dieser Warte aufgebauten Steinmale sind von Hagen zum Zweck der trigonometrischen Messungen aufgeführt und enthalten keine Berichte.

„In einer oder mehreren Warten weiter im Fjorde werden wir Berichte über unser weiteres Schicksal niederlegen.

„Den 8. August 1907.

(gez.) L. Mylius-Erichsen,
Leiter der ‚Danmark-Expedition' an die Nordostküste Grönlands 1906—08."

Gab uns der erste Bericht zu denken, so tut dieser es nicht weniger — denn der Satz „der Peary-Kanal existiert nicht" stößt den Plan um, den wir in den letzten Monaten gehegt hatten, durch den Peary-Kanal westwärts zum Robeson-Kanal zu gehen. Zum Teil würde es uns dadurch gelungen sein, noch unentdecktes Land zu erreichen, vor allem aber würden wir Aussicht gehabt haben, früher zu Menschen zu gelangen, und wahrscheinlich auch leichter, als wenn wir an der Ostküste Grönlands zurückgingen.

Jetzt müssen wir aus der Not eine Tugend machen und dem Wortlaut unserer Instruktion folgen; denn im Norden um Peary-Land herumzugehen, ist viel zu weit, als daß wir den Versuch wagen dürften, um so mehr, als die Fahrt über das Inlandeis längere Zeit beansprucht und mehr Proviant und Hunde erfordert hat, als berechnet war.

Man fühlt sich so unsicher, wenn man plötzlich auf einen Schlagbaum trifft, durch den ältere Pläne gehindert werden. Der Verstand

gebietet, die Verhältnisse zu nehmen wie sie sind, die Macht der Gewohnheit aber ist so groß, daß man dennoch fortfährt, sich damit zu beschäftigen, was möglicherweise getan werden könnte, um das unvorhergesehene Hindernis für die Durchführung des Planes zu entfernen.

So ist es jetzt. Die Gedanken bewegen sich im Kreise, mit der Tatsache als Zentrum, daß Peary auf Navy Cliff gestanden und die Straße für offen erklärt hat! Wie war das möglich? Das einzige, was wir uns denken können, ist, daß er hoch gestanden und das Flachland, das Navy Cliff mit Heilprin-Land verbindet, dadurch so sehr von oben gesehen hat, daß es für ihn wie die Oberfläche eines eisbedeckten Sundes erschien, und die Inseln, die er quer über der Straße angegeben hat, sind die schneefreien Gipfel einiger kleiner Höhen.

Darauf deutet auch Brönlunds Tagebuch hin, und Mylius-Erichsens Bericht spricht es ganz bestimmt aus. Aber Höeg-Hagen hat es auf der Karte nicht vermerkt, die sonst so genau ist; das ist es, was unsern Zweifel erweckt.

Iversen und ich liegen neben dem Steinmal und sprechen über die Sache. Das Wetter ist schön und warm, die Sonne scheint auf die düstere Gebirgsumgebung, und an jedem andern Tage würden wir uns an der Pracht der Natur erfreuen. Heute aber haben wir an anderes zu denken, denn wir reden hin und her über das eine: sollen wir in den Independence-Fjord gehen und ihn untersuchen, oder sollen wir es lassen?

Beim Lesen von Brönlunds Tagebuch glauben wir das Problem gelöst zu haben. Denn jetzt, wo wir die genaue Route und tatsächliche Aufzeichnungen von Mylius-Erichsen haben, wird vieles, das im Tagebuch bisher dunkel war, völlig klar, und wir glauben beide daraus zu ersehen, daß Brönlund um die Bucht rund herum gefahren ist, während Mylius-Erichsen und Höeg-Hagen am Kap Glacier zurückblieben. Ist das Land flach, so hätten sie es von dort nicht sehen können, und Höeg-Hagen wollte — sehr richtig — nichts auf die Karte setzen, was er nicht selbst gesehen.

Diese Erklärung befriedigt uns, allerdings nur beinahe; aber wenn

auch, noch sind wir uns nicht ganz klar darüber, was wir tun werden. Vorerst wollen wir den Sommerplatz nochmals untersuchen, und dann fahren wir zum Kap Rigsdagen, um zu sehen, wie die Bahn westwärts ist.

Unsere zweite Untersuchung fördert nichts zutage, und wir schicken uns an, die Stelle zu verlassen, die der Schauplatz der unermüdlichen Arbeit dieser drei Männer gewesen ist, wo sie sich bemühten, die Kenntnis der Menschheit von Nordostgrönland zu erweitern, und wo sie ihren Kampf mit dem Hunger fortsetzten.

27. Mai. Wir verlassen das Sommerlager wieder. An der flachen, schneebedeckten Küste entlang fahren wir den Schlitten, und morgens um 3 Uhr schlagen wir ein wenig hinter Kap Rigsdagen das Zelt auf. Der Schnee ist weich, sehr weich; bei jedem Schritt sinken wir bis an die Knie ein, und wie die Verhältnisse liegen — bei solcher Bahn, mit unsern ermatteten Hunden, der späten Jahreszeit und bei dem weiten Weg nach Haus —, entschließen wir uns endlich, unsern Traum eines weiteren Vordringens aufzugeben.

Um ein einigermaßen treues Bild der Polarfahrt zu geben, habe ich die Reise bis hierher in Tagebuchform beschrieben. Von jetzt an aber muß ich diese Darstellungsart aufgeben, da ich nur noch von einzelnen Tagen Tagebuchaufzeichnungen besitze. Mein Tagebuch für die kommenden Monate, das mit all unserer Habe auf einer kleinen Felsinsel im Schären-Fjord zurückgelassen wurde, haben nämlich die Bären gefressen, und wir fanden nur noch die letzten Blätter. Dem Folgenden liegt Iversens Tagebuch zugrunde, das die Bären zum Glück verschont haben, und es ist auf Baß Rock geschrieben, kurz nach dem Eintreffen dort, als die Reise noch in frischer Erinnerung war.

Neuntes Kapitel.

Heimwärts.

Der Zweifel ist zu Ende. Die Würfel sind gefallen, die Reise nach Westen in den Independence-Fjord ist aufgegeben! Gern, sehr gern wäre ich hineingegangen; heute nacht habe ich so unparteiisch wie möglich alles Für und Wider erwogen, habe versucht, mir vorzustellen, was polarkundige Männer von dem Versuch halten würden; das Resultat war eine Niederlage meiner Hoffnungen. Nein, ich will es nicht wagen, es wäre allzu leichtsinnig; wie die Dinge liegen, müssen wir der Instruktion folgen, und die ist deutlich und klar: „Untersuchen Sie die Depots längs der Außenküste, wenn sich die Tagebücher usw. im Danmark-Fjord nicht finden."

Neben mir liegt Iversen und schläft. Wir haben heute abend über die Aussichten gesprochen, und er hat sich bereit erklärt, mich zu begleiten, wenn ich die Führung übernehme. Eine bessere Antwort kann ich mir ja nicht wünschen, und ich weiß, daß er, selbst wenn ich beschließen würde, westwärts zu fahren, ein frohes und lächelndes Gesicht zeigen würde. Ebensogut aber weiß ich, daß er nichts Lieberes wünscht, als umzukehren und zu versuchen, die „Alabama" zu erreichen. Noch ein letztes Mal wird das Für und Wider erwogen; ja, es ist sicher das beste umzukehren! Ich rüttle also meinen schlafenden Kameraden. „Heda, Iversen, wachen Sie auf, wir wollen jetzt heim!" Und in einem Nu sitzt er aufrecht in seinem Sack und schaut mich fragend an: „Sagten Sie ‚heim', oder träumte ich?"

„Ja, es ist so; ich glaube doch, es ist das einzig richtige." Während ich spreche, strahlt sein Gesicht vor Freude; denn heim, das

möchte er doch am liebsten. Und es ist auch nicht so erstaunlich, denn wir sind jetzt ungefähr drei Monate über die unwegsamen Eisfelder gefahren, haben uns gegen schneidenden Wind vorwärts gemüht, wurden auf alle mögliche Weise gehindert und geplagt und stehen nun endlich am Ziele unserer Reise, so daß es nicht wundernehmen kann, wenn das Wort „Heimreise" in seinen Ohren wie Musik klingt.

Schleunigst machen wir uns zur Abfahrt bereit. Alles, was wir irgend entbehren können, wird zurückgelassen. Es ist nicht viel, und viel leichter ist der Schlitten nicht geworden; dennoch scheint es uns rasch die Küste entlang zu gehen, rascher, als da wir gestern nach Norden fuhren, denn jetzt geht es ja heimwärts!

Es ist, als beschwöre das Wort „Heimreise" eine Menge guter Geister herauf, die tun, was sie können, um alles in möglichst günstiges Licht zu stellen. Die vor uns liegende Wegstrecke wird verkürzt und vergessen, und vor unsere allzu willige Phantasie tritt ein Bild nach dem andern. Ah, da sehen wir uns selbst westlich von der „Alabama" um den Gletscher biegen, wir sehen die Kameraden uns entgegenkommen, alle gesund und vergnügt, und jetzt folgen eine Reihe Bilder, die uns an Bord des kleinen Fahrzeugs zeigen, wo sie emsig beschäftigt sind, alles zum Aufbruch bereitzumachen. Wir sprechen von den Arbeiten, die getan werden müssen. Iversen muß einen Mann zur Hilfe haben, um die Maschine zu putzen und reinigen, und schon jetzt fangen wir an auszurechnen, wann es für die „Alabama" möglich sein werde, aus ihrem Winterlager herauszukommen, damit das zweite Stadium der Heimreise, die Fahrt des Schiffes nach Kopenhagen, beginnen könne.

Abermals gehen die Gedanken durch und machen einen ungeheuern Sprung, denn jetzt schweben uns Bilder von einem kleinen Schiff vor, das bei starkem, günstigem Wind in Kronborg einfährt. Wir sehen das prächtige Öresund und hohe grüne Bäume, wir gucken in die Häuser, wo die Nachricht „die Alabama passierte Helsingör" erwartet wurde und nun Freude erweckt, und dann folgt ein letztes, ein strahlendes Bild: wir sehen uns selbst im Kreise unserer Freunde und Familie.

Alles Dazwischenliegende wird vergessen; wir vergessen, daß das Packeis fast unbefahrbar sein kann, wir vergessen, daß die „Alabama"

noch nicht die Fesseln des Winters abgeschüttelt hat, wir vergessen, daß wir selbst noch 1200 Kilometer zu gehen haben, bevor wir das erste Stadium der Heimreise, die „Alabama", erreichen.

Ja, das Wort „Heimreise" zaubert uns viele herrliche, lichte Bilder vor, und kurze Zeit herrschen die guten Geister in unserer Phantasie unumschränkt. Ein Bild nach dem andern zeigen sie, immer lockender und klarer, bis der Kampf zwischen ihnen und den Dämonen des Zweifels aufs neue erwacht, bis diese die Übermacht erlangen und das Wort „Heimreise" seinen Reiz und die belebende Wirkung, für mich wenigstens, verloren hat.

Was wirst du finden, wenn du heimkehrst? flüstert eine Stimme mir zu. Bedenke, es ist ein Jahr verstrichen, seitdem du abreistest. Die Heimkehr kann leicht eine Enttäuschung werden, sagt eine andere. Bist du zufrieden mit dem, was du im Danmark-Fjord gefunden hast? fragt eine dritte. Bist du zufrieden mit dem und dem und dem? Es schwirrt mir im Kopf von Fragen, und jetzt sammeln sich alle Stimmen und rufen im Chor: Hast du an die Heimreise gedacht, hast du daran gedacht, daß du nur für 12 Tage Hundefutter und für 45 Tage Proviant hast? Hast du an deine schlechten Hunde gedacht und hast du recht bedacht, wie weit 1200 Kilometer eigentlich sind?

Dann schweigen die Stimmen; aber sie haben ihre Arbeit gut vollbracht, sie haben alle lichten Tage in die Flucht gejagt, sie haben Zweifel in bezug auf die gewonnenen Resultate in mir geweckt und eine Menge Gedankensaat gesät, die hastig emporschießt und zu alles überschattenden Sorgen wird.

Allein die Zukunft wird ja nicht besser dadurch, daß man an all das Schlimme denkt, das uns zustoßen kann; vergebens versuche ich, die frohen Phantasien auf der Flucht zu erhaschen. Sie sind fort, fortgeweht aus dem Gehirn, das sie nicht festhalten konnte, und zurückgeblieben sind nur die unheimlichen Gedanken über all das Mißgeschick, das uns auf unserm Weg begegnen kann. Ich fange langsam an, Iversens Freude zu vergiften, denn es ist nur zu wahr — die Heimreise kann schwierig genug werden, und zum Nachdenken ist mehr als genug Stoff da.

Zwölf Tage Hundefutter will nicht viel heißen auf einer Strecke von 1200 Kilometer; wenn es aufgebraucht ist, müssen wir unsere eigenen Rationen einschränken und den Hunden unsern Pemmikan geben — zum Glück haben wir noch 60 Pfund — und bis dahin finden wir wohl Jagd. Aber werden wir sie finden, und wie steht es mit der Zeit? Ist noch Zeit genug, ist der Frühling nicht zu weit vorgeschritten, so daß wir begründete Hoffnung haben können, bis zur „Alabama" zu gelangen, bevor der Sommer allem Schlittenfahren Einhalt gebietet? Das ist vielleicht der schlimmste Stein des Anstoßes. Es ist der letzte Mai, und an demselben Tage verließ Hauptmann Koch Kap Rigsdagen; wir aber müssen 160 Kilometer weiter fahren als er. Er hatte teilweise eine Spur oder kannte wenigstens den Weg, er wußte, wo die Bahn gut war und wo er Schwierigkeiten zu erwarten hatte. Er hatte Depots längs der Küste und konnte mit leichten Schlitten fahren, und was das Wesentlichste war, er hatte ein Dutzend Hunde oder mehr. Dennoch hielt es schwer für ihn; wird es uns jetzt glücken? Wir müssen rascher fahren als er, müssen selbst all unsern Proviant fahren; wir kennen weder das Eis noch die Bahn und haben nur sieben Hunde, die alle erschöpft sind.

Nun gut, es wird schon gehen, wenn die Aussichten auch nicht die besten sind. Während wir südwärts an der Küste entlang fahren, sprechen wir sehr nüchtern über alle Verhältnisse, denen wir auf unserm Wege begegnen können, über die Jagdaussichten, über die Bahn, die wir erwarten dürfen, und über die elenden Hunde. Trotz allem aber läßt Iversen sich nicht erschüttern in seinem Glauben, daß wir die „Alabama" rechtzeitig erreichen werden, und hell und strahlend liegen die kommenden Wochen und Monate vor ihm.

Bei Mylius-Erichsens altem Sommerplatz verlassen wir die Westküste des Danmark-Fjords und beginnen ostwärts nach dem nördlichsten Depotplatz der Danmark-Expedition zu fahren. Aber es kostet uns Zeit, die 160 Kilometer zwischen den beiden Punkten zurückzulegen, und erst am 10. Juni, 13 Tage später, gelangen wir an den Platz, wo das Depot liegen sollte.

Die Bahn spielt eine große Rolle, und wir waren daher sehr gespannt, darauf zu sehen, wie sie draußen im Danmark-Fjord ist. Wir

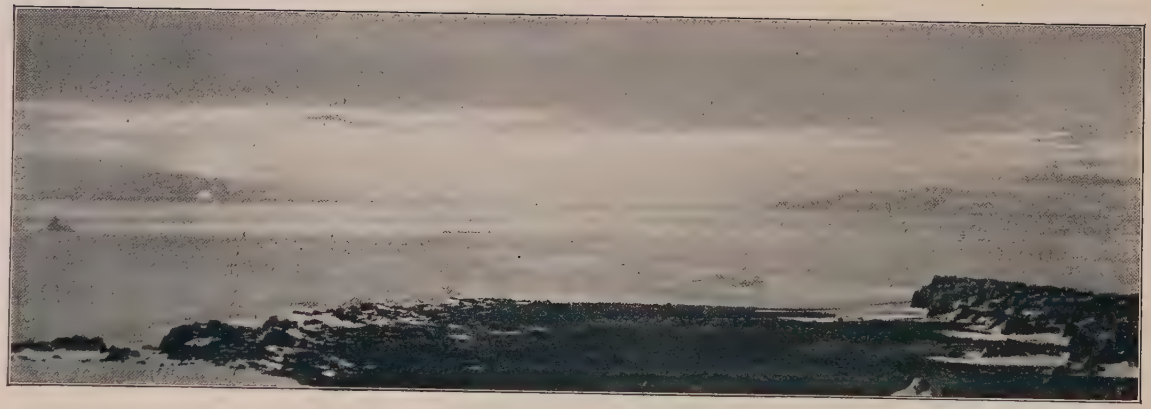
fahren deshalb schnell. Kaum aber haben wir die Küste verlassen, als wir einen Vorgeschmack dessen bekommen, was unser wartet, denn weniger als 1000 Meter vom Lande entfernt fahren wir in tiefen, weichen Schnee hinaus, und bevor wir am ersten Tage das Zelt aufschlagen, sind wir uns klar darüber, daß die Hunde noch schlimmer mitgenommen sind, als wir erwartet hatten.

Visken ist ganz verbraucht; er kann gehen, aber das ist auch alles. Es ist Iversens liebster Hund, und deshalb bleibt er am Leben, denn wir können jeden Augenblick Jagdgelegenheit erwarten, und Fleisch, reichlich Fleisch würde ihn in wenigen Tagen wieder zu einem guten, starken Hunde machen. Bis dahin bekommt er fast nichts zu fressen, nur das Wenige, was wir von unserer täglichen Ration entbehren können; doch er arbeitet nicht, er kann nicht arbeiten und bekommt folglich auch kein Futter. Vielleicht ist es eine zweifelhafte Barmherzigkeit, aber wir halten es für das beste. Pan kann morgens ein wenig arbeiten, am Nachmittag aber ist er so müde, daß er sich mitten im Fahren niedersetzt, um ein paar Sekunden zu verschnaufen, ehe wir ihn weitertreiben können. Und Göjs, die Unermüdliche, zieht an Hvalpersens altem Platz, denn dort können wir sie erreichen, ohne die andern Hunde zu stören, dort können wir ihre Arbeit kontrollieren, und dort zieht sie, so gut sie es vermag. Doch es ist kein Ehrenplatz, und die arme Göjs ist nichts weniger als zufrieden. Grimrian und Täven arbeiten beide einigermaßen, wenn wir gut auf sie aufpassen; aber Girly und Björn sind unser Trost und unsere Stütze, sie sind offenbar ebenso stark wie vorher, ebensogut imstande und ebenso willig.

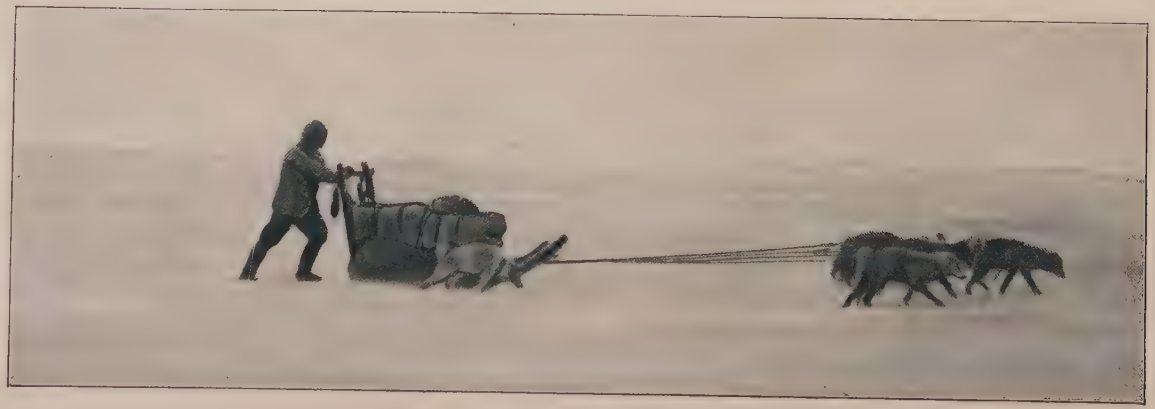
In dem tiefen weichen Schnee geht es sich schwer, und wir können nur kurze Tagereisen machen, denn die Hunde sind nicht imstande die harte Arbeit auszuhalten, und da ihr Leben wertvoll ist, müssen sie solange wie möglich geschont werden. Wir selbst helfen natürlich den Hunden, soviel wir nur können; das ist aber, was mich anbetrifft, nicht sehr viel. Tag für Tag fühle ich mich matter und müder, Tag für Tag fühle ich meine Kräfte schwinden. Was mir fehlt, wissen wir nicht — noch nicht; wir denken deshalb auch nicht daran, denn wir haben uns bei der Erklärung beruhigt, daß meine geschwollenen wunden Knöchel

Bereitung des Hundefutters im Sommer.

Schwierige Schlittenfahrt.



Der letzte Gruß der Sonne.



Schwere Arbeit.

und Knie und die großen dunkelblauen Flecken auf meinen Gliedern von meiner wilden Fahrt neulich auf dem Inlandeis herrühren. Diese Erklärung befriedigt uns vollkommen, wenn auch manche von den Flecken an Stellen sind, die Stößen und Schlägen sonst nicht ausgesetzt sind. Allein ich wurde damals ja tüchtig umhergeworfen, und wir können es uns, mit einigem gutem Willen, so erklären.

Die Prinz-Frederik-Inseln werden genau untersucht, da unsers Erachtens eine Möglichkeit vorhanden ist, daß Mylius-Erichsen an dieser Stelle ein Steinmal aufgebaut hat, das heißt, wenn er durch offenes Wasser gezwungen worden ist, längs der Ostküste des Danmark-Fjords zu fahren. Allein die drei kleinen flachen, schärenähnlichen Inseln sind leicht zu übersehen, und es finden sich keine Spuren von Steinmalen oder von früherem Besuch. Wir fahren also wieder ostwärts weiter auf die niedrige Nordspitze der Prinzessin-Dagmar-Halbinsel zu.

Wie langsam wir doch vorwärts kommen! Und jeden Tag geht es langsamer, denn der Schnee wird weicher, tiefer und wasserhaltiger. Beständig gehen wir bis zu den Knien im Schnee, die Hunde sinken bis zum Leib ein. Und hätten wir uns auch dahinein gefunden, falls der Schlitten obenauf geblieben wäre, so ist es fast unerträglich, wenn dieser fortwährend auf den Bodenbrettern fährt und so schwer geht, als ob er mit Blei beladen wäre.

Wir fahren auf dem Meereis. Seine Oberfläche ist aber so unwegsam, daß wir zum Land zurückstreben; schlimmer kann es nicht werden. Ja, der Schnee ist besser, das ist wahr; aber trotzdem müssen wir wieder hinaus, denn hier ist Wasserlauf bei Wasserlauf und es ist fast unmöglich, den Schlitten die steilen Ufer hinaufzubefördern. Kurze Zeit fahren wir zwischen Land auf der einen und Meereis auf der andern Seite. Wir halten uns oberhalb der durch die Flut entstandenen Spalten und hoffen einige Minuten lang, die goldene Mittelstraße gefunden zu haben. Unsere eitle Hoffnung aber wird getäuscht; auch hier ist zu viel aufs Spiel zu setzen, da wir tief in die bereits recht breiten Spalten und unsichtbaren Löcher zwischen den vielen Pressungen und grundfesten Eisblöcken einsinken. Wir befinden uns daher bald wieder auf dem Meereis, das über alle Beschreibung schlecht

ist; doch es ist dort immerhin besser als anderwärts, und mit Geduld finden wir uns in den tiefen Schnee und das geringe Vorwärtskommen und wir trösten uns damit, daß wohl bessere Zeiten vor der Tür stehen.

Zu unserer Freude zwingt uns Nebel, einen halben Tag zu feiern. Wir sind nur wenige Stunden gefahren, aber wir wie die Hunde sind sehr erschöpft und bedürfen in hohem Grade der Ruhe, die zu erhalten wir jetzt eine gute Entschuldigung haben. Wir verwünschen deshalb auch den Nebel nicht wie sonst, sondern werden im Gegenteil immer heiterer, als er sich dichter und dichter um uns legt. Und als er schließlich so dicht wird, daß wir unmöglich zum Fahren etwas sehen können, verlieren wir keine Zeit und suchen einen geschützten Winkel in einem Flußbett auf der östlichen Landzunge der Prinzessin-Dagmar-Insel auf, wo das Zelt bald aufgeschlagen ist und der Topf auf dem Feuer steht.

Die Zeit jedoch, in der einige wenige Stunden Ruhe uns unsere geschwundenen Kräfte wiedergeben konnten, ist längst vorüber. Müde waren wir, als wir ins Zelt gingen, müde sind wir, da wir wieder beginnen, und der Monat Juni leitet eine härtere Arbeit ein, als wir bisher gehabt. Der Schnee ist weicher und tiefer denn je, wohl zu beachten aber erst, wenn eine dünne Kruste durchgebrochen ist, die der Nachtfrost über alles gelegt hat. Die Kruste ist stark genug, die Hunde zu tragen und ihre Arbeit zu erleichtern; das ist aber auch das einzige Gute, das davon gesagt werden kann, denn wir brechen ein und der Schlitten ebenfalls, so tief sogar, daß der Schnee oft 15 bis 20 Zentimeter über den Bodenbrettern steht. Beständig sinken die Schlittenkufen durch die harte Kruste, die von uns aufgebrochen werden muß, und unsere armen Schienbeine sind fast wund, denn wir müssen die 4 oder 5 Zentimeter dicke Schneekruste mit den Beinen zerbröckeln.

Auf solcher Bahn geht es sich schwer, und es gehören ein paar kräftige Griffe dazu, den Schlitten in Gang zu halten, wenn er im Begriff ist, steckenzubleiben — und das tut er unaufhörlich — oder ihn wieder vorwärts zu bringen, wenn er steckengeblieben ist — und das geschieht nur allzu häufig. Bevor die Schneekruste vorn zerbröckelt und mit dem Spaten flach geklopft ist, ist es vergeblich zu versuchen,

den Schlitten von der Stelle zu bewegen. Und dann, wenn wir die Hunde auf die Beine gebracht haben und alles so weit fertig ist, um mit einigen tüchtigen Griffen nachzuhelfen, fühlen wir, wie wir in den halb geschmolzenen Schnee einsinken, immer tiefer, bis wir, bis an den Leib im Schnee, auf dem festen Eise stehen. Die Hunde heulen, wir schreien — das stachelt zu großen Taten an —, und langsam setzt sich der Schlitten in Bewegung; wir selbst aber sind vom Regen in die Traufe gekommen. Vorher saß der Schlitten fest, jetzt sind wir es, die wie eingewurzelt in dem tiefen Schnee stecken. Greifen wir nicht beizeiten nach dem Schlitten, um uns mit dessen Hilfe emporzuziehen, so müssen wir durch den Schnee waten, bis wir den Schlitten erreichen, der doch immer ein paar Schritt von der Stelle stehenbleibt, denn erstaunlich schnell merken die Hunde, daß sie den Schlitten allein ziehen müssen. Das, meinen sie, übersteigt ihre Kräfte unbedingt, und darum halten sie an und, höchst überrascht über die ungeahnte Kraftentfaltung, sehen sie sich nach uns um. Denn die Hunde ziehen nur, wenn wir dicht hinter ihnen sind und die Hände auf den Schlitten haben. Selbst wenn wir nicht im geringsten schieben, glauben sie es doch, und dann können sie den Schlitten ausgezeichnet ziehen, bis er auf ein Hindernis trifft. Bleiben wir aber aus irgendeinem Grunde zurück, so können sie nicht weiter, und aufs neue beginnt die Vorstellung, den Schlitten in Gang zu bringen, das will heißen Mühsal, Mühsal ohne Ende.

Wenn dazu kommt, daß das Eis sehr holperig ist und wir oft über hohe, von unendlich weichem Schnee bedeckte Pressungen hinweg müssen, daß Pan nicht zieht und Visken kaum laufen kann, und endlich, daß ich selbst ungefähr ebenso mitgenommen bin wie unser schlechtester Hund, so kann es nicht wundernehmen, daß wir nach der harten Schneeschicht des Inlandeises seufzen, wenn auch Spalten darunter waren.

Wie unendlich schlecht die Bahn war, illustriert vielleicht am besten folgende Aufzeichnung in meinem Tagebuch: „schlugen nach nur 7 Stunden das Zelt auf und kamen in der letzten halben Stunde nur 70 Meter vorwärts".

Ja, es war eine schlimme Nacht; die nächste aber ist noch schlimmer,

denn die Temperatur ist auf 3 Grad Kälte gestiegen. Folglich ist keine Kruste auf dem Schnee; wenn eine solche auch von zweifelhaftem Vorteil ist, konnte sie doch die Hunde tragen, so daß diese zu arbeiten vermochten. Jetzt aber ist sie fort, und es bleibt uns nicht anderes übrig, als die halbe Last abzuladen und den Rest, 200 Pfund, an das nächstliegende Land zu fahren; das werden wir wohl noch fertig bringen. Es sind etwas über 6 Kilometer bis zu einer kleinen Insel, die vor dem Gletscher auf Kronprinz-Christian-Land liegt, und es kostet uns zwei Mann mit unsern sieben Hunden acht Stunden harte Arbeit, durch diese halbflüssige Masse zu waten, die einst Schnee gewesen, jetzt aber nur ein kläglicher Morast von Schnee und Wasser ist.

Der ganze 3. Juni vergeht damit, den Rest der Ladung an Land zu bringen. Iversen tut es, während die schlimmsten Invaliden, Visken und ich, zu Haus bleiben und einander Gesellschaft leisten.

Ich bin mir jetzt vollkommen klar darüber, daß ich krank sein muß. Die alte Ansicht ist nicht länger aufrecht zu erhalten; aber vergebens zerbreche ich mir den Kopf, um dahinter zu kommen, was es denn sein kann. Unendliche Müdigkeit und Mattigkeit, schmerzende, krampfige Muskeln, geschwollene, rote Gelenke und große dunkelblaue Flecke auf der Haut sind die unheimlichen Symptome. Plötzlich durchzuckt mich der Gedanke: kann es Skorbut sein? Wir wollen sehen, was das Arzneibuch sagt; aber ich habe es nicht mit und kann mich nur erinnern, daß der Gaumen dunkel und geschwollen sein und die Zähne sich lockern sollen. Ich nehme den Deckel einer Teebüchse und putze ihn blank, so daß er ein ganz schöner Spiegel wird, der trotz der vielen Beulen benutzt werden kann. Dann ins Helle hinaus, wo ich gut sehen kann. Hm, ja, mein Gaumen sieht freilich nicht schön aus, er ist sehr dunkel, beinahe blau, geschwollen ist er auch, und daß er sehr empfindlich ist, habe ich längst gemerkt, denn der Zwieback ist hart und findet schon die schwachen Stellen. Die Zähne aber, nein, glücklicherweise lassen sie sich noch nicht bewegen, und ich beruhige mich bei dem Gedanken, daß, ehe das geschieht, kein Grund vorliegt, sich vor Skorbut zu fürchten. Wovon sollte ich ihn auch bekommen haben, ich, der ich so oft bei derselben Kost gelebt habe, ohne daß mir etwas gefehlt hat?

Es ist übrigens auch gleichgültig, was mir fehlt, denn Apotheke wie Krankenpflege sind recht mangelhaft. Es zu wissen, wäre aber doch ganz angenehm, und der Wunsch wird stärker, als ich abends, nachdem ich aus dem Zelt gekommen war, den Boden unter mir wanken fühle. Ich setze mich auf den Schlitten, um mich zu erholen; doch als ich wieder versuche, Iversen zu helfen, geschieht dasselbe, und er muß mich mit einem Arm umfassen, um mich am Fallen zu hindern. Jetzt scheint es ernst werden zu wollen, und wir sind beide nachdenklich, als wir die Nachtarbeit beginnen, denn noch eins fällt mir aus dem Arzneibuch ein: „Kommt die Krankheit nicht bei Beginn unter Behandlung, so nimmt sie beständig zu, bis Fieber und Ohnmachten eintreten, wo sie dann schnell mit dem Tode enden kann."

Diese Worte stehen jetzt mit unheimlicher Klarheit vor mir, und schweigend schiebt Iversen den Schlitten, während ich mich in der ersten Stunde fahren lassen muß. Dann aber läßt der krampfhafte Zustand der Muskeln nach, und ich kann wieder anfangen zu arbeiten.

Als wir das Inlandeis verließen, waren wir überzeugt davon, daß wir freiwillig nicht öfter in seine Nähe kommen würden. Aber in der Nacht auf den 4. Juni befinden wir uns auf etwas, das zwar nicht mit dem richtigen, schweren Inlandeis zu vergleichen ist, sondern eher mit dem seewärts geströmten Inlandeis weiter im Süden.

Es ist eine lange schmale Zunge, die sich ins Meer vorschiebt, und die Oberfläche sieht so gut aus, daß wir der Versuchung nicht widerstehen können.

Zuerst müssen wir jedoch über eine schmale, mit dünnem Neueis bedeckte Wasserrinne, und da es lange her ist, seitdem wir zuletzt auf dünnem Eis fuhren, kostet es Zeit, bis wir eine Stelle finden, die sicher genug scheint, den Schlitten hinüberzunehmen. Als wir zum erstenmal den Fuß auf die Zunge setzen und zu fahren anfangen, jubeln wir laut vor Freude über die Bahn, die unsere kühnsten Hoffnungen weit übertrifft. Das Inlandeis aber ist tückisch, das hätten wir längst wissen müssen und wir hätten uns vor ihm hüten sollen. Wir haben es aber nicht getan, und noch einmal müssen wir Lehrgeld zahlen, das leicht noch teurer hätte werden können; denn plötzlich fühlen wir den Boden unter uns fortgleiten, und im nächsten Moment hängen der Schlitten, Göjs,

Iversen und ich unten in einer Spalte. Zum Glück halten wir uns gut am Schlitten fest; allein kann ich aber nicht wieder hinauf, dazu reichen meine Kräfte nicht aus, außerdem bin ich auch zu tief nach unten gekommen. Iversen ist gewandter und kommt bald nach oben; doch ehe er so weit ist, mir zu helfen, habe ich gut Zeit, mich umzuschauen. Die Spalte ist nicht tief, nicht über 17 Meter, und der Grund ist breit und eben; aber es ist hier doch ungemütlich, denn die Spalte ist breiter als der Schlitten, der sich nur hält, weil wir ein wenig schräg hinüber gefahren sind. Der Schlitten zittert und schwankt, während Iversen hinaufkriecht, doch jetzt ist er oben, und bald stehen wir beide pustend vor Anstrengung auf dem festen Eis. Es nimmt eine ganze Stunde in Anspruch, den Schlitten abzuladen und heraufzuziehen; die ganze Zeit hindurch hängt Göjs ganz ruhig in ihrem Geschirr und ist offenbar froh, ausruhen zu dürfen. Zum erstenmal waren wir mit dem Schlitten in eine Spalte geraten; gut, daß sie nicht bodenlos war, wie die auf dem Inlandeis, es war so schon ungemütlich genug.

Wir fangen nun sofort an, nach Nordnordost zu fahren, um so schnell wie möglich auf das Meereis hinauszukommen, das jetzt ebenso begehrenswert erscheint wie vor ein paar Tagen das Inlandeis. Und selbst der weiche Schnee ist dem Gewirr von Spalten, in das wir gekommen sind, bei weitem vorzuziehen. Aber das Inlandeis läßt uns nicht los; wir müssen noch eine ganze Nachtfahrt und sehr schwere Arbeit als Buße für unsern Leichtsinn opfern, und dann? Ja, dann bleiben wir dort, denn da wir nach vieler Mühsal auf gutes Terrain gekommen sind, scheint es uns zu gut, um es zu verlassen.

Noch aber fahren wir an Spalten entlang, bis wir bei den schmalsten eine Brücke finden, die sicher genug ist, darüber zu fahren, und bei den breitern einen Wasserlauf, in welchem wir bis auf den Grund hinunterfahren können und dem wir dann folgen, bis sich eine Gelegenheit bietet, wieder hinaufzugelangen.

Wir fahren längs schmaler Eiskämme von der Breite eines Schlittens, von denen es auf beiden Seiten 10—14 Meter tief abfällt. Wir fahren auf schmalen Absätzen an der Seite breiter Spalten entlang, und oft müssen wir den Schlitten zwei Meter oder mehr herab-

fallen lassen und selbst so gut es geht folgen, bevor der Grund erreicht ist. Unten auf dem Boden der Spalten fahren wir auf dem ebenen Meereis gut, aber wir müssen ja wieder hinauf, und das ist bedeutend schwieriger als hinunterzukommen.

Solange das Wetter klar ist und wir sehen können, kommen wir vorwärts, wenn auch noch so langsam, da die Spalten selten 35 Meter voneinanderliegen und meist nur durch einen Eiskamm getrennt sind. Als aber Nebel einfällt und kurz darauf Schnee, wird es fast unmöglich, von der Stelle zu kommen. Denn die Sonne ist hinter dicken Wolken versteckt, und wenn sie nicht Licht und Schatten auf all dieses eintönige Weiß werfen kann, werden alle Unebenheiten verwischt. Es sieht aus, als gingen wir über eine vollkommen ebene Fläche. Tatsächlich aber ist sie tückisch, denn der Fuß hebt sich, um einen Schritt vorwärts zu machen, und tritt — in die Luft, ins Leere. Hat man Glück, so kommt man noch einigermaßen davon und tritt nur 30 oder 60 Zentimeter tiefer nach unten, als man berechnet hat, und das tut weh bei wunden Füßen, oder man fällt auch über einen hohen Schneehaufen; hat man aber Pech, dann befindet man sich im nächsten Augenblick auf dem Boden einer Kluft.

Wir versuchen, die Hunde wie gewöhnlich voranlaufen zu lassen, und gehen selbst beide hinter dem Schlitten her, wo wir vorm Fallen ganz sicher sind. Seitdem wir jedoch ein paarmal nahe daran gewesen waren, in eine Spalte mit fast senkrechten Wänden hineinzufahren, muß ich wieder voraus, um den Weg zu weisen. Blindlings taste ich mich vorwärts und streife hierhin und dorthin. Überall treffe ich auf Spalten, in die wir nicht hineinzufahren wagen, da wir nicht sehen können, wie tief und steil sie sind. Aber Not macht erfinderisch; ich nehme unsern Schlittenmast und binde den Peitschenriemen an sein Ende. Jetzt geht es einigermaßen. Ich schiebe die Stange vor mir her, wodurch eine kleine Furche in den Schnee gegraben wird, die ich sehen kann. Ebenso kann ich am Ende der Stange sehen, ob zwei Meter vor mir eine Schneewelle oder ein Loch ist, und hört die Furche damit auf, daß das Ende der Stange sich senkt, so weiß ich, daß ich vor dem Rande einer Spalte bin. Wie ein Angelhaken wird der Peitschenriemen jetzt in den leeren Raum geworfen, und ich sehe deutlich,

ob die Wände der Spalte schräg oder steil abfallen und ob sie mehr als drei Meter tief sind. Sind die Wände schräg, so lassen wir den Schlitten gehen, auch wenn der Riemen nicht bis auf den Boden reichte; wir wissen ja, der Fall kann nicht schlimm sein. Hängt der Peitschenriemen aber ganz gerade nach unten, so ziehe ich ihn schleunigst zurück und versuche es an einer andern Stelle. Ich bin ganz stolz auf meine Erfindung, und da alles Neue Vergnügen macht, fahren wir bei einem Wetter weiter, in dem wir sonst das Zelt aufgeschlagen hätten, bis wir schließlich von einer tiefen Spalte aufgehalten werden, deren Wände ganz senkrecht sind und wo ich keinen Übergang finden kann.

In der nächsten Nacht, am 6. Juni, ist es wieder klar, und unsere Freude ist groß. Denn, nachdem wir über die Spalte gekommen sind, die uns gestern aufgehalten hat, finden wir ebenes Eis, guten Schnee und keine sichtbaren Spalten. Was können wir uns besseres wünschen? Unsere lauten Verwünschungen von allem, was den Namen Inlandeis trägt oder ihm gleicht, verstummen, und nach Verlauf kurzer Zeit sind wir einig darüber, daß es sich viel besser darauf fährt als auf Meereis. Gott weiß, was wir werden opfern müssen, bis wir das Inlandeis mit dem Respekt behandeln lernen, der ihm gebührt. Doch daran denken wir nicht; wir freuen uns nur über die herrliche Bahn und über das ebene Eis, das wir weit vor uns sehen, und freuen uns darüber, die Schneeschuhe wieder von den schmerzenden Füßen abschnallen zu können. Hier brauche ich meine rebellischen Muskeln nicht anzustrengen; ich kann die Beine über die ebene Fläche hinschleppen, ohne sie zu heben, und auf einer Schlittenreise sind $2^1/_2$ Kilometer in der Stunde eine vortreffliche Medizin für gedrückte Gemütsstimmung.

Wir sind so froh über das gute Eis, daß wir Stunde um Stunde weiterfahren, lange nachdem wir hätten aufhören müssen, aber wir wollen doch gern etwas von der Zeit einholen, die wir bisher verloren haben. Zu dieser Zeit des Jahres ist es aber die Sonne, die zu bestimmen hat, wie lange wir fahren können, und nicht wir. Die warme Vormittagssonne hat die Schneekruste geschmolzen, und als wir, nichts von Gefahr ahnend, friedlich weiter gehen, sinken der

Schlitten und Iversen tief in den Schneemorast ein. Es geht ihm bis an die Arme, und es steht viel Wasser auf dem Eise. Armer Iversen! Er trieft von Wasser, als er wieder aufs Trockne gezogen wird. Doch was tut's, es geht ja heimwärts, und jetzt schlagen wir das Zelt auf und können in die Säcke kriechen, dort trocknen die Kleider so gut.

Das Glück mit gutem Eis folgt uns beständig längs des Randes von Kronprinz-Christian-Land. Wir fahren auf Landeis und Meereis, wie es sich eben trifft, und auf beiden haben wir gute, nein, sogar vorzügliche Bahn. Es ist oft schwer, zu unterscheiden, ob wir auf Inlandeis sind oder nicht, so gering sind Höhe und Steigung, und nur auf der Grenze zwischen den beiden Arten von Eis müssen wir achtgeben, denn dort befinden sich immer offene Wasserrinnen. Sie haben durchgängig eine Breite von zwei Schlittenlängen, wir sind also beim Fahren über die gebrechlichen Brücken von zusammengepreßtem Nachteis und Eisblöcken nicht ganz sicher; doch das Glück bleibt uns treu. Ein Gutes haben die Rinnen, das Wasser darin schmeckt merkwürdigerweise süß, und wir merken das Salz im Wasser nur daran, daß wir nach kurzer Zeit durstig werden.

Gleichmäßig und stetig nähern wir uns einigen hohen Nunatakkern oder Randland, das wir schon von der Prinzessin-Dagmar-Halbinsel aus hatten sehen können. Es ist Nakkehoved, ein Name, den ein Leuchtfeuer an der heimatlichen Küste von Seeland trägt und der daher angenehme Erinnerungen an Gegenden erweckt, die von der Natur mit viel größerer Freigebigkeit behandelt sind als die Ansammlung öder Felsen, deren hohe Gipfel weit über das umliegende Eismeer ragen, die aber trotz ihrer Kahlheit willkommen sind, weil sie immerhin einige Abwechslung bieten. Wir hoffen unter Land schneefreies Eis zu finden; wir sind durch das Glück der letzten Tage anspruchsvoll geworden.

Wir fahren dicht unter Land, stets auf dem Ausguck nach Steinmalen. Das Eis ist weiterhin gut, und alles geht, wie wir es uns nur wünschen können, nur mit mir steht es nicht gut. Ich werde immer schwächer und kann jetzt nicht mehr mit dem Schlitten mit, denn wenn ich mich auch auf die Träger stütze, ist es mir doch nicht

möglich, so rasch zu gehen. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als mich aufzusetzen und mitzufahren; aber ich wüte gegen das Geschick, das mich zwingt, meine armen Hunde mit dem nicht ganz unbedeutenden Extragewicht zu belasten. Auf einem Eis wie hier geht es noch, die Krankheit gewinnt aber immer mehr Gewalt über mich. Wie lange werde ich noch imstande sein zu gehen? Kann ich denn eigentlich überhaupt darauf rechnen, mich unter diesen Umständen zu erholen, oder — muß ich die Hoffnung aufgeben und mich ohne Widerstand von dem Strom der Ereignisse treiben lassen? Es sind traurige, krankhafte Gedanken; sie kommen ungerufen und zwingen sich mir jedesmal auf, wenn ich Iversens Stimme höre. Vergeude ich nicht nutzlos kostbare Zeit, und kann er sich, wenn ich sterbe, allein weiter helfen? Kann er allein den Schlitten fahren, kann er den Weg finden?

Die Gedanken schweifen weiter in die Zukunft; sie ist finster, hoffnungslos. Überall stoßen sie gegen eine Mauer, über die sie nicht hinweg können, und auf dieser Seite der Mauer ist der Hunger während des ganzen Sommers das kleinste Übel. Jäh werde ich aus dem Wirbel meiner Gedanken gerissen, denn der Schlitten fährt gegen ein Stück Eis, so daß es in allen meinen Gliedern schmerzt. „Girly, du Schlingel, kannst du nicht aufpassen, vorwärts!“, und bald vergesse ich alle meine Sorgen über meiner einzigen Beschäftigung, die Hunde zu lenken; das ist alles, wozu ich jetzt tauge, und selbst das ist noch schwer genug, wenn mein Kopf vor Schmerzen wie zerschlagen ist.

Aber wir kommen gut vorwärts; die Hunde sind viel lebhafter, als sie seit langem gewesen sind, und so seltsam es scheinen mag, müssen wir doch glauben, daß zuerst 1 Pfund Pemmikan und dann in den letzten Tagen $^3/_4$ Pfund bedeutend nahrhafter sind als 2 bis 3 Pfund saftiges Fleisch, denn davon wurden die Hunde magerer und müder. Erst als es verzehrt war und sie sechs Tage von Pemmikan gelebt hatten, wurden sie schneller und nahmen an Kraft und Ausdauer zu. Dann setzten wir die Rationen herunter; doch mehr und mehr erholen sich die Hunde, Tag für Tag sehen sie besser aus, und die Schwänze, diese Stimmungsbarometer der Hunde, stehen wieder hoch.

Selbst Viskn, der auf eine lächerlich kleine Ration gestellt ist, hat sich gut erholt, wenn er auch noch nicht zieht.

Leider ist unser Hundepemmikan bald zu Ende. Wir müssen dann unsern eigenen als Hundefutter benutzen oder Jagd finden, und eifrig spähen wir nach Bären, die jeden Augenblick erwartet werden können, da wir hier die höchstens zwei Tage alte Spur einer Bärin mit einem Jungen angetroffen haben. Allein wir passieren Nakkehoved ohne andere Lebewesen zu sehen als eine Menge Elfenbeinmöwen, die ihre Nester an einer fast senkrechten Bergwand haben. Schreiend fliegen sie umher, um uns einer genauen Besichtigung zu unterwerfen; zwei, drei von ihnen setzen sich auf ein hohes Stück Eis und sehen unendlich gravitätisch aus, während sie sicher spöttische Bemerkungen über unsere Fahrt machen.

Hoch oben auf einer Felswand sehen wir eine Menge weißer Punkte; es sind Möwen, die brüten, und ihre scharfen Schreie tönen zu uns herab. Auch sie schwätzen lustig über das seltsame, langsam krabbelnde Wesen, das an ihrem Felsen vorüberkriecht. Aber wartet nur, bald werdet ihr über anderes zu reden haben, denn Iversen ist auf dem Kriegspfade und hat im Sinne, einige der guten Madamen auf den Eiern zu Witwen zu machen! Doch das Glück ist mit ihnen; es ist so lange her, seitdem wir die Büchsen gebraucht haben, daß sie ganz verrostet sind; wir müssen deshalb aus der Not eine Tugend machen und unsere mörderischen Absichten fahren lassen.

Bald liegt Nakkehoved hinter uns, und wir fahren an der niedrigen Gletscherwand entlang weiter. Die Bahn ist gut und das Vorwärtskommen ebenfalls, so daß wir Landspitze um Landspitze passieren. Und jedesmal wenn wir eine von ihnen hinter uns haben, wenden wir mehr nach Süden, bis wir am Morgen des 10. Juni halten; soviel wir sehen können, sind wir nicht weit vom Depotplatz der Danmark-Expedition.

Endlich sind wir dahin gelangt; doch es ist umsonst, nach dem Depot zu suchen, denn jetzt stürmt es und ist nebelig. Übrigens haben wir heute auch ein Fest, denn es sind hundert Tage, seitdem wir die „Alabama" verließen. Wir bereiten ein großes Festmahl; es besteht

aus reichlicher und dicker Erbssuppe, unserm letzten Apfel und einem ganzen Zwieback, mehr, als die gewöhnliche Ration erlaubt. Aber auch vor dem Zelt wird der Tag gefeiert, denn wir finden beide, daß die Hunde eine kleine Anerkennung für bewiesenen Fleiß und erträgliche Aufführung verdient haben; deshalb bekommen sie etwas von dem, was wir am besten entbehren können, nämlich jeder eine halbe Tafel Schokolade. Es ist zwar eigentlich kein Hundefutter und nützt ihnen nicht viel, aber es sättigt doch, und die Hunde sind entzückt.

Arme Tiere! In den hundert Tagen haben sie die Schlitten 1100 Kilometer weit gezogen, und 260 davon dreimal, so daß sie im ganzen etwa 1600 Kilometer gegangen sind. Stets waren sie der Kälte, dem Hunger und harter Behandlung ausgesetzt. Sie haben ihre Kameraden verspeist, die sich zu Tode gearbeitet haben, und wenn wir in ein paar Tagen keine Jagd bekommen, müssen einer oder mehrere denselben Weg gehen. Ob einige von ihnen den Sommer werden überleben können, ist sehr zweifelhaft, aber tun sie es und erreichen sie mit uns die „Alabama", dann ist ihr Glück gemacht, denn nie wieder sollen sie vor einen Schlitten gespannt werden! Jeder von uns wird für seine Lieblingshunde sorgen, bis sie vor Alter sterben. Während wir so daliegen und darüber reden, müssen wir bei dem Gedanken an das Erstaunen des Vielfraßes Grimrian lachen, wenn er einmal einen Schlächterladen mit den Massen von Fleisch zu sehen bekommen sollte. Aber ach, Zweifel lauern in unserer Seele, und jedesmal, wenn uns Bilder von der Heimkehr vorschweben, erklingt das ewige: „Glaubst du wirklich noch, die ‚Alabama' rechtzeitig erreichen zu können?"

Ja, noch glauben wir es — nein, wir hoffen es wenigstens. Aber schlimm genug sieht es für uns aus. Wir haben noch 960 Kilometer bis zum Schiff; ich bin krank, nicht imstande zu gehen, und der Hundeproviant ist aufgebraucht. Aber selbstverständlich kann alles sich noch zum Besten wenden; wir sind immer so sanguinisch, wenn wir im Schlafsack liegen, wo ich ohne Schmerzen bin.

Nach Verlauf einiger Stunden klärt sich das Wetter ein wenig auf, und Iversen geht aus, um nach dem Depot zu suchen. Er kommt

bald zurück, und wir sind beide erstaunt über den Inhalt: 2 Pfund Pemmikan, 1 Pfund Erbswurst und 2 Pfund gefüllten Rotkohl. Das ist doch kein Proviant für drei Mann! Wir schließen daraus, daß Mylius-Erichsen hier gewesen ist und mitgenommen hat, was er brauchte. Aber wir können nicht verstehen, daß er doch etwas davon zurückgelassen hatte, da es ihnen an Lebensmitteln fehlte und sie nicht wissen konnten, wann das Neueis bis ins Land eindringen und sie am Vorwärtskommen hindern würde. Es klärt sich freilich auf, als wir das nächste Depot bei Amdrup-Land erreichen. Aber gut ist es, daß wir selbst so viel Proviant haben und uns nicht auf diese Depots verlassen haben, denn die wenigen Vorräte hätten bei weitem nicht ausgereicht, uns bis zum nächsten Depot weiterzuhelfen, ganz abgesehen davon, daß Feuerungsmaterial und Hundeproviant fehlen.

Es ist nicht zu leugnen, daß es eine gewisse Enttäuschung ist, die volle Kiste Proviant mit den vielen guten Sachen nicht vorzufinden, die wir so sicher erwartet hatten. Aber schnell ist die Enttäuschung vergessen, denn Iversen hat auf seinem Ausflug außer der Auffindung des Depots noch eine andere Ausbeute gehabt. Als wir eine Weile dagesessen und über das Depot gesprochen hatten, zieht er nämlich eine Elfenbeinmöwe aus seinem Anorak und präsentiert sie mit verzeihlichem Stolz, denn es ist das erste Federwild, das wir bekommen haben, und wir sehnen uns sehr nach frischem Fleisch. Trotz des vielen Eises, das überall zu sehen ist, trotz des Inlandeises, das sich bis ganz zur Küste erstreckt, müssen wir doch in einen mildern Strich gekommen sein, denn Iversen hat auch eine ganze Schar Wildgänse gesehen. Ich glaube nicht, daß Noah sich mehr über das Ölblatt gefreut hat, das die Taube zur Arche auf dem Berge Ararat gebracht hat, als wir es in dieser Eiswüste tun bei der Gewißheit, daß Gänse an dieser Stelle sind; denn das läßt eine gute Jagdbeute erwarten, wenn wir diese ewige Eismauer hinter uns haben und wieder am Lande entlang fahren. Es gehört so unendlich wenig dazu, uns aufzumuntern. Jetzt kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß wir Bären und Robben für die Hunde bekommen und daß diese wieder gesund und stark werden, und wenn es Skorbut ist, woran ich leide, so werde ich

mich erholen, sobald wir reichlich Fleisch haben. Nichts scheint uns unmöglich; es ist lange her, seitdem wir so vergnügt waren, und all das um einer Möwe willen! Es gibt wenig Freuden hier oben, die wenigen aber, die man hat, werden dafür um so größer.

Als wir endlich weiter wollen, kühlt sich jedoch meine Begeisterung bedeutend ab. Ich möchte die Hunde gern soviel wie möglich schonen und gehe deshalb voraus, während Iversen das Zelt abbricht. Mit einem Stock in jeder Hand humple ich langsam auf meinen schmerzenden Füßen davon, bis ein Schwindelanfall mich überwältigt und ich mich in den Schnee legen und warten muß, bis ich mich wieder ein wenig erhole. Es geht langsam, aber nach anderthalb Stunden holt Iversen mich ein, und ich komme auf den Schlitten. Es hilft, es ist aber hart und demütigend, auf dem Schlitten zu sitzen und die Hunde auszuschelten, wenn ich weiß, daß es mein Gewicht ist, das ihre Kräfte erschöpft.

Bald ist die kleine Schäre erreicht, wo das Depot auf einer schneefreien Stelle liegt. Allein außer dem, was Iversen gestern fand, ist hier nichts weiter zu sehen als einige kurze Tauenden und ein paar aufgeschnittene Dosen; das Ganze ist ein deutliches Zeugnis dafür, daß an dieser Stelle früher ein Zeltplatz gewesen ist. Es ist hier nichts weiter zu holen, und wir fahren gleich weiter zwischen einigen kleinen Inseln oder Moränenwälle, die dicht vor dem Inlandeis liegen. Plötzlich gibt Iversen dem Schlitten einen Ruck, daß die Hunde erstaunt anhalten, und flüstert mir eifrig zu: „Sehen Sie doch, was ist das nur?“ Er zeigt auf etwas, das einem runden Steine gleicht. Ich kann kaum meinen eigenen Augen trauen: es ist eine große Schar Gänse, die sorglos schlafend dasitzen, ohne uns gehört zu haben. Es dauert keine Sekunde, da ist Iversen schon auf dem Wege zu ihnen, während ich, zitternd vor Spannung, auf dem Schlitten sitzenbleiben muß. Jetzt zielt er; ich kann mich kaum ruhig verhalten — ein Schuß — und die ganze Schar fliegt auf. Aber was ist das, blieb nicht eine liegen? Ich greife nach dem Fernglas — nicht eine, sondern zwei liegen an der Stelle, und nachdem Iversen die schreiende Schar eine Weile verfolgt hat, kommt er strahlenden Angesichts mit einer großen Gans in jeder Hand zurück. Die Freude ist groß,

als wir weiter südwärts fahren, und Iversen muß den Schlitten oft anhalten, um die prächtigen fetten Körper zu befühlen. Wir werden nicht müde, davon zu reden, wie herrlich sie wohl schmecken, wenn sie nach allen Regeln der Kunst gebraten und mit etwas von dem Rotkohl serviert werden, den Iversen gestern im Depot gefunden hatte.

Wir fahren rasch über das ebene, fast schneefreie Eis. Die kleinen Inseln mit ihren Gänsen liegen weit hinter uns, und neben uns haben wir nur die einförmige niedrige Gletscherwand. Schön ist es nicht; doch das kümmert uns nicht, solange die Bahn gut ist und die Hunde leisten, was sie können. Iversen geht singend hinter dem Schlitten her, und mit mir scheint es ein wenig besser zu stehen, wenn wir auch nicht länger daran zweifeln können, daß es Skorbut ist, woran ich leide, denn die Zähne sind sehr locker.

Wir schauen beständig nach Bären aus, haben aber keine große Hoffnung, daß unsere Anstrengungen von Erfolg gekrönt sein werden, denn wir sehen keine Spuren auf dem Eise, weder alte noch frische. Hier hatten wir doch so sicher auf Jagd gerechnet, denn die Leute der Danmark-Expedition trafen in dieser Gegend viele Bären. In diesem Jahr aber sind keine hier, und Visken muß sterben, denn es hat keinen Zweck, ihn länger am Leben zu lassen. Er ist sehr mager, aber selbst das bißchen Fleisch, das noch an ihm ist, muß für zwei Fütterungen hinreichen, und die Hunde sind mißvergnügt, mürrisch und hungrig.

Am Morgen des 16. Juni erreichen wir das Depot auf Amdrup-Land, das, soviel wir sehen können, unberührt ist. Es besteht aus 3 Pfund Pemmikan, 1 Pfund Erbswurst und 2 Pfund gefülltem Braunkohl, dazu noch etwa 100 Pfund Hundefutter. Wir finden Berichte von Koch und eine Mitteilung, daß Bären- und Walroßfleisch im Depot niedergelegt wurde, sonst nichts. Mylius-Erichsen ist sicher nicht hier gewesen, und wir müssen die Hoffnung jetzt aufgeben, seine und Höeg-Hagens Hinterlassenschaft aufzufinden, wenn sie nicht auf den Gletscher hier im Norden gegangen oder zum Depot am Mallemuk-Berg hinuntergefahren sind.

Wir sind sehr froh, so reichlich Hundeproviant zu finden, und

die Hunde heulen vor Entzücken, als sie Iversen mit einem großen Stück für jeden ankommen sehen. Sie sind aber besseres gewöhnt; sie schnuppern am Futter und haben keine große Lust einzuhauen. Auch wir sind enttäuscht, denn da wir so reichlich Hundeproviant vorfanden, glaubten wir, daß er von gleicher Art sei als der unsrige, und freuten uns im voraus, die Hunde so viel davon fressen zu lassen, als sie gelüstete. Wir wollten nur aufpassen, daß sie sich nicht überfraßen und dann am Morgen nicht zu brauchen waren. Unsere Besorgnis stellt sich aber als grundlos heraus, denn sobald ihr ärgster Hunger gestillt ist, wenden sie sich von dem Futter ab und fangen an umherzustreifen, um zu sehen, ob sie nicht etwas Besseres finden können. Grimrian macht Kochs Fleischdepot bald ausfindig, und obwohl es ganz verdorben ist, will er doch viel lieber davon fressen als das frische, aus Walfleisch und Tran gekochte Patentfutter. Allein das darf er nicht, da wir fürchten, er könne davon erkranken, und zu seinem Kummer werden er und die andern Hunde ihrer Freiheit beraubt. Wenngleich wir versuchen, sie mit einem Stück Patentfutter zu trösten, hilft es nicht viel, da sie es kaum fressen wollen. Dann geht Iversen auf die Jagd und kommt mit einer Gans zurück. Es ist dies freilich kein Land, wo Milch und Honig fließt, aber es ist doch ganz gut, zumal wenn wir einen Bären oder eine Robbe zum Hundefutter bekommen könnten.

Noch hatten wir keine Wärmegrade, wir fürchteten jedoch seit langem, sie zu bekommen, und richtig, am 16. abends, als wir weiter wollen, sind es nicht weniger als 2 Grad Wärme. Es steht Wasser auf dem blanken Eis, und die Hunde sind sehr ungehalten darüber. Sie heben die Beine hoch in die Höhe und sehen sich beständig nach uns um, wie um zu fragen, ob es wirklich so sein muß. Es gehört heute mehr dazu als gute Worte, die Hunde weiter zu treiben, denn das Wasser ist sehr kalt, und die armen Tiere sind von Wasserspritzern ganz durchweicht. Solange wir fahren, geht es; soll aber gerastet werden, so steht es schlimm, denn es ist keine trockne Stelle zu finden, und sie müssen stehen, wenn sie nicht wie Girly und Grimrian frech und klug genug sind, zu mir auf den Schlitten zu kommen. Sie könnten gut allesamt herauf, aber sie mißverstehen

Auf schwieriger Bahn.

Rast auf der Schlittenfahrt.

unsere guten Absichten, und wenn Iversen sie hinauflegt und ich sie festhalte, glauben sie, daß sie sich schwer versündigt und wir eine neue, raffinierte Strafe ersonnen haben. Sie heulen und bellen und geben sich nicht zufrieden, bis sie wieder unten im Wasser sind. Na, meinetwegen mögt ihr dort bleiben, von dem bißchen Wasser werdet ihr nicht sterben!

Es liegen Robben auf dem Eis, und viele Male im Laufe des Tages hält der Schlitten, damit Iversen sich zu den Tieren hinschleichen kann. Aber sie sind vorsichtig; sobald er in Schußweite kommt, lassen sie sich ins Wasser gleiten. Wir hassen die Robben, denn es ist in hohem Grade aufregend, soviel herrliches Fleisch daliegen zu sehen und außerstande zu sein, seiner habhaft zu werden. Doch man muß Eskimo sein, um mit Erfolg Robben zu jagen, und wenn ich auch oft mit Eskimos auf der Robbenjagd gewesen bin, auf der einige Tiere auch als meine Beute fielen, so ist es doch nicht leicht, einen andern die Jagd zu lehren, wenn man nicht selbst vormachen kann, was zu tun ist. Übrigens haben wir auch keine Zeit und wir haben hinreichend Hundefutter auf dem Schlitten, wenn die Hunde es nur fressen wollten.

Wir verlassen Amdrup-Land und fangen an über den Ingolf-Fjord zu fahren; wie gewöhnlich aber bekommen wir Schneebahn, sobald wir uns vom Lande entfernen. Es ist jedoch kein weicher Schnee, er ist im Gegenteil hart wie Zement und so uneben, daß ich nicht auf dem Schlitten liegen kann, ohne festgebunden zu sein. Es ist mein schlimmster Tag; aber Iversen ist in seiner Fürsorge für mich unermüdlich und fährt so vorsichtig wie möglich.

Es ist hart für ihn, alle Arbeit allein zu tun, die Hunde zu lenken und ihnen mit dem Schlitten zu helfen; aber stets hat er noch Zeit, einen Sack unter meinem Rücken zurechtzulegen, wenn die Erschütterungen des Schlittens ihn verschoben haben, oder er schiebt mir einen Anorak unter, um meine Kopfschmerzen zu lindern. Ich kann nicht dagegen protestieren, denn heute habe ich starkes Fieber, und ich vermehre nur Iversens Arbeit, da ich ab und zu im Fieberwahn auffahre und glaube, daß wir in Spalten hineinfahren. Aller Widerstand ist gebrochen; heute ist es mir einerlei — beinahe

einerlei —, ob ich lebe oder sterbe. Aber es gibt mir jedesmal einen Stich, wenn ich Iversens muntere Stimme höre, denn der Gedanke daran, was aus ihm werden soll, wenn ich wegsterbe, verfolgt mich selbst im Fieber.

Zum Glück wird es besser, als wir ein Stück vom Lande fortkommen. Die Schneewellen werden kleiner, das Fieber schwindet, und ermattet falle ich auf dem Schlitten in Schlaf.

Am 19. Juni gelangen wir über den Sund zur Eskimo-Halbinsel, und da das Strandeis sehr holprig ist, müssen wir auf dem flachen Strandstreifen fahren. Heute geht es mir glücklicherweise viel besser, und ich kann die Hunde wieder fahren; doch wir erzielen trotzdem keine große Tagesstrecke — dazu ist auf Land viel zu viel, das unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Einstmals haben hier viele Menschen gewohnt, und überall sehen wir Überreste aus jener Zeit, Zeltringe, Schießstände und Walfisch- und Walroßgerippe. Wie gern ginge ich hier umher, diese Überreste eines der abgehärtetsten Völker der Erde zu betrachten, allein es ist unmöglich; ich muß mich damit begnügen, von fern zu schauen und Iversen allein zwischen Zeltringen und Arbeitsplätzen umherstreifen zu lassen. Er findet eine Menge Sachen, die die fleißigen Eskimos zurückgelassen haben, Schlittenbeschläge aus Narwalzähnen, Messerhefte, Pfeile und Speerspitzen, sowie einige flache Knochenplatten mit Ausschnitten und Löchern auf einer Seite. Ob die Eskimos ausgewandert oder ausgestorben sind, kann man nicht wissen, wahrscheinlich das letztere, da sie sicher nicht so vieles zurückgelassen hätten, wenn sie wo anders hingezogen wären. Hart muß es sein, Jahr um Jahr hier oben zu leben, eine Generation nach der andern, allein Jagd muß es reichlich gegeben haben, davon sind die vielen Gerippe ein sprechender Beweis. Nach unsern eigenen und den Erfahrungen der Danmark-Expedition zu urteilen, war es in gewöhnlichen Jahren bis zum offenen Wasser nicht allzu weit.

Jetzt aber müssen wir hier haltmachen, denn die Sonne brennt von einem wolkenlosen Himmel, und der Schnee ist weich geworden. Wir fahren also auf Land hinauf und schlagen das Zelt an einer Stelle auf, wo wir eine gute Aussicht auf das Wasser haben.

Es ist ein belebender Anblick, sein eigentliches Element wieder-

zusehen, und die kleinen Wellen glitzern und blinken im Sonnenschein, wie um uns zu sich zu rufen und uns zu winken. Was gäbe ich darum, euerm Ruf folgen zu können und stark und gesund, wie ich bisher gewesen, dort hinauszuwandern, denn dort muß es Jagd geben, dort müssen Robben und Möwen sein, und vielleicht streift auch ein Bär umher. Wir halten diese Stelle für sehr geeignet zu einem Bärenaufenthalt, und als Iversen sich anschickt, das Zelt aufzuschlagen, verkürzen wir uns die Zeit damit, indem wir uns darüber unterhalten, und wir wundern uns, keine einzige Spur gesehen zu haben. Mechanisch gleiten meine Augen über das Eis, halten aber mit einem Ruck inne. Was siehst du, hast du Fieberträume, oder sind das wirklich Bären? frage ich mich selbst, denn dort unten, keine zweihundert Meter von uns, ist jetzt ein Bär, wo ich eine Minute vorher nur Eis gesehen habe. „Iversen, sehen Sie da unten etwas?“ frage ich ihn; ich hätte doch gern gewußt, ob ich am hellichten Tag Gespenster sehe, aber seine Antwort: „Tod und Teufel, das ist ja ein Bär!“ beruhigt mich, und fort stürmt er mit seiner Büchse. O, wie ich wünsche, daß er ihn erlegte! Es wäre Rettung für unsere Hunde, Medizin für mich, und die Augen messen die Entfernung zwischen Iversen und dem noch nichts ahnenden Bären. O weh, er ist hinter dem Bären her; wir haben ihn zu spät entdeckt; es muß etwas geschehen, denn die Erfahrung hat mich gelehrt, daß ein Mann einen Bären nicht einholen kann.

Wie ich zu den Hunden gelange, weiß ich nicht; aber es gelingt mir, sie zu erreichen, ich hole mein Messer hervor und schneide Grimrians Stränge durch. „Lauf, Grimrian, lauf, lauf und halte den Bären auf, das kannst du, wenn du willst!“ Und pfeilschnell läuft Grimrian hinter dem Bären her, den er auch bereits erblickt hat, aus irgendeinem Grunde aber ändert er seinen Entschluß und läuft auf Iversen zu! Jede Sekunde wird die Entfernung zwischen ihm und dem Bären größer; ich greife zum letzten Mittel, ich rufe laut und werfe mich in den Schnee in der Hoffnung, die Aufmersamkeit des Bären zu erwecken und ihn glauben zu machen, ich sei eine Robbe. In der Tat, der Bär bleibt stehen und sieht sich erstaunt um, er entdeckt mich, steht eine Weile da und schaut auf, dann läuft er — läuft

aufs Eis hinaus! Doch es gelingt mir, ihn abermals zum Stehen zu bringen, und bevor er wieder weiterläuft, sehe ich Iversen hinknien, sicher zielen und schießen. Der Schuß traf, aber in den Hinterkörper, und gleich darauf war der Bär draußen am offenen Wasser, während ich im Schnee lag, das Gesicht in den Händen, und vor Ärger hätte weinen mögen. Vergebens verfolgt Iversen das Tier, aber der Schnee ist unendlich weich; er kann dem schwerverwundeten Tier nicht folgen, und Grimrian kommt nicht darauf, dem Bären allein nachzulaufen.

Wir haben es sonst so gemütlich und hübsch im Zelt, aber heute sind wir beide schweigsam; wie anders wäre es gewesen, wenn wir den Bären nur zwei Minuten früher gesehen hätten, dann wäre er uns nicht entwischt!

In der Nacht vom 19. zum 20. Juni wird das Weiterkommen am Lande entlang infolge der starken Pressungen unmöglich, so daß wir bis ganz an den Rand des offenen Wassers fahren. Die Bahn ist dort gut, der Schnee auf dem Eise ist geschmolzen, und das Wasser läuft ins Meer ab. Wir kommen gut vorwärts, und die Stimmung hebt sich, als wir eine Robbe nach der andern auftauchen und uns mit ihren großen blanken Augen neugierig anglotzen sehen. Sie fahren fort dem Schlitten zu folgen; um richtig zu sehen, heben sie häufig den Kopf und den halben Leib aus dem Wasser, und wenn wir pfeifen, stehen sie ganz still und lauschen. Es ist eine wahre Festvorstellung; die Augen weichen nicht von uns, und Tropfen um Tropfen rollt blinkend über die schimmernde Haut. Aber vorsichtig sind sie doch; wir können sie nicht in bequeme Schußweite locken, und sie weit draußen im Wasser zu schießen, wäre zweckloses Gemetzel, denn dort können wir sie nicht erlangen. Aber unsere Zeit kommt schon noch; wartet nur, bis wir Zeit haben zu jagen — für jeden bricht einmal sein Tag an!

Zehntes Kapitel.

Neue Verluste.

Mehrere Stunden fahren wir am offenen Wasser entlang, wo wir außer Robben auch Eidergänse und Sturmvögel sehen, und es tat uns fast leid, es zu verlassen; aber wir müssen auf dem Lande weiter, um nicht an dem Depot auf dem Mallemuk-Berge vorbeizufahren.

Wir müssen durch starke Pressungen hindurch. Der Schnee dazwischen ist furchtbar, und ich kann nicht gehen. An den schlimmsten Stellen setze ich mich auf ein Stück Eis, und wenn Iversen mit vieler Mühe den Schlitten hindurch gebracht hat, kommt er zurück und hilft mir. Es geht langsam, aber vorwärts kommen wir, und der Lohn entspricht der Arbeit auch, denn unterhalb des hohen prächtigen Mallemuk-Berges finden wir blankes Eis. Hier geht es wie im Tanz. Die Hunde heben die Schwänze hoch, und Iversen geht hinter dem Schlitten her und singt, daß es von dem steilen Bergrücken widerhallt. Offenbar ist es ein kleines Paradies, in das wir hineinfahren. Hier gibt es eine Menge Möwen, die von Iversens melodischem Gesang aufgeschreckt mit lautem Kreischen antworten, während sie uns umkreisen. Dann sind da kleine behende Sturmvögel, die in gerader Linie auf uns zugeschossen kommen und in der Entfernung von einem Meter so stark bremsen, daß es in der Luft saust, und hoch über uns fliegen die großen plumpen Perlmöwen. Auf dem Eis sehen wir frische Bärenspuren, und es liegen viele Robben da und lassen sichs wohl sein in der warmen Sonne. Auf dem Lande piepen die Schneesperlinge, und an den steilen Seiten des Mallemuk-Berges rieselt ein Bächlein neben dem andern. Es ist Sommer hier, alles ist grün auf dem Lande.

Wir erreichen das Depot am ersten Tage nicht, wenngleich wir lange über blankes Eis fahren, und als wir am nächsten Tag aufbrechen, ist es ganz nebelig. Welch ein Unterschied nach dem strahlenden Lichte gestern! Da konnten wir weit und breit um uns blicken, wir konnten die Gletscher auf der Hovgaard-Insel sehen und weit in den prächtigen Dijmphna-Fjord hinein. Der Mallemuk-Berg lag in Licht gebadet, und die grotesken Formen der Eisberge standen scharf und blendend weiß da. Heute ist alles grau und matt. Die Eisberge tauchen wie eine weißliche Helle ohne feste Konturen auf, der Mallemuk-Berg ist verschwunden, und wir sehen nur ein kleines Stückchen schwarzen, öden Strandes, der sich ein paar Meter vor uns im Nebel verliert. Das Wasser treibt ans Land, tiefer Schnee macht die Bahn schlecht, im Eis sind breite Risse, die Hunde sind müde und naß, und es ist überhaupt ein trübseliger, unangenehmer Tag. Wir fahren am Land entlang, dicht an den Gezeitenspalten, und jedesmal, wenn wir etwas dem Depot ähnliches sehen, geht Iversen an Land, um es zu untersuchen. Doch wir finden nichts, was auf eine frühere Anwesenheit von Menschen in dieser Gegend hindeutet, auch am nächsten Tage nicht, wo der Nebel von tief herabhängenden schwarzen Wolken abgelöst wird, aus denen große schwarze Wassertropfen niederfallen. Die einzige Ausbeute der zweitägigen Arbeit ist ein Hase, den ich hoch oben auf dem Berge erblickte. Es ist freilich wenig, allein besser als nichts, denn ich bedarf des frischen Fleisches sehr. Die geringe Besserung in meinem Zustand, die ich infolge der von Iversen geschossenen Gänse und Möwen zu spüren geglaubt, ist wieder verschwunden, und deshalb sind wir unendlich froh über den Hasen, der — bei großer Sparsamkeit — genug Fleisch für vier Tage gibt. Das Depot aber können wir nicht finden, und wir haben keine Lust, noch mehr Tage zu verlieren. Wir beschließen also, das Suchen aufzugeben, und versuchen so schnell wie möglich zur Hovgaard-Insel hinüberzukommen.

Es ist dies aber leichter gesagt als getan, denn bei dem milden Wetter ist viel Schnee geschmolzen, und überall steht Wasser auf dem Eis, so daß wir durch große Seen fahren müssen. Es wird immer schlimmer, je weiter wir vom Lande fortkommen, und von einem ganz kleinen Binnenmeer aufgehalten, aus dem die Eisstücke wie Inseln

aufragen, müssen wir den Marsch nach drei Kilometern aufgeben. Das Wasser ist viel zu tief, um hindurchzufahren; wir können keinen Weg um dasselbe herum finden, und nach eingehender Besprechung unserer Lage beschließen wir, hier am Mallemuk-Berge zu warten, bis der Schnee geschmolzen und das Wasser durch die Löcher im Eis abgelaufen ist. Dann habe ich auch Aussicht, mich zu erholen; die Ruhe aber muß helfen. Möwen gibt es hier zwar nur wenige, Robben aber, glauben wir, sind uns sicher, und Bären können früher oder später kommen.

Wir haben Proviant für zwanzig Tage, wenn wir, wie in der letzten Zeit, mit kleinen Rationen rechnen; aber Jagd ist notwendig, wenn wir hier bleiben sollen, für uns, vor allem aber für die Hunde, die sehr entkräftet sind und dringend reichlichen Futters bedürfen, d. h. eines solchen, das sie fressen wollen. Denn reichlich Futter haben sie bekommen, seit wir zu dem Depot auf Amdrup-Land gelangten; allein was nützt das, wenn die Hunde nicht fressen, was sie erhalten. Sie fressen gerade so viel, um den ersten Hunger zu stillen, mehr aber nicht, und sie sind furchtbar abgemagert und mitgenommen. Wir haben nur noch Girly, Björn, Grimrian, Pan und Göjs übrig, und Göjs ist so erschöpft, daß wir ihren Tod jeden Augenblick erwarten können. Sie bekommt jetzt die Knochen von Hasen, Gänsen und Möwen, die wir vorher abgenagt und rein geschabt haben. Das ist das ganze Extrafutter, das wir ihr geben können; sie nimmt es auch gern, doch es füllt nicht sehr und sättigt noch weniger.

Wie herrlich ist es doch, die Verantwortung von meinen Schultern auf die der vorgeschrittenen Jahreszeit zu schieben! Jetzt ist sie es und nicht ich, die das Schlittenfahren verhindert, und ohne Gewissensbisse kann ich in tiefen Zügen den so lange ersehnten Frieden genießen. Es ist etwas anderes, im Zelt oder draußen in der warmen Sonne zu liegen, als auf dem Schlitten zu sitzen und sich durchrütteln zu lassen. Ich empfinde ein unendliches Wohlbehagen bei dem Gedanken, daß es vielleicht viele Tage dauern kann, bis wir wieder unterwegs sind. Jetzt, glaube ich, werde ich mich erholen, wenn ich immer Fleisch bekommen kann. Iversen ist unermüdlich; er ist zehn, zwölf, ja vierzehn Stunden fort und bringt immer eine oder zwei Möwen ins Zelt.

Viel kommt dabei nicht heraus, denn die Möwen fliegen hoch

und sind nicht so leicht in Schußweite zu bekommen, als wir annehmen. Aber es ist genug für mich; eine Möwe am Tage liefert mir hinreichend frisches Fleisch, und noch ist für Iversen genug Proviant vorhanden. Selbstverständlich wünschten wir, die Jagd wäre ausgiebiger, denn die Ausbeute einer so vielstündigen Wanderung ist nicht groß und auch nicht genügend, um davon zu leben, wenn wir aus irgendeinem Grunde gezwungen wären, uns hier aufzuhalten. Aber kommt Zeit, kommt auch wohl Rat; ich werde schon wieder einmal gesund, und dann sind wir unser zwei, um auf die Jagd zu gehen.

Eines Tages geht Iversen über den Fjord und findet das Depot. Ich liege nichts ahnend im Zelt; es ist erst ein paar Stunden her, seit er gegangen war, und ich kann ihn noch lange nicht zurück erwarten. Plötzlich höre ich ein schwaches „Hallo" aus weiter, weiter Ferne. Ich lausche; da ist es abermals, und als ich den Kopf zum Zelt hinausstecke, sehe ich Iversen in vollem Laufe herankommen. Er ruft wieder, und ich lausche. Es muß etwas sehr Spannendes sein, was er mir zu erzählen hat, und jetzt höre ich, daß er ruft, ob ich ihn hören kann. „Ja!" brülle ich zurück, daß es im Kopfe schmerzt, aber der Schmerz ist im Nu vergessen, als Iversen stehen bleibt und ruft: „Ich habe das Depot gefunden, es sind eine Menge köstlicher Dinge da!"

Ich zünde eiligst den Primus an und mache Tee, denn wir müssen doch das freudige Ereignis feiern, während Iversen strahlend, aber so außer Atem, daß er kaum sprechen kann, zum Zelt zurückkommt. Ja, das Depot hatte er gefunden! Es war von einem Felssturz verschüttet, und erst als er hoch oben auf dem Lande einen Bärenschädel erblickte, kam ihm der Verdacht, daß das Depot in der Nähe sein müsse. Da wühlte er unter den Steinen herum, und es gelang ihm endlich, es auszugraben und zu sehen, was es enthielt; darum eilte er zurück, um mich an der Freude teilnehmen zu lassen. Es ist eine ganze Proviantkiste; wenn sie nicht durch Feuchtigkeit gelitten hat, ist darin die volle Ration für zwei Mann auf etwa 15 Tage. Außerdem ist Hundeproviant da, ein Fäßchen Petroleum, zwei verlötete Kisten, über deren Inhalt wir uns die wildesten Hoffnungen machen, ein unbrauchbarer Karabiner und eine Kiste mit einer ganzen

Zum letztenmal mit den Kameraden im Lager.

Überschreitung eines großen Eishügels.

In einem Eistal.

Menge mehr oder minder brauchbarer Gegenstände, und endlich ein paar Mitteilungen an Mylius-Erichsen, eine von Hauptmann Koch und eine von Steuermann Thostrup, der das Depot angelegt hat. Aus Thostrups Brief erfahren wir, was die Depots im Süden enthalten, und wir kommen uns jetzt unglaublich reich vor, denn alle 50—80 Kilometer ist reichlich Proviant niedergelegt. Und an einer Stelle, südlich von Lambert-Land, sollen sich sogar ganze fünf Proviantkisten befinden, vielleicht sogar ohne den Pemmikan zu rechnen. Das ist ein unermeßlicher Reichtum! Unsere nächste Zukunft ist jetzt also gesichert, wenn auch die Jagd fehlschlägt, und unsere Freude ist unbeschreiblich.

Schleunigst hat Iversen die Hunde vor den Schlitten gespannt und mir zum Strand hinunter geholfen, denn ich kann nicht still liegen, sondern muß mit und all die Herrlichkeiten ansehen. Und dahin geht es über das schneefreie Eis, über breite Spalten, und dann biegen wir zum Land hin ein, wo die Kisten in einer Reihe aufgestellt sind. Es ist ein kleines Loch in der Proviantkiste, und Iversen versichert mir, daß der Inhalt wirklich gut rieche; er glaube nicht, daß etwas verdorben sei. Aber wir können nicht warten und uns erst Gewißheit verschaffen, wenn wir wieder zurück sind, dazu ist es viel zu spannend. So schneiden wir denn die Kiste mit einem Messer auf. Hm, ja, das könnte besser aussehen. Das Brot ist durch Schimmel verdorben, die Schokolade ist grün, der größte Teil des Zuckers ist zerschmolzen, und einige der Dosen sind durchgerostet. Alles in allem aber ist die Kiste doch einigermaßen gut, und wenn es auch nicht sehr appetitlich aussieht, so ist das meiste für uns in unserm jetzigen Zustand genießbar.

Sie ist ja nicht für uns bestimmt, aber die sie haben sollten, hatten leider keinen Nutzen von dem Fleiß und der Mühe ihrer Kameraden, und da es in kurzer Zeit doch verdorben sein würde, nehmen wir alles mit und öffnen die andern Kisten vor unserm Zelt. Es sind reine Kleider darin, Tabak, und als einen Beweis des guten Verhältnisses zwischen den Männern an Bord und den Reisenden finden wir zwischen den Kleidern lauter kleine Pakete mit Zigarren und Zigaretten und eine ganze Dose eingemachter Stachelbeeren.

Es wäre eine Freude für Mylius-Erichsen und seine Gefährten gewesen, hierher zu kommen und die Fürsorge und Freundlichkeit

zu sehen, mit der die Kameraden ihrer gedacht hatten. Doch wenn damals auch alles in besserm Zustand gewesen wäre, hätte ihre Freude doch nicht größer sein können als die unsrige, und mit Dankbarkeit gedenken wir der Männer, die diese Gaben gesandt haben, und derer, die Kälte und Anstrengungen nicht gescheut haben, um sie hierher zu bringen. Wir vergessen völlig, daß es ihnen unbekannte oder wenigstens sie nichts angehende Männer sind, die aus ihrer Freundlichkeit und Arbeit Nutzen ziehen. Könnten sie aber unsere Freude und Dankbarkeit sehen oder ahnen, so wären sie sicher zufrieden, in dem Bewußtsein, ein gutes Werk getan zu haben.

Drinnen im Zelt stellt Iversen eine lange Reihe Dosen mit verschiedenen Speisen auf: Labskaus, gefüllten Braunkohl, Blutpudding und vieles andere; es ist so lange her, seitdem wir zwischen so vielen verschiedenen Gerichten wählen konnten, daß es uns ordentlich schwer fällt, uns zu entscheiden. Der Hunger aber kürzt die Überlegung ab; Iversen will Labskaus haben, eine halbe Dose, und da wir annehmen, daß Hafergrütze gut für Skorbut ist, wird für mich ein Brei gemacht. Die Hafergrütze ist schimmelig; doch was tut's, ein wenig Schimmel kann wohl nicht schaden, und wir glauben nie eine so köstliche Mahlzeit gehabt zu haben. Wir genießen sie in kleinen Portionen, kosten an jedem Löffelvoll, und als das Festmahl mit Kaffee beschlossen wird, bleibt uns nichts mehr zu wünschen übrig.

Jetzt können wir der nächsten Zukunft mit Ruhe entgegensehen, und die Tage gehen hin, einer wie der andere. Die einzige Abwechslung ist das Wetter, das bald schön, häufiger aber rauh und nebelig ist. Aber ob die Sonne scheint, oder der Nebel niedrig hängt und es stürmt, Iversen ist stets auf der Jagd, um seinem kranken Kameraden Fleisch zu verschaffen. Es ist noch immer nicht viel, was er erlegt, in der Regel aber bringt er eine Möwe für mich mit nach Haus, der ich allein im Zelte liege und nichts anderes zu tun habe, als nach ihm auszuschauen und eine Tasse Tee für ihn bereitzuhalten, wenn er müde und durchfroren, aber in unverwüstlich guter Laune von einem einsamen Jagdausflug auf Möwen zurückkehrt.

Am 29. Juni versuchen wir wieder weiterzukommen, müssen es aber aufgeben, da Schnee und Wasser noch nicht genügend abgenommen

haben. Iversen, der mit der Hälfte unserer Sachen den Versuch macht, sinkt noch bis an den Leib in Schnee und Wasser ein. Wir wären gern aufgebrochen, denn es hält schwer mit der Jagd, allein wir müssen unsere Ungeduld zügeln und noch einige Tage warten. Unsern Zeltplatz wollen wir in den Norden vom Mallemuk-Berg verlegen, da wir dort näher ans offene Wasser kommen und hoffentlich bessere Jagd finden.

Man liest so häufig von der Freude eines zum Tode Verurteilten über eine unverhoffte Begnadigung, und ich habe oft versucht, mir seinen Jubel und seine Seligkeit vorzustellen, wenn er erfährt, daß er nicht zu sterben braucht. Alles was ich mir vorgestellt habe, ist bis jetzt sicher weit entfernt von der Wirklichkeit gewesen, jetzt aber glaube ich, mich in seine Freude hineinversetzen zu können. Denn ich war selbst sicher, sterben zu müssen; wie konnte es auch anders sein? Tag für Tag schwanden die Kräfte; es sind zwanzig Tage her, seit ich mich zuletzt auf den Füßen halten konnte, und die Glieder sind immer mehr geschwollen und immer schwärzer geworden. Heute aber, als Iversen das Zelt abbricht und ich auf meinem Schlafsack sitze — wie gewöhnlich warte ich darauf, daß er mir zum Strande hinunter helfe —, kommt mir der Gedanke, es doch mit dem Gehen wieder zu versuchen. Mit Hilfe von zwei Stöcken erhebe ich mich; es tut weh genug, und schwindlig wird's mir auch, aber der Schwindel geht vorüber, und nachdem ich eine Weile gestanden habe, mache ich einen Schritt. Es geht; noch einen also. Ich bin über die Maßen glücklich, werfe den einen Stock weg, stehe wankend eine Weile da, und dann geht es wieder vorwärts. Weg mit dem andern Stock, es geht auch jetzt, und „Iversen", rufe ich in meiner überströmenden Freude, „sehen Sie, ich kann gehen!" Und es geht gut bis ganz zum Strand hinunter, wo Iversen steht mit einem Gesicht, das sicher ebenso vergnügt ist wie das meine. Ja, ich kann mich auch ohne Hilfe allein hinsetzen und ich habe beinahe Lust, vor Freude laut zu schreien, auf dem Kopf zu stehen, kurz irgend etwas zu tun, so überwältigend ist meine Freude, und die ganze Nacht liege ich wach. Du kannst gehen, jubelt es in mir, du stirbst diesmal noch nicht, bald bist du gesund und kannst deinen Teil der Arbeit wieder tun!

Eine schlaflose Nacht ist sonst kein Segen, heute Nacht aber

bin ich so froh, wieder an die Zukunft denken zu können, daß ich die Flucht der Stunden gar nicht merke. Jetzt kann ich mich wieder des Lebens freuen und Pläne machen, und halblaut flüstere ich mir ein um das andere Mal zu: du kannst gehen, o Gott, wie herrlich!

Erst als der Morgen kommt und wir aufbrechen sollen, wird mir ein wenig angst; wie, wenn es nur vorübergehend war! Sobald ich aber aufs Eis hinaus komme, weiß ich bestimmt, daß es mit mir besser geworden ist, und die Schmerzen sind noch geringer als gestern abend. Niemals, meinte ich, hatte die Sonne so schön geschienen, und in meiner Freude sieht selbst der kahle, düstere Mallemuk-Berg schön und freundlich aus. O, wie schnell das geht! Der Schnee ist auf dem Eis geschmolzen und hat große, ziemlich tiefe Seen hinterlassen; doch wir fahren geradeaus, über Eis oder durch das Wasser, es ist ganz einerlei, und häufig, sehr häufig halte ich die Hunde an, um mich zu überzeugen, daß das Ganze keine Einbildung ist und ich wirklich gehen kann. Wir sind vergnügter, als wir es seit langer, langer Zeit gewesen, wir singen und lachen, daß es von der Felswand schallt; kein Wunder, daß wir diese Fahrt als herrlichen Ausflug betrachten! Als wir zuletzt am Mallemuk-Berg vorüberfuhren, liefen eine Menge kleiner Bächlein an seinen Wänden hernieder; in dem halben Dutzend Tage, die wir gerastet haben, ist der Sommer mit Riesenschritten vorwärts gegangen, und wir sind erstaunt, ein mächtiges Brausen zu hören, das zu ohrenbetäubendem Getöse anwächst. Ein großer Wasserfall stürzt mit so starkem Brausen über die senkrechte Felswand herab, daß wir laut schreien müssen, um einander hören zu können. Über das Eis hinweg fließen große Mengen Schmelzwasser, an manchen Stellen sind Löcher entstanden; wir können nicht mehr lange nördlich vom Mallemuk-Berg bleiben, denn es dauert wohl nicht viele Tage, bis das Eis ganz fort ist. Die Versuchung ist aber noch nicht sehr groß, denn wenn wir uns dem offenen Wasser auch bis auf ein paar Kilometer nähern, gibt es dort doch nicht mehr Jagd als weiter innen im Fjord. Nach ein paar Tagen kehren wir um und machen einen Versuch, über den Fjord zur Hovgaard-Insel zu gelangen.

Am 5. Juli unternehmen wir diesen Versuch, doch obwohl wir

Schneekufen und Blechplatten unter die Bodenbretter gebunden haben, damit der Schlitten nicht in den Schnee sinken solle, müssen wir es doch aufgeben, denn die Bahn ist ebenso unwegsam wie vorher. Unter dem Schnee steht das Wasser auf dem ebenen Eis 30 Zentimeter hoch oder höher, und kommen wir zwischen Pressungen oder alte Eisschollen hinaus, so kann das Wasser in einzelnen Löchern bis zu einem Meter steigen, wenn wir überhaupt Grund finden. Das Vordringen ist ganz unmöglich; es ist umsonst, den Versuch zu machen, durch diesen Schneeschlamm zu kommen, wo weder wir noch die Hunde sich bewegen, geschweige denn arbeiten können. Nach einer Nacht großer Mühsal müssen wir umkehren und wieder Land aufsuchen, um Kleider und Proviant zu trocknen. Aber noch haben wir die Hoffnung weiter zu kommen nicht aufgegeben; wir wollen einen neuen Versuch machen, und da wir annehmen, daß der Schnee jetzt vom jahralten Eis weggeschmolzen sein müsse, lasse ich Iversen mit dem leeren Schlitten außen um die Pressungen fahren auf den Rand des offenen Wassers zu und von dort zur Hovgaard-Insel hinüber. Es glückt über alles Erwarten. Als er viele Stunden später zurückkommt, hat er nur Gutes zu melden. Er ist fast ganz drüben an der Hovgaard-Insel gewesen, und dort ist nur Wasser und kein Schnee auf dem Eis.

Achtzehn Tage waren wir hier am Mallemuk-Berge, aber der Aufenthalt hat uns gut getan. Ich bin gesund, wenigstens einigermaßen, und kann wieder arbeiten, der Schnee ist vom Eise dieses Jahres abgeschmolzen, und wir hoffen jetzt, ein gutes Stück weiter nach Süden kommen zu können, bevor das Eis ganz aufbricht und ins Meer geht. Leider haben wir in der Zeit unseres Aufenthalts hier zwei von unsern fünf Hunden verloren, denn Göjs konnte nicht mehr und wurde erschossen, und Pan, unser Schmerzenskind vom Inlandeis, ist ertrunken. Er hatte immer Furcht vor dem Wasser und war deshalb in letzter Zeit von keinem großen Nutzen, aber er war noch in ziemlich guter Verfassung. Dann nahm ihn Iversen mit auf seine letzte Tour nach der Hovgaard-Insel, und weil er wußte, daß Pan es nicht liebte, durch Wasser zu fahren, spannte er ihn bei den Gezeitenspalten aus, um ihn später hinüberzutragen, wenn der Schlitten und die andern Hunde aufs Trockne gekommen waren.

Er verließ also Pan; dieser aber hatte das offenbar als Kränkung empfunden, und als Iversen den Rücken wandte, hatte er beschlossen, auf eigene Hand über die Spalte gehen. Schlau ist er nie gewesen, und er wählte daher zum Übergang die tiefste und breiteste Stelle. Aber das Wasser ist kalt, und als Iversen nach einigen Minuten zurückkam, ihn zu holen, stand Pan da, den Kopf über Wasser und mausetot. Ich ahnte nichts davon, bis Iversen die Leiche angeschleppt bringt und mir erzählt, daß Pan am Herzschlag gestorben sei! Das ist ein trauriger Tod für ihn, immerhin aber doch noch besser als der, der die drei andern erwartet; denn wenn wir nicht bald Jagd finden, recht gute Jagd, so müssen wir sie töten und sie selber essen, da der Hunger anfängt sich zu melden und wir uns jeden Tag mit weniger begnügen müssen. Wenn unserm Aufenthalt am Mallemuk-Berg auch einige unangenehme Erinnerungen an tote Hunde, fehlgeschlagene Jagdhoffnungen und beständige Anfälle von Hunger anhaften, war er uns doch lieb, und am 8. Juli nachmittags gehen wir fast mit Wehmut auf unserm alten Lagerplatz umher und nehmen Abschied von der vertrauten Umgebung. Aber der Schlitten ist beladen, und die Hunde warten. Also lebe wohl, Mallemuk-Berg, wir werden dich nie vergessen, denn hier fanden wir das herrliche Depot, und hier ward mir neues Leben geschenkt!

Zum letztenmal fahren wir an dem steilen Fels mit seinem donnernden Wasserfall und den vielen Möwen vorüber, die wir doch nicht bekommen konnten. Bald ist es hohe Zeit fortzukommen, denn wo das Eis bei unserer Ankunft noch ganz zusammenhängend und fest war, sind jetzt große Buchten und breite Spalten, über die wir nur schwer einen Übergang finden. Es wird nicht lange dauern, dann ist hier offenes Wasser bis zu den Klippen; aber wir kommen noch glücklich vorbei und bleiben an der See, wo wir bald herrliche, schneefreie Bahn haben.

Rasch kommen wir südwärts weiter; wie gern wir unsere Hunde auch schonen möchten, wir müssen sie doch in große Seen hineinfahren, wo das Wasser so tief ist, daß es ihnen bis an den Leib geht. Es sind die drei besten Hunde, die uns noch geblieben sind. Wenn sie auch abgemagert und ausgehungert sind und es hassen naß zu werden, ziehen sie doch willig und gehen ohne Murren ins Wasser. Unsere Schlafsäcke und alles, was naß werden kann, ist oben auf leeren Blechdosen

und Proviantkisten verstaut, und trotz des geringen Gewichts ist die Last hoch wie ein Haus und verschiebt sich häufig. Jetzt aber sind wir zwei an der Arbeit, und alles scheint uns leicht, denn jetzt geht es ja wieder heimwärts!

Auf unserm Weg sind Spalten, große, breite Spalten, in denen die kleinen Wellen in der Sonne glitzern, und die neugierigen Robben die Köpfe heben, wenn wir den Schlitten darüber hinweg auf kleine treibende Eisschollen fahren, die als Fähre dienen müssen. Wir schieben ihn soweit wie möglich in die Rinne hinaus, dann lassen wir ihn stehen, und der Wind treibt unser Schiff weiter, bis es sich einer vorspringenden Spitze an der andern Seite der oft mehr als 16 Meter breiten Spalte nähert. Sobald die Scholle das feste Eis berührt, treiben wir die Hunde vorwärts, und während einer von uns vorn am Schlitten steht und ihm einen Ruck gibt, schiebt der andere hinten nach, wobei zugleich auf die Hunde gepeitscht wird, um sie zu einer Kraftanstrengung anzuregen; dann fahren wir weiter über ziemlich festes Eis. Aber auch hier wird es nicht mehr lange währen, bis die Strecke, über die wir jetzt fahren, offenes Meer sein wird, denn die Spalten sind dreimal so breit geworden, seitdem Iversen vor vierundzwanzig Stunden hier war.

Wir haben ziemlich viel Nebel, wodurch wir uns sehr verspäten, da wir zwischen all diesen Spalten nicht aufs Geratewohl zu fahren wagen. Aber es würde für mich auch schwer halten, noch eine ganze Nacht zu gehen. Ich bin jetzt sehr zufrieden, einmal eine längere Rast halten zu können, als wir mit gutem Gewissen tun würden, wenn das Wetter klar und schön wäre. Auch den Hunden tut das lange Ausruhen und der kurze Arbeitstag gut, denn es ist sehr anstrengend für sie, über das scharfe Eis zu laufen, an dem sie sich die Pfoten zerschneiden und zerreißen. Besonders schlimm ist es für Girly, denn wir müssen durch viel Wasser, und sie muß, da sie vorausgeht, das dünne Eis zerbröckeln, das der Nachtfrost über die Seen legt. Es strengt sie sehr an, und nun ist sie auch krank, die Arme, schon seit vielen Tagen. Es ist ein inneres Leiden; es muß ihr große Schmerzen verursachen, denn sie winselt im Schlaf und kann keine Ruhe finden. Sobald sie jedoch im Geschirr ist, wird sie wieder die Alte, rasch,

willig und wachsam. Nur wenn wir anhalten, fängt sie wieder an zu winseln und kommt zu uns, um Mitgefühl zu suchen. Mein armer kleiner Leithund, es fehlt dir gewiß nur an Nahrung. Gott gebe, wir könnten dich besser füttern; der Wille ist da, das Glück aber ist wider uns, wir hungern alle, kleine Girly, und müssen uns in unser Schicksal finden! Wenn der Nebel zu dicht wird, schlagen wir das Zelt auf, froh über die zurückgelegte Strecke und über die willkommene Ruhe, denn hier haben wir es sehr gut und wir haben hier ebenso gute Aussicht, Bären und Robben zu erlegen wie auf dem Lande.

Den Dijmphna-Fjord haben wir passiert und fahren nun an der ungastlichen Ostküste der Hovgaard-Insel entlang, die eigentlich ein einziger Gletscher ist. Nur hier und dort ragt eine kleine eisfreie Spitze aus der mächtigen Eisdecke hervor; doch auch diese einzelnen Spitzen können wir nicht benutzen, da die großen Mengen Wassers, die beständig über den Gletscher herabströmen, einen breiten Kanal längs der ganzen Küste geschmolzen haben. Von diesem Kanal strahlen andere meist im rechten Winkel auf unsern Kurs aus; diese Kanäle von 3 bis 16 Meter Breite verursachen uns viele Qualen und zwingen uns, große Umwege zu machen. Kommen wir an eine Scholle, die als Fähre benutzt werden kann, so haken wir uns gleich fest daran, untersuchen sie mit dem Eisspieß und sehen, ob sie fest genug ist, das Gewicht des Schlittens zu tragen. Meist geht es gut; es kann aber auch, trotz aller Vorsicht, schlecht kommen, und wir haben bei einer solchen Gelegenheit den Schlitten beinahe verloren. Da ist eine breite Spalte, die wir passieren müssen. Ein paar Stunden haben wir an ihr den Schlitten durch einen Morast von Schnee und Wasser geschleppt, bis wir endlich eine Scholle finden, die brauchbar scheint. Ich bin jetzt so kräftig, daß ich ziemlich weit springen kann, und mit einem Seil um den Leib lande ich auf unserer künftigen Fähre. Sie ist groß, mindestens 6 Meter im Durchmesser, hat keine sichtbaren Risse, und der Rand ist fest und hart. Mir scheint sie gut, und Iversen zieht die Scholle und mich ans Eis. Dann fahren wir los, erreichen die Mitte der Scholle, und der Schlitten ist schon fast hinüber, als die Hunde vor dem Wasser an der gegenüberliegenden Seite

Mächtiges Strombett auf dem Inlandeis.

Poulſen vor dem Zelt.

Angst bekommen und aufhören zu ziehen. Wir schieben am Schlitten nach, und jetzt, da die Hunde nicht mithelfen, stößt die Scholle von der Eiskante ab. Wir versuchen den Schlitten zurückzuziehen; das wollen aber die Hunde nicht, sie sträuben sich dagegen, und die Öffnung zwischen der Scholle und dem festen Eis erweitert sich immer mehr. Da, jetzt sinkt der hintere Teil des Schlittens ins Wasser! „He, Iversen! Jetzt gilts!“ und mit einem kleinen Stückchen Eis als Trittstein springen wir auf die Scholle, auf der das Vorderteil des Schlittens ruht. Unerbittlich saust die Peitsche auf die Hunde herab, wir ziehen und zerren am Schlitten und schreien wie besessen, um unsere müden Tiere zu ermuntern, aber der Schlitten rührt sich nicht, er sinkt immer tiefer und tiefer — und darauf ist alles, was wir brauchen, um uns am Leben zu erhalten! Wir können den Schlitten nicht heraufziehen, er ist viel zu schwer geworden. Wir müssen die Stricke jetzt kappen und bergen, was geborgen werden kann. Der Schlitten aber steht beinahe aufrecht, und große Hoffnung haben wir nicht. Ich halte den Schlitten, so gut ich kann, während Iversen als der Stärkste Stück um Stück ans Land bringt, zuerst die Büchsen, dann die Munition, Tagebücher und Proviant, und zu unserer unsagbaren Freude wird beinahe alles geborgen. Der Theodolit, der photographische Apparat, ein Spaten und ein paar Kleinigkeiten verschwinden in der Tiefe, das Meiste aber liegt doch in einem unordentlichen Haufen auf der Eisscholle, die bald am entgegengesetzten Ufer vertäut wird. Jetzt haben wir Zeit, den Umfang des Schadens zu übersehen; er ist nicht gering. Alles ist naß, und wenn wir auch die Kleider, Schlafsäcke, Bücher usw. trocknen können, so sieht es doch mit unserm Proviant sehr traurig aus. Die paar Hände voll Zwieback, die wir noch übrig haben, sind in einen schleimigen Teig verwandelt, die getrockneten Gemüse zu dreifachem Umfang aufgequollen, und der Tee muß mit den Händen ausgedrückt werden. Das Wasser ist ganz braun, und wir sind ärgerlich, den Tee vergeudet zu sehen. Wäre es noch Süßwasser gewesen, so hätten wir es wie das Gemüsewasser kochen können, das sicher noch etwas Kraft enthalten muß, wie wir glauben; aber das Wasser ist salzig, sehr salzig, und dieser Versuch der Sparsamkeit muß aufgegeben werden. Daß all unser Salz geschmolzen ist, macht nicht viel aus; es ist Salz genug in

dem Rest des Proviants; schlimmer aber ist es mit unserm letzten Quentchen Zucker, das vollkommen verschwunden ist und nicht ersetzt werden kann. Es macht Arbeit, die nassen Kleider zu trocknen und den Schaden so gut wie möglich auszubessern. Die Gemüse müssen gut getrocknet werden; wir nähen sie in ein Stück Zelttuch ein, damit sie nicht verderben oder verloren gehen, und das Brot wird in einen Beutel getan; das Wasser wird aus ihm ausgerungen und er wird zum Trocknen aufgehängt.

Dennoch ist das Brot fast unbrauchbar, und wir bereuen nun, so sparsam damit umgegangen zu sein, denn in Salzwasser aufgelöster und in einer Pfanne gerösteter Zwieback ist kein leckeres Gericht. Aber wir setzen Vertrauen auf die Proviantkisten, die sich nach Thostrups Mitteilung auf einigen kleinen Schären im Südosten der Hovgaard-Insel befinden sollen; mit dieser Hoffnung vor Augen ist der Verlust nicht gar so groß.

Doch essen müssen wir etwas, einerlei was es ist; denn wir haben lange Zeit mit weniger als ein Pfund täglich gelebt, und das zehrt allmählich an unsern Kräften. Wir haben nur noch Pemmikan, und wenn es unter gewöhnlichen Verhältnissen auch langweilig wäre, monatelang dasselbe zu essen, finden wir doch jetzt, daß Pemmikan ein herrliches Gericht ist. Schade nur, daß es so wenig ist, denn mehr als ein halbes Pfund täglich dürfen wir nicht davon genießen. Solange wir noch etwas Brot hatten, ging es noch; aber jetzt, wo wir nur Pemmikan, Gemüse und Tee haben, fühlen wir den Hunger sehr, und mit sehnsüchtigen Augen starren wir auf die kleinen Schären, die sich jetzt über dem südlichen Horizont erheben. Dort sind Lebensmittel, aber es ist noch weit dahin, und das Eis wird mit jedem Tag schlechter. Die Spalten werden häufiger und sind breiter, am schlimmsten aber ist doch der Schnee, der noch tief zwischen den Pressungen und auf den alten Schollen liegt. Man fährt wie auf unsicherm Moorgrund. Zuweilen, doch nur selten, ist eine dünne Kruste darauf, die trägt, wenige Schritte weiter aber sinken Hunde, Schlitten und Menschen tief in den tückischen Schneeschlamm ein. Das Wasser ist tief und eisigkalt. Es läuft in unsere Kamikker hinein, und der Schnee klebt in großen feuchten Klumpen an unsern Beinkleidern und Hemden.

Dort schmilzt er, und wir sind von Kopf bis Fuß patschnaß, nachdem wir durch einen schmalen Gürtel Schnee gefahren sind. So sage ich denn: „Jetzt fahren wir nicht weiter!" Wir ziehen den Schlitten ruckweise, immer einen viertel oder halben Meter auf einmal, wir müssen durch den Schlamm vorwärts waten und mit unserm Gewicht den Schnee ins Grundwasser hinunterdrücken. Darauf fassen wir den Schlitten wieder an und schreien dabei, daß es gellt; dann bewegt er sich wieder einen halben Meter weiter. Trotzdem die Ladung auf Leisten liegt, trieft auf dem Schlitten alles vor Nässe, und oft müssen wir alles abladen und Stück für Stück weitertragen, bis wir den Schlitten aus einem besonders tiefen Loch heraus haben, denn die Hunde können nicht helfen, wenn sie auch noch so gern wollten. Sie können kaum sich selbst helfen, und oft, sehr oft müssen wir eines der unermüdlichen Tiere aus einem tiefen Loch herausziehen, das es bei seinen vergeblichen Anstrengungen, uns beim Ziehen des Schlittens zu helfen, gemacht hat.

Ja, es ist eine garstige Bahn, und wir sehnen uns, auf Land hinaufzukommen, wo wir unsere Kleider trocknen und einigermaßen trocken liegen können. Wenn wir auch auf derselben Seite liegen und uns so eng aneinanderdrücken wie möglich, um beide auf dem etwa einen Meter breiten Schlitten Platz zu finden, liegen wir doch sehr unbehaglich und sind immer naß, denn das Wasser läuft aus den Schlafsäcken, und unsere Kleider triefen vor Nässe, wenn wir in die Säcke hineinkriechen.

Es kostet uns neun Tage, die 50 Kilometer bis zu den Schären zurückzulegen, und wir erreichen sie nicht vor dem 16. Juli, wenngleich wir in den letzten Tagen tüchtig gefahren sind. Denn eine Proviantkiste wirkt auf Hungernde wie ein Magnet auf Eisen, sie zieht an, und je näher man ist, desto mehr ist ihre Kraft zu spüren. Wir nehmen uns nicht einmal Zeit, den Schlitten bis ganz zu der Schäre zu bringen, sondern lassen ihn im Schneeschlamm zurück, wo er gut und fest steht. Mit einem Dosenöffner bewaffnet, machen wir uns auf und finden ein paar Stücke Eis, die als passable, wenn auch schwache Brücke über den breiten Kanal, der um die ganze Küste geschmolzen ist, benutzt werden können.

Das Depot ist unter einem großen Stein gut verwahrt; aber

der Hunger hat bei uns einen sechsten Sinn entwickelt, der es zur leichtesten Sache der Welt macht, ein Depot zu finden, und wir sehen aus weiter Entfernung, wo es sein muß. Bald liegen wir beide auf den Knien neben der Kiste und schnobern an dem nichts weniger als angenehmen Duft, der aus einer Menge Löcher in Boden und Deckel dringt, denn die Kiste ist wahrscheinlich von ihrem ursprünglichen Platz heruntergefallen und so nahe an den Strand zu liegen gekommen, daß selbst kleinere Wellen sie erreichen konnten. Das verspricht nicht viel für den Inhalt, und mit bangen Ahnungen schreiten wir zu dem feierlichen Augenblick, da wir die Kiste öffnen und ihre Herrlichkeiten schauen. Lange bleiben wir nicht in Ungewißheit, der Deckel wird aufgebrochen, und alles liegt ausgebreitet auf dem Schnee. Das eingedrungene Wasser hat viel Schaden angerichtet; aller Zwieback ist verdorben, und die Hälfte davon ist nur ein großer Klumpen Schimmel, aus dem wir jedoch einzelne Stückchen herausklauben, die vielleicht noch genießbar sind. Der Hafer ist weniger beschädigt, aber doch vor Alter hellgrün. Der Zucker ist verschwunden, die Schokolade ist ebenfalls grün und schmeckt wie Seife, von dem Paket Makkaroni sind nur die obersten sechs Zentimeter zu brauchen, den Rest müssen wir mit einem Seufzer fortwerfen, und eine oder zwei Konservendosen sind auch sehr beschädigt. Immerhin aber ist doch Proviant da, wenn auch nicht so guter, wie wir erwartet hatten, und wir hoffen, das Beste von dem Zwieback noch brauchen zu können, denn Schimmel, versichern wir einander, ist gar nicht schädlich, und Iversen geht schließlich so weit zu erklären, daß Schimmel gesund sein müsse, da es doch eine Art von „Gemüse" sei.

Gut, daß wir etwas mehr Proviant bekommen haben, denn vor uns haben wir Eis, das in hohem Grade dem herausgeströmten Inlandeis gleicht, und der Schnee, der darauf liegt, ist, milde ausgedrückt, fürchterlich. Wir versuchen vorwärts zu gehen, sinken aber bis an den Leib und an manchen Stellen noch tiefer ein, und Wasser steht überall. Wir müssen uns dazu bequemen, still zu liegen, um dem Schnee Zeit zum Schmelzen zu geben. Unsere Hoffnung auf Jagd ist groß, da wir in den letzten Tagen viele Bärenspuren beobachtet haben. Von dieser Seite nimmt sich die Hovgaard-Insel schön aus.

Die Gletscher sind einem niedrigen und flachen Strande gewichen, den ein anscheinend fruchtbarer Berghang begrenzt, und an der Südküste sehen wir ein schönes Tal, wo es sicher Jagd geben muß.

Ja, die Hoffnung ist groß; hier ist ja alles, was wir wünschen können. Hier ist Land, offenbar so fruchtbar, daß es unbedingt Wild geben muß, es sind Bärenspuren auf Land und Eis, und in den unzähligen Spalten im dünnen Eise sehen wir beständig die furchtsamen, aber neugierigen Robben. Wenn dazu kommt, daß wir ein reichliches Mahl eingenommen haben, das aus gefülltem Rotkohl, etwas Blutpudding mit gekochten Äpfeln, Tee und schimmligem Brot bestand, und daß wir auf den warmen Steinen liegen und uns von der Sonne braten lassen können, jetzt, da wir von dem nagenden Gefühl des Hungers befreit sind, das uns so lange Zeit gequält, jetzt ist es kein Wunder, daß wir das Dasein in einem hoffnungsvolleren Lichte sehen, als unser Jagdglück es uns bisher gestattete. Heute liegen keine Schatten über der Zukunft; sie ist hell und schön, wie der klare Julitag, der all dem weißen Eis und Schnee und dem düstern Land im Hintergrunde Licht und Farbe gibt. Ja, heute haben wir es gut, und heute ist Sonntag, der erste Sonntag, den wir gefeiert haben, seitdem wir die „Alabama" verließen. Wie belebend ein voller Magen doch ist und wie er Stoff oder richtiger Zeit zur Unterhaltung gibt. Gleich jenem, der Schillers „Räuber" gesehen und nur das eine behalten hatte, daß „Träume aus dem Magen kommen", sind wir fast versucht, zu sagen „Gedanken kommen aus dem Magen", denn es war uns schon lange schwer geworden, von etwas anderem als vom Essen und immer wieder vom Essen zu reden. Aber wenn es auch ein äußerst angenehmer Gesprächsstoff ist, so wird er auf die Dauer doch etwas langweilig; oder ich müßte vielleicht besser sagen, er ist nie langweilig bis zu dem Augenblick, wo wir reichlich zu essen bekommen, denn dann empfindet man es wie eine Erleichterung, diesen ewigen Gesprächsstoff los zu sein und von andern Dingen reden zu können, ohne gleich in eine erbauliche Unterhaltung über das Essen hinüberzugleiten. Heute ist der Hunger vergessen, heute liegen wir den ganzen Tag auf warmen Steinen und rühren uns nur von der Stelle, wenn uns der Schatten verjagt. Und den ganzen Tag gedenken wir unserer

Kameraden, schmieden Pläne für die Zukunft und sprechen von unserm lieben Dänemark, wo die Bäume jetzt in voller Blüte stehen und alles warm und schön ist. Auch hier haben wir Sommer, wenn es uns auch nicht recht zum Bewußtsein kommt, bis wir an der niedrigen südöstlichen Spitze der Hovgaard-Insel, dem Kap Anna Bistrup, landen, wo wir die nächste Zeit zuzubringen gedenken. Auch hier steht die Flora in voller Entwicklung, und wenn sie auch nicht reich vertreten ist, sind wir doch für das Wenige dankbar. Wir gehen umher und freuen uns an den gelben, Anemonen ähnlichen Blumen und den schönen dunkelroten Blüten, dem hohen frischen Gras und über die verkrüppelten Polarweiden, deren Stämme am Boden hin kriechen und deren Blätter so klein sind, daß sie diesen Namen kaum verdienen. Aber frisch und grün ist es hier, und eine Freude ist es, die dicke Schicht Moos und Gras zu fühlen, die unter den Füßen federt; noch mehr aber freuen wir uns, die unzähligen Spuren von Tieren zu sehen. Denn von Gras und Blumen können wir nicht leben, wie schön sie auch sein mögen, aber die zahlreichen und frischen Spuren von Bären und Hasen, sowie einige alte Moschusochsenspuren geben uns beinahe die Gewißheit, hier in das Eldorado gelangt zu sein, nach welchem wir so lange geseufzt. Wir streifen auf dem flachen Land umher und erwarten jeden Augenblick, über Moschusochsen oder wenigstens über einen Hasen zu fallen; aber der Tag geht zur Neige, ohne daß wir etwas anderes Lebendes gesehen haben als eine Schar kleiner Vögel von der Größe grauer Sperlinge, und diese sind zum Schießen wirklich zu klein. Sobald die Sonne hinter die Berge gegangen ist und es anfängt, kalt zu werden, kriechen wir ins Zelt, das auf dem dicken Moosteppich steht, und wenn wir auch nicht länger Feste feiern, sondern wieder bei der alten Verpflegungsration sind, sind wir doch froh und vergnügt; wir liegen da und unterhalten uns darüber, was wir tun werden, die Menge Fleisch aufzubewahren, die sich, wie wir hoffen, bald vor unserm Heim anhäufen wird. Auf Jagd soll man sich aber nicht verlassen, bis einem die Beute tot zu Füßen liegt, und als wir nach zwei Tagen unermüdlicher Arbeit auf Land und Wasser für all unsere Mühe nicht ein Pfund Fleisch aufzuweisen und nichts weiter gesehen haben als ein paar Robben, kühlt die frohe Stimmung

bedeutend ab. Von der luxuriösen Ration von einem Pfund täglich sind wir auf drei Viertel hinunter gegangen; bald, allzubald werden wir auf einem halben Pfund sein, und das bedeutet Hunger, nagenden Hunger.

Vielleicht haben die Tiere sich in das große Tal an der Südseite der Insel zurückgezogen denn das ist das bei weitem größte schnee- und eisfreie Gebiet; bevor es abgesucht ist, wollen wir die Hoffnung auf Jagd auf dem Lande nicht aufgeben. Die Frage ist nur, ob wir dahin gelangen können, denn es steht tiefes Wasser auf dem Eise, und an sehr vielen Stellen sind große durchgehende Löcher darin. Jedoch, es muß versucht werden, denn an dieser drei Kilometer langen, dreiviertel Kilometer breiten Küste gibt es keine Jagd. Mit Proviant für drei Tage, es sind nur drei Pfund, fahren wir davon. Wir haben eine schlimme Fahrt, denn das Wasser ist so tief, daß die Hunde über die breiten Löcher und Kanäle schwimmen müssen, und je näher wir unserm Ziele kommen, desto schlimmer wird es, denn dort ist so viel Wasser, daß wir Hunde, Ladung und Schlitten über metertiefe Kanäle tragen müssen. Es ist kalt und kostet Zeit, aber die Energie steigert sich durch den Anblick des Tales in nächster Nähe; dort muß es unter allen Umständen Wild geben, es kann dort nicht fehlschlagen.

Naß und fast erstarrt schlagen wir das Zelt an dem flachen breiten Strande auf, der von reißenden Bächen so durchfurcht ist, daß es schwierig ist, eine einigermaßen trockne Stelle zu finden. Wir hätten das Zelt ebensogut in einem Bach aufschlagen können, denn kurze Zeit, nachdem es steht, öffnen sich die Schleusen des Himmels, und auf das dünne Zelt stürzt eine Wassermenge herab, die nicht hinter einem heimatlichen Gewitterregen zurücksteht. Am liebsten wären wir im Zelt geblieben, da dies doch immerhin Schutz vor dem Unwetter bietet, doch es dauert nicht lange, bis wir einsehen, daß es draußen nicht mehr regnet als drinnen, und die Sehnsucht nach Jagd treibt uns, dem Regen zu trotzen und uns auf den Weg zu begeben. Weit kommen wir nicht, denn die Bäche sind so tief und reißend, daß wir nicht hinüber können, und vom Waten in dem eiskalten Wasser bekommen wir Krämpfe in den Muskeln. Wir müssen warten, bis das Wetter besser wird, und mißvergnügt kehren wir zum Zelt zurück, wo Wasser von oben und unten das Dasein nichts weniger als behaglich macht.

Endlich treiben die Wolken fort, und die Sonne kommt hervor, jetzt wollen wir aber hinaus, auf die Jagd! Heute müssen wir über die Bäche, wie es auch gehen mag. Und hinüber kommen wir und erreichen das höher liegende Land, wo der Lehmboden von einer herrlichen Gras- und Moosschicht bedeckt ist. Hier ist es schön und fruchtbar, und hier müssen unbedingt Tiere sein. Eifrig spähen wir umher, und als wir eine offenbar frische Moschusochsenspur entdecken, zweifeln wir nicht länger am Erfolg. Zwölf bis vierzehn Stunden gehen wir im Tal umher und durchkreuzen es von einer Seite zur andern, aber wir sehen keine Spur von einem Tiere außer den vereinzelten, die wir getroffen hatten, als wir an Land kamen.

Eine große weiße Schneeule ist das einzige Lebewesen, dem ich auf meiner Wanderung begegne; sie ist aber scheu, und obwohl sie durch das Einschlagen einer Flintenkugel neben ihr stark erschrickt, entwischt sie mir doch, indem sie schwer und unbeholfen auf eine hohe Bergspitze fliegt. Da sitzt sie gut, und ich muß sie in Ruhe lassen; ich tröste mich damit, daß Eulenfleisch wahrscheinlich gar nicht besonders gut schmeckt. Die Zeit wird einem lang, wenn man Stunde um Stunde über den unebenen Boden wandern muß, ohne Wild zu sehen oder jagen zu können, und es sind keine vergnügte Gedanken, die mich auf dieser Wanderung begleiten. Hier hatte ich so sicher bessere Verhältnisse erwartet, jetzt bin ich aber ziemlich überzeugt davon, daß wir beide mit leeren Händen zurückkehren werden. Was dann? Ja, dann müssen wir zurück zur Außenküste und versuchen, das Leben mit Seehundjagd zu fristen. Und schlägt auch das fehl, so müssen wir fort, bevor all unser Proviant aufgebraucht ist, müssen an Lambert-Land vorüber und nach der Schnauder-Insel hinunter, wo fünf Proviantkisten liegen sollen. Dort können wir wenigstens leben; aber wird das Eis nicht aufbrechen und uns hindern, soweit zu gelangen? Wenn der Schnee nicht so tief wäre, würde es das beste sein gleich zu gehen, solange wir noch Proviant haben. Aber das ist nicht möglich; wir müssen warten, bis er von dem herausgeströmten Inlandeis weggeschmolzen ist, das zwischen uns und Lambert-Land liegt. Warten, warten, immer warten! Es ist zum wahnsinnig werden, hier herumzugehen und nichts zu tun, als zu warten,

Mikkelsen und Iversen beim Abschied von den Kameraden.

Olsen, Laub und Poulsen beim Abschied.

abzuwarten, daß der Himmel sich erbarme und uns Jagd gebe, zu warten, daß das Eis befahrbar werde, zu warten auf — ja, ich weiß nicht auf was; in dem gegenwärtigen Zustand kann alles mögliche geschehen. Bricht das Eis auf und schlägt die Jagd fehl, so ist es aus mit uns, und es ist sehr wahrscheinlich, daß das Eis abtreiben wird, da es so geborsten und durchlöchert ist, daß es keinen Zusammenhalt mehr besitzt und ein einziger Sturm es ins Meer fegen kann. Dann sitzen wir bis zum Herbst fest und müssen Jagd haben, wenn wir das Leben fristen wollen; aber woher sie nehmen? Was können wir mehr tun, als wir getan haben? Beständig sind wir auf der Wanderung nach Tieren, die wir niemals sehen. Stundenlang haben wir an der breiten Spalte im Eis gelegen und die Robben gerufen und gelockt, ohne sie doch recht in Schußweite zu bekommen, und glückt es uns, endlich eins dieser Tiere zu verwunden, so verschwindet es stets. Eine traurige Zukunft erwartet uns, und traurige Gedanken durchjagen mein Gehirn, als ich durch das Tal wandere und eifrig nach allen Seiten spähe, um etwas Lebendiges zu entdecken. Schließlich kehre ich um und kurz darauf sehe ich einen kleinen dunklen Punkt oben auf dem Land. Einen Augenblick hoffe ich, daß es ein Moschusochse ist, und greife nach meiner Büchse. Aber jetzt zeigt sich der Punkt mehr in der Nähe, er kommt auf einen Hügel — die Hoffnung ist dahin, es ist Iversen, der ankommt, natürlich mit ebenso leeren Händen wie ich! Bald erreicht er mich, und wenn sein Glück auch nicht groß war, ist es immerhin besser als das meine gewesen, denn er hat zwei Schneehühner auf dem Rücken hängen. Das ist nicht viel für eine Wanderung von vier Tagen, aber Mißgeschick hat uns gelehrt, uns an wenigem zu erfreuen.

Nein, es ist nicht der Mühe wert, hier mehr Zeit zu verlieren; wir müßten lieber sehen, an die Küste zurückzugelangen, wo doch dann und wann einmal eine einzelne Robbe zum Vorschein kommt. Nach einer Rast von wenigen Stunden sind wir wieder unterwegs. Unsere Hunde sind arg mitgenommen, und die kleine Girly ist ganz entkräftet. Armes Tier, sie muß auf dem Schlitten gefahren und über das Wasser getragen werden. Wird sie einmal ein wenig naß, so trocknen wir sie gleich mit unsern Anoraks ab, und sie scheint für diese kleine

Aufmerksamkeit erfreut und dankbar zu sein; sonst aber ist sie unruhig und fast nicht auf dem Schlitten zu halten. Jedesmal wenn sie eins der Kommandoworte hört, denen sie solange gehorcht hat, winselt sie leise und will vom Schlitten herunterspringen, um so schnell wie möglich dem Befehl nachzukommen; aber die Arme ist so schwach, daß sie bei dem Versuch oft fällt, und dann sieht sie mich so flehend an, als wollte sie sagen: „Du siehst, ich tue, was ich kann, aber ich kann nicht mehr!" Es schneidet mir ins Herz, meinen liebsten Hund in diesem Zustand zu sehen, und ich wünschte, daß wir uns entschließen könnten, sie zu erschießen. Allein es ist hart, mit kaltem Blut einen Hund zu erschießen, an dem ich so hänge wie an Girly, und bekommen wir Jagd, dann kann sie sich vielleicht noch erholen und wie früher der beste Leithund werden, den ich je gekannt.

Zum Glück sind die beiden andern Hunde einigermaßen gut imstande, und wenn wir jagen können, retten wir schließlich doch noch drei Hunde, wenn der Herbst seinen Einzug hält und die Schlittenfahrt aufs neue beginnt.

Wir erreichen unsern alten Lagerplatz an der südöstlichen Landspitze. Jetzt beginnt eine Zeit voller Spannung, Ängsten und Sorgen. Auf der Jagd, oder richtiger auf der Umschau nach Jagd sind wir die ganze Zeit, und während Iversen auf dem Bergabhang umherkrabbelt, um nach einigen von den vielen Hasen zu sehen, die vor kurzem hier gewesen sein müssen, gehe ich an der breiten Spalte wie eine Schildwache auf und nieder und passe auf Robben auf. Auf und ab, auf und ab gehe ich den ganzen Tag über die weiche Erde und das halbverschwundene Landeis. Die Flinte hängt über der Schulter oder ruht auf dem Arm, der Hahn ist gespannt, denn es sind Robben in der Spalte, und wenn sie geschossen werden sollen, ist kein Augenblick zu verlieren. Aber es ist eine trübselige Arbeit, einen ganzen Tag auf und ab zu gehen oder hinter einem Stein auf der Lauer zu liegen und auf Robben zu warten oder zu hoffen, und der Tag ist lang, wenn die einzige Zerstreuung der Augenblick ist, in welchem man eine Robbe aus dem Wasser auftauchen sieht. Man zittert vor Spannung und pfeift und lockt so sanft, so mild. Die Robbe steht im Wasser still und lauscht; man mißt die Entfernung mit den Augen,

dreihundert Meter, das ist zu weit; schießt man aus dieser Entfernung, so erschreckt man nur die Robbe, und dann kommt sie nicht wieder. Nein, warte, jetzt taucht sie; in dem flachen Wasser kann man deutlich sehen, wohin sie schwimmt. Ach, da schwimmt sie vorüber, man möchte glauben, sie kenne die Gefahr, und erst weit, weit auf der andern Seite kommt der Kopf wieder zum Vorschein. Jetzt kann es nicht schaden zu schießen, sie kommt ohnehin nicht wieder, und mit fester Hand zielt man auf den schwarzen glänzenden Kopf. Einen kurzen Augenblick ist Hoffnung, der Zeigefinger zieht sich auf dem Drücker zusammen, und das Wasser spritzt um die Robbe auf, die unter großem Lärm und erschreckten Schlägen mit dem Schwanz verschwindet.

Geht der Tag zur Neige, ohne daß ich das geringste erlegt habe, so klammere ich mich an die Hoffnung, daß Iversen auf dem Land eine bessere Ausbeute gehabt haben könnte. Aber nein, naß und abgearbeitet kommt er zurück; nichts, weder etwas gesehen noch gehört. Wohlan, also auf besseres Glück für morgen! Dann kochen wir unsere kleine Ration Pemmikan, trinken eine Tasse Tee und essen ein Stück Schimmel, dem wir mit dem Namen „Zwieback" schmeicheln.

Der Hunger macht wohl, daß wir fester und länger als gewöhnlich schlafen, denn ein paar Tage nach der Rückkehr von dem mißglückten Jagdausflug im Tale erwachen wir davon, daß die Hunde wie besessen bellen, und im Schlafe glaube ich schwere Tritte gehört zu haben. Verwirrt fahren wir auf, und Iversen, der der Tür zunächst liegt, steckt den Kopf hinaus, um nachzusehen. Mit Blitzesschnelle zieht er ihn zurück — pst, ein Bär! Er greift nach seiner Büchse, ich nach der meinen, und dann hinaus aus dem Zelt. Iversen schießt und trifft den Bären in den Hinterkörper, und beide laufen wir über die scharfen Steine dahin. Wir zerschneiden uns die Füße, doch wir merken es nicht, denn dort draußen im Nebel läuft ja der große gelbweiße Klumpen, der unsere Rettung ist. Wir folgen ihm, so gut wir können, aber ein Bär läuft rasch, wenn die Furcht ihn treibt, und obwohl der Hunger seine Peitsche über uns schwingt, können wir doch nicht mit dem Bären Schritt halten und er hat einen so großen Vorsprung, daß er zwischen Pressungen im Nebel verschwindet. Außer Atem bleiben wir stehen und fühlen die Kälte, denn

mit bloßen Füßen stehen wir draußen im Schnee. So geht es nicht; wir müssen zum Zelt zurück, um etwas anzuziehen, und dann wieder dem Bären nach; denn es könnte ja sein, daß er nicht ins Wasser, sondern an der Küste entlang geht. Wie wir vorher über Steine hatten laufen können, begreife ich nicht, denn jetzt vermögen wir kaum darauf zu gehen, so weh tut es, aber heim kommen wir, und dann geht es wieder fort, mit Björn und Grimrian im Gefolge. Zwischen den Pressungen finden wir die blutige Bärenspur, aber sie führt in die Gezeitenspalte hinaus, und nach ein paar Stunden vergeblicher Jagd kehren wir zurück. Der Bär war dicht vor dem Zelt, als Iversen den Kopf hinaussteckte. Er stand keine zwei Schritt davon und sah nachdenklich auf seinen kleinen angebundenen Namensvetter Björn. Dieser war halb toll vor Schreck und hatte seine Kette so sehr gestrafft wie möglich, der richtige Bär aber folgte und schnupperte an ihm, sicher überlegend, ob Björn wert war, gefressen zu werden. Allein er hörte uns, und als Iversen den Kopf hinaussteckte, wandte sich der Bär erstaunt um und er war schon viel zu weit gekommen, als Iversen die Büchse ergriff und ihm nachsetzte.

Das ganze ist Girlys Schuld; denn sie ist so krank, daß wir es nicht über uns bringen konnten, sie anzubinden, und da sie so hungrig ist, daß sie alles zerbeißt, nahmen wir in der vorigen Nacht zum erstenmal unsere Büchsen mit ins Zelt. Sonst pflegen sie draußen zu liegen, und dann hätte uns der Bär nicht entgehen können. Ach, Girly, Girly, wie wenig ahnst du, was du uns heute nacht gekostet hast!

Aber das soll nicht öfter geschehen, jetzt geben wir die Jagd zu Lande auf und halten Wache an der Gezeitenspalte; denn wenn ein Bär gekommen ist, können wohl auch mehrere kommen, und wir werden von nun an Tag und Nacht bereit sein.

Wir haben den Ärger über den Verlust des Bären noch nicht verwunden, als ein Todesfall in unserer kleinen Familie eintritt, ein Todesfall, der mich mit tiefer, aufrichtiger Trauer erfüllt. Es ist Girly, die jetzt dem Hunger unterliegt, der uns alle langsam aber sicher zerrüttet. Ich höre vor dem Zelt ein jämmerliches Wehklagen — es war während meiner Ablösung von der Wache —, und als ich nachsehe, was dort vorgefallen ist, liegt Girly nach Luft schnappend

am Boden. Der Schaum steht ihr um das Maul, und es ist deutlich zu erkennen, daß ihr nicht viel Zeit mehr bleibt. Als sie aber sieht, daß die Zelttür geöffnet wird, erhebt sie sich und wankt darauf zu. Ich mache Platz für sie; kann es ihr Linderung bringen hereinzukommen, so ist sie herzlich willkommen, doch bevor sie so weit gelangt, fällt sie mit dem Kopf auf die Zelthülle dicht vor der Tür, durch die sie so oft gekrochen ist, um Kälte und Sturm zu entgehen. Ein Krampf durchzuckt sie, ihre schönen braunen Augen, die mich bittend und flehend anschauen, werden matt, der Kopf fällt auf die Vorderpfoten herab, mein kleiner Leithund ist tot! Arme Girly, ihr war es nicht beschieden, heimzukehren und es nach der anstrengenden Reise gut zu haben. Trotz aller ihrer Unarten war sie doch einzig in ihrer Art, und ich bereue jetzt bitter die vielen Peitschenhiebe, die sie so oft bekommen; ich denke nur an ihre guten Seiten, und deren hatte sie viele. Ich bin nicht einen Kilometer gefahren, ohne sie als Leithund mit zu haben. Sie ist im Herbst als Leithund nach Lambert-Land gegangen und von der „Alabama" über das Inlandeis bis hierher. Sie hatte ihren Platz im Zelt, sie hat von unserm Essen bekommen, hat an unsern Freuden teilgenommen und ein wenig Extrafutter erhalten, wenn ein Grund zum Feiern war. Und sie konnte ganz verständnisvoll und betrübt aussehen, wenn uns alles mißlungen und die Stimmung im Zelt gedrückt war. Kein Wunder, wenn es uns nun ist, als hätten wir einen guten, treuen Kameraden verloren.

Eigentlich müßte sie begraben und über ihr ein Stein mit der Inschrift errichtet werden: „Hier ruht Girly nach kurzem, aber treuem und arbeitsamem Leben." Wir können es uns jedoch nicht leisten, sentimental zu sein; Iversen schickt sich schon an sie abzuhäuten, und Björn und Grimrian starren sich beim Anblick des Fleisches die Augen aus dem Kopf. Also lebe wohl, kleine Girly, jetzt erfüllst du deine letzte Bestimmung!

Leider ist es die unbeugsame Notwendigkeit, die uns dazu zwingt, denn trotz all unserer Unermüdlichkeit bringt die Jagd keine Beute, und täglich schwindet unser kleiner Proviantvorrat mit beunruhigender Geschwindigkeit. Wir geizen, so sehr wir können, mit unserm eigenen Proviant, mit weniger als einem halben Pfund am Tage können wir

aber nicht existieren, und selbst das magere, ausgemergelte Hundefleisch wird mit der größten Sparsamkeit verteilt. Mit jedem Tag, der ohne Jagdbeute vergeht, wird es uns klarer, daß wir uns darauf verlassen müssen, mit dem noch vorhandenen Proviant die Insel südlich von Lambert-Land zu erreichen, wo sich reichlich Lebensmittel befinden sollen.

Noch liegt der Schnee aber zu tief zwischen uns und Lambert-Land; einige Tage müssen wir noch hierbleiben, bis es möglich wird weiter zu kommen. Die Jagd wird nicht vernachlässigt, im Gegenteil, je fühlbarer der Hunger wird und je mehr wir uns dem Tage nähern, wo alles aufgebraucht sein wird — und dieser Tag ist nicht mehr fern! — desto eifriger werden wir, und auf und nieder geht es den ganzen Tag am Rande der Spalte.

Jagd kann vielleicht ein angenehmer Sport sein, wenn man satt ist und es sich um nichts weiter handelt als um gekränkte Jägerehre, falls man keine Beute macht. Ist man aber auf der Jagd, um das Leben zu fristen, so ist es eine ganz andere Sache; da wird der Mißerfolg eines Tages nicht als Ärger, sondern als ein wirkliches Unglück betrachtet, und uns ist traurig zumute, wenn wir am Rande der schmalen Kanäle auf und ab wandern und nach allen Seiten nach Robben ausspähen.

Wenn wir niemals eine Robbe erblickten, wäre es vielleicht nicht so schlimm; sieht man aber täglich eine oder mehrere Robben, dann wütet man wider das Geschick, weil es nicht glückt, auch nur eine einzige zu schießen. Wir können es nicht begreifen. Stellen wir einen Stein als Scheibe auf, so treffen wir ihn totsicher aus derselben oder aus weiterer Entfernung, als wir auf die Robbe schießen, und zwar ohne auf ihn länger oder sicherer zu zielen, und doch können wir die Robbe nicht bekommen, oder richtiger nicht treffen, selbst wenn sie so lange über Wasser bleibt, daß wir sicher zielen können. Ein paarmal glauben wir wirklich getroffen zu haben; doch kaum wollen wir uns über unser Glück freuen, so verschwindet die Robbe, wir wissen nicht wie.

Es vergehen mehrere Tage, ehe wir den Grund unsers unglaublichen Mißerfolgs entdecken, und bei dieser Entdeckung werden unsere Aussichten auf Jagd, so gering sie vorher schon waren, noch unendlich

geringer. Es ist ein Tag, an dem ich, um dem Anblick der verhaßten Gezeitenspalte zu entgehen, an einigen schmalen Kanälen im Eise entlang gehe, um zu sehen, ob das Unglück vielleicht nur lokal ist. Draußen, eine kleine Meile vom Lande, sehe ich eine Robbe und lerne zugleich die Wahrheit kennen. Die Robbe ist dicht neben mir, in einem Nu habe ich die Büchse an der Wange, die blanken Augen der Robbe sind in gleicher Höhe mit dem Korn. Ich drücke ab, die Kugel tut ihre Pflicht, der Kopf der Robbe ist zerschmettert, ich sehe Fleischstücke ringsum im Wasser treiben, das von dem ausströmenden Blute rot gefärbt ist. In einer Sekunde stelle ich mir Iversens Freude vor, wenn ich die Robbe angeschleppt bringe, ich sehe die Hunde halb toll vor Wonne über ein Stück Speck und denke an unser eigenes herrliches Gefühl, gesättigt schlafen gehen zu können. Doch ich stehe nicht etwa stille und gucke die Robbe an, während diese Gedanken mir durch den Kopf fahren; nein, dazu ist keine Zeit. Die Büchse habe ich aufs Eis geworfen, und die Gedanken kommen, als ich nach etwas laufe, um die Robbe damit an Land zu ziehen. Mit einem dünnen Seil in der Hand kehre ich zurück, es sind nur ein paar Schritte gewesen. Doch da ist es, als stünde alles still in mir, es läuft mir kalt über den Rücken, denn ich komme gerade noch zur Zeit, um die Robbe sinken zu sehen, und eine große, von ihrem Blute rot gefärbte Luftblase zeigt an, wo meine Hoffnung für die Zukunft sank.

Ich denke daran, ins Wasser zu springen, um zu versuchen, der geizigen Natur meine Beute zu entreißen, doch ich getraue mich nicht, denn ich bin allein und fürchte in dem eiskalten Wasser einen Krampf zu bekommen. Es bleibt mir also nichts anderes übrig, als denselben Weg zurückzugehen, auf dem ich vor wenigen Sekunden die Robbe zu schleppen gehofft, und anstatt hundert Pfund Proviant bringe ich meinem Kameraden die niederdrückende Mitteilung, daß die Robben noch nicht fett genug sind, um zu schwimmen. Daß wir aus diesem Grunde die Robben nicht bekamen, war mir nie eingefallen; denn wo ich früher gewesen war, schwammen die Robben, wie ich glaube, vor dieser Zeit. Vielleicht irre ich mich, oder der Hunger macht, daß mir mein Gedächtnis einen Streich spielt; doch jetzt weiß ich, daß sie nicht vor dem 28. Juli schwimmen, wenigstens nicht an der Ostküste von Grönland.

Wir sind beide gleich niedergeschlagen über diese Entdeckung, fassen aber doch wieder mehr Hoffnung, als wir untersuchen, wie tief das Wasser in der Spalte ist. Es sind nicht mehr als 3—5 Meter, und wir glauben doch eine Robbe aus der Tiefe auffischen zu können.

Und wieder gehen wir auf und ab am Rande der Spalte, die Büchse im Arm und jeder Nerv gespannt, um den geringsten Laut und jede Bewegung wahrzunehmen. Patsch, patsch geht es Tag und Nacht in den tief ausgetretenen Wegen, wo das Schmelzwasser sich sammelt, und die trüben Tage werden noch trüber durch das rauhe, kalte Wetter. Fast nie sehen wir die Sonne; es ist immer nebelig, und jede Nacht ist die Spalte mit dickem, neuem Eis bedeckt. Die feuchte Luft ist schneidend kalt, doch es bleibt uns nichts anderes übrig, als weiter auf und ab, auf und ab zu gehen, indes die Gedanken hierhin und dorthin schweifen und die Augen umherirren, ohne anderes zu sehen als die Robben, die dann und wann durch das Neueis auftauchen und mit großen, dummen Augen die einsame Schildwache anglotzen.

Wie wir den Anblick dieser Tiere hassen! Unversehens tauchen sie aus dem Wasser auf, schauen uns an und bei der geringsten Bewegung tauchen sie wieder unter, um ein weites Stück fortzuschwimmen, bis sie in den Schutz eines Stückes Eis kommen und uns — immer außer Schußweite — von einer andern Seite her betrachten. Das Schießen zu unterlassen ist fast zuviel für unsere Geduld, allein wir müssen unsere Lust zügeln und suchen die Robbe durch Pfeifen näher heranzulocken. Und wir pfeifen so sanft und lockend, wie wir nur können. Sogleich steht die Robbe still, wendet sich um und lauscht, und aus dem Wasser heraus kommt der Kopf samt dem halben Körper. Wie uns das Herz vor Spannung klopft, wenn das Tier wieder verschwindet — wird es im Wasser verborgen weiter schwimmen, oder wird es näher kommen? Wir spähen nach der leichten Kräuselung, die gewöhnlich über der Stelle sichtbar ist, wo die Robbe schwimmt, und kommt die Kräuselung näher, so verfolgen wir ihre Bewegung mit dem Büchsenlauf, der zum Schuß fertig erhoben ist. Die Robbe ist aber nicht so dumm, wie sie aussieht; sie berechnet die Entfernung, und nur selten kommt sie an einer Stelle herauf, wo der Schuß sicher

Außergewöhnlich höckeriges Eis.

Unſer Depot.

Abſtieg in ein Tal.

scheint. Im selben Augenblick, wo der Kopf über Wasser ist, muß geschossen werden, denn sonst verschwindet die Robbe mit erschrecktem Schlagen des Schwanzes und kommt nicht wieder, und wo so viel auf dem Spiele steht, ist es schwierig, die Büchse sicher zu halten. Aber der Schuß dröhnt, und mit der Kugel fliegen unsere inständigsten Wünsche, sie möchte nur ja treffen; des einen Tod ist des andern Brot! Die jähe Bewegung aber hat die Robbe doch erschreckt, und blitzschnell taucht sie unter, bevor die Kugel die Stelle erreicht, wo ihr Kopf sich vor dem Bruchteil einer Sekunde noch befand. Das Tier hat sich sein Fell gesichert, und wieder wird der unterbrochene Gang fortgesetzt, aber nie ohne daß derjenige, der wachefrei ist, den Kopf aus dem Zelt gesteckt und mit vor Spannung zitternder Stimme gefragt hat: „Traf sie?"

Jetzt, da wir wissen, daß die Robben untersinken, haben wir etwas von unserm Selbstvertrauen wiedergewonnen, denn jetzt wissen wir auch, daß nicht alle Schüsse vorbeigegangen sind. Und oft, wenn wir die Robben sinken sehen und sicher sind, sie getroffen zu haben, versuchen wir sie zu bergen. Doch ohne Erfolg, denn die Strömung ist stark und führt den toten Körper weit fort, bevor er den Grund erreicht.

Einmal jedoch glaubten wir bestimmt, dem Meere die uns zukommende Beute entreißen zu können, die uns von ihm genommen ist, denn Iversen, der aus nächster Nähe eine Robbe geschossen hat, hat sich gute Kennzeichen gemacht. Ich bin heute wachefrei, und mit einem Satz fahre ich aus dem Schlaf auf, lausche einen Augenblick, und als kurz darauf ein zweiter Schuß ertönt — das verabredete Signal für: „Die Robbe ist tot" —, bin ich im Nu unten am Strande. Die Robbe ist natürlich gesunken, aber die Zeichen sind so gut, daß wir auf $1^1/_2$ Meter wissen, wo sie liegen muß. In aller Eile wird aus einem leeren Petroleumfaß ein Wasserfernrohr fabriziert, ein Bootsanker aus dem Spatengriff und einigen Eisenstücken konstruiert, und dann beginnen wir mit der Bergung. Eine kleine Eisscholle muß als Boot dienen; aber vergebens wird der Grund mit Hilfe des Wasserfernrohrs untersucht, das warme Wetter der letzten Tage hat die Bäche in Bewegung gebracht, und das Wasser ist trübe. Es ist

nichts zu sehen, der Grund nicht zu erkennen, aber der Anker ist gut, und darauf bauen wir neue Hoffnung. Fünfzehn Stunden lang arbeiten wir, um die elende Robbe zu bergen, wir müssen es schließlich aber als aussichtslos aufgeben. Jetzt ist es mit unserer Geduld zu Ende! Hier ist es wirklich zu arg. Jetzt muß es biegen oder brechen, wir müssen weiter, denn Jagd gibt es hier nicht, und wir haben nur noch ein paar Pfund Pemmikan übrig. Seit mehreren Tagen haben wir davon gesprochen, von hier fortzugehen, wir haben es aber immer wieder aufgeschoben des Nebels und des unsichtigen Wetters wegen, freilich auch, weil wir stets noch auf Jagdglück hofften. Jetzt aber ist es mit allem Überlegen zu Ende, das Eis habe ich vor ein paar Tagen untersucht, und der Schnee ist weg, so daß nur noch der Kampf gegen das Wasser bleibt.

Das scheint uns ein geringes Übel im Vergleich mit einem fortgesetzten Aufenthalt auf dieser verwünschten Insel, auf der wir vor drei Wochen voller Hoffnung gelandet waren, froh darüber, endlich an eine Stelle gekommen zu sein, wo wir glaubten, uns durch Jagd auf dem Lande selbst ernähren zu können. Damals gerieten wir in stummes Entzücken über die Fruchtbarkeit des herrlichen Landes und freuten uns lange darüber, es erreicht zu haben. Doch Tag für Tag ward unsere Hoffnung geringer und schließlich haßten wir den Anblick des flachen, von den hohen Bergen begrenzten Strandes, des Schauplatzes so bitterer Enttäuschungen. Nie werden wir die einsamen, langen Wachen an der Gezeitenspalte vergessen, nie unsere ängstlichen Sorgen über unsern rasch schwindenden Proviant, und der Name der Hovgaard-Insel wird uns für allezeit der Inbegriff von Hunger, Mangel, Kälte und Sorge sein. Es ist eine Erlösung, zu wissen, daß wir von hier fortgehen werden, und unsere Vorbereitungen sind bald getroffen.

Wir besitzen, von unserm ausgehungerten Zustand ganz abgesehen, bei weitem nicht so viel Kraft zur Arbeit, als zu wünschen wäre. Iversen kränkelt seit einigen Tagen, ich habe mir beim Ausgleiten auf einem Stück Eis den Knöchel verrenkt, und Björn und Grimrian sind nur noch Skelette, von Sehnen und Haut zusammengehalten. An Proviant haben wir so gut wie nichts, nur sieben Pfund Pemmikan. Aber wir haben lange von einem halben Pfund Pemmikan

den Tag gelebt und glauben mit der gleichen Ration noch sieben Tage auskommen zu können. Glauben, sage ich, aber nicht doch, wir wissen es; denn langsam haben wir uns dazu trainiert, von „Luft und Liebe" zu leben, und wir zweifeln gar nicht daran, daß ein halbes Pfund Pemmikan pro Tag genügen wird, uns aufrecht zu erhalten. So ist es auch; kein Wunder daher, daß wir den Pemmikan lieben und ihn für das beste Nahrungsmittel halten, das jemals fabriziert wurde. Ihm gilt morgens unser erster Gedanke, und es ist ein feierlicher Augenblick, wenn der Pemmikan kocht. Löffel um Löffel von dem köstlichen Gericht wird verteilt, damit einer nicht einen Tropfen mehr bekommt als der andere. Und selbst der gut ausgekratzte Topf ist ein Gegenstand der Teilung, der eine leckt den Deckel aus, der andere den Topf, und bei der nächsten Mahlzeit geht es umgekehrt. Sie fällt auf den Abend, zwölf bis vierzehn Stunden später, und den ganzen Tag hindurch denken wir nur daran, ob es nicht bald Abend werden wird, damit wir ein wenig zu essen bekommen können. Ja, jetzt hungern wir im Ernst, und noch schlimmer wird es werden, wenn die sieben Pfund verbraucht sind, dann haben wir nur noch die Hunde! Wenn Iversen auch mit Kennermiene ihre Rücken befühlt und erklärt, daß sie magerer sein könnten, zweifle ich doch, daß es möglich wäre, und ich fürchte, daß das Hundefleisch nicht so lange reicht, als wir berechnen.

Am 6. August ist das Wetter endlich so klar, daß wir mit unserer Schlittenreise beginnen können, aber wir müssen zu ungünstiger Zeit über die Gezeitenspalte, da wir nur bei niedrigstem Wasserstand vom Lande fort können, was ungefähr mittags ist. Es ist warm, und die Bahn ist schwierig. Deshalb schlagen wir das Zelt auf, nachdem wir aus dem flachen Wasser heraus sind, und erwarten im Laufe der Nacht weiter zu kommen, wenn die Sonne ihren niedrigsten Stand hat. Trotz schönen kalten Wetters müssen wir einen vollen Tag liegen bleiben, da mein Knöchel so anschwillt, daß ich keine Kamikker anziehen kann; aber wir haben kalte Umschläge bei der Hand, und schon am nächsten Tage bin ich reisefähig.

Jetzt erst beginnt die Fahrt.

Elftes Kapitel.

Der Wettlauf mit dem Hungertod.

Die Bahn ist gut und das Eis schneefrei, der Schlitten gleitet leicht, und wir kommen rasch vorwärts; aber es strengt an, denn das Eis ist voll kleiner Löcher von etwa 30 Zentimeter Tiefe, und die Eisschicht, die das durch schnelleres und umfangreicheres Schmelzen rings um einen Stein oder um ein wenig Erde entstandene Wasser in diesen Löchern bedeckt, kann uns nicht tragen. Wir müssen sehr vorsichtig gehen, um nicht in zu viele Löcher hineinzutreten. Umgehen können wir sie jedoch nicht ganz, und wir nehmen es, wie wir so viele andere Entbehrungen und Unannehmlichkeiten zu nehmen gelernt, mit der Geduld, die ein hitziges Gemüt sich allenfalls erkämpfen kann. Allein es ist nicht zu leugnen, daß die Natur es mit der Erziehung nur allzu oft zu weit treibt, und wir gebrauchen Ausdrücke über die Löcher, die das Eis im allgemeinen nicht verdient hat. Denn das Eis ist an diesem ersten Schlittentag wirklich recht gleichmäßig; es hebt und senkt sich in langen flachen Hügeln, genau wie das Inlandeis, und es ist frei von großen Teichen und durchgehenden Spalten. Diesem herausgeströmten Inlandeis haftet jedoch immer etwas Unangenehmes an, wenn man im Sommer mit Schlitten darauf fahren will, denn das Schmelzwasser von den höher liegenden Partien muß Abfluß haben, und in den Tälern sind fast überall breite, tiefe Flußbetten mit beinahe senkrechten Ufern. Sie gehen nach Osten und Westen, im rechten Winkel auf unsern Kurs, so daß wir hinüber müssen, so gut wir können, und wir sind glücklich, wenn wir eine Schneebrücke finden, die der Sommerwärme widerstanden hat und jetzt von der beginnenden Winterkälte hartgeworden ist.

Aber der Flüsse sind viele, und der Brücken wenige. Meist müssen wir am Ufer entlang fahren, bis wir eine Stelle finden, wo die Tiefe des Flusses nicht viel größer ist als die Höhe unserer Kamikker; dort nehmen wir den Schlitten hinüber. Trotz der anstrengenden Arbeit und des Zeitverlustes beim Hinübertragen unserer beiden widerstrebenden und abgearbeiteten Hunde über diese Wasserläufe, kommen wir doch recht gut vorwärts. Und ist man auch geneigt, die Tagesstrecke zu überschätzen, wenn die Arbeit hart gewesen ist, so glaube ich doch, daß wir am ersten Tage 13 oder 15 Kilometer auf dem Wege zu unserm Ziel zurückgelegt haben. Eine große Distanz ist fast ein ebenso guter Anreiz wie eine gute Mahlzeit, und nachdem wir uns in den Schlafsäcken etwas erwärmt haben und wieder trocken sind, wird die Laune so gut, wie sie seit vielen Tagen nicht gewesen, und wir schlafen beide ein mit dem innigen Wunsche, morgen möchte die Distanz ebenso gut werden.

Sehr selten haben wir in letzter Zeit die Freude gehabt, unsere Wünsche in Erfüllung gehen zu sehen, und auch diesmal sind die Aussichten nicht die besten, als wir kurz, nachdem wir die Nachtarbeit begonnen haben, von dem herausgeströmten Inlandeis herunter und auf ein paar uralte Eisschollen kommen. Nicht am Eise ist etwas auszusetzen, sondern an den unzähligen Wasserlöchern und Kanälen, über die wir beständig müssen. Bei einem Eis wie diesem wäre ein Boot mehr am Platze; aber was nützt es, sich ein solches zu wünschen, wenn man nichts als einen Schlitten hat? Das einzige, was wir tun können, ist, ihn einem Boot so ähnlich wie möglich zu machen, und das gelingt uns so gut, daß der Apparat die ganze Ladung, einen Mann und zwei Hunde tragen kann und vor einem gewöhnlichen Boot sogar noch den Vorteil voraus hat, daß nichts naß werden kann, wenn er auch umkippt — und dazu ist er, wie ich gestehen muß, gar nicht abgeneigt. Das Schlittenboot ist nicht auf einmal entstanden, es ist das Resultat vieler Versuche und Veränderungen. Das Komitee hatte mich beauftragt, Sachen mitzunehmen, mit denen ich mich im Notfall über Wasser halten könnte; um dieser Aufforderung nachzukommen, nahmen wir von der „Alabama" ein Stück Segeltuch mit, in das der Schlitten völlig eingehüllt werden konnte,

der mit Hilfe von Schlittenkufen und des Eisspießes das Skelett des Bootes bildete. Das Segeltuch diente und dient uns jetzt noch als Innentuch im Zelt; oben auf dem Inlandeis sind wir in den vielen Sturmtagen sehr froh gewesen über das schwere Tuch, das Wind und Kälte abhielt, aber hier ist es von noch größerem Nutzen. Die ganze Last wird in das Tuch eingepackt, das wir darüber gut verschnüren, und der große Rauminhalt dieses Bündels, das all unsere Zeltsachen, Schlafsäcke usw. enthält, ist Ursache, daß es das oben genannte Gewicht tragen kann. Das Bündel wird so lang und flach wie möglich gemacht und fest auf den Schlitten gebunden; das Schlittenboot ist damit fertig, das heißt, es schwimmt ebenso gut auf dem Wasser wie es auf dem Eise fährt.

Kommen wir an eine Wasserspalte oder an einen Schmelzteich, der so breit ist, daß wir die Hunde nicht hinüber werfen können, dann werden sie an die Ladung angehängt — jeder an einer Seite — und da ich die längsten Beine habe und Wasser besser vertrage als Iversen, wate ich mit einem Seil hinüber, das vorn am Schnabel des Schlittens befestigt ist. Jetzt sind wir fertig; mit einem „Platsch" fährt der Schlitten ins Wasser, die Tropfen spritzen nach allen Seiten, die Hunde heulen, und Iversen muß hurtig auf den Schlitten hinunter springen, denn ich ziehe am Seil, so schnell ich kann. Das Schlittenboot schwimmt hübsch und kommt rasch übers Wasser, ist aber zu schwer, um an der gegenüberliegenden Seite hinaufzufahren. Ist der Kanal oder Teich sehr breit und scheinbar nicht sehr tief, so fahren oder — schwimmen wir beide hinüber, wobei jeder an einer Seite des Schlittens steht und ihn mit Stangen vorwärts schiebt; doch dann darf der Teich nicht über einen Meter tief sein, denn sonst muß einer von uns ins Wasser, so ungern er es tut. Wir sind überaus zufrieden mit unserm Schlittenboot und haben die Genugtuung, jeden Abend in einen trocknen Schlafsack zu kommen.

Leider sind unsere Hunde uns eher eine Beschwerde als ein Nutzen, da sie ganz erschöpft und ihre Pfoten von dem scharfen Eise zerschnitten sind. Björn kann kaum noch gehen, und da die Wasserlöcher so zahlreich sind, lohnt es nicht, ihn jedesmal anzubinden und wieder los zu machen, wenn wir über Wasser müssen, weshalb er auch

den größten Teil der Nacht oben auf dem Schlitten bleibt. Er liegt ganz still da und hat nicht einmal die Energie, sich eine bequeme Stellung zu suchen, sondern hängt da, wie es eben kommt. Nur wenn wir an ein Wasserloch gelangen, erwacht er aus seiner Apathie; die Augen stehen vor Schreck starr im Kopf, und das arme Tier macht einen vergeblichen Versuch, höher auf die Ladung zu kriechen, denn daß er naß wird, kann nicht vermieden werden, und Wasser ist für einen Schlittenhund das Verderben. Grimrian kann noch gehen und zieht auch zuweilen noch ein wenig, aber er ist klug und hat gelernt, daß er auf den Schlitten hinauf darf und, sobald wir an Wasser kommen, kehrt er ruhig um und geht zu Iversen, der ihn auf die Ladung legt, wenn der Wasserlauf nicht so schmal ist, daß er hinüber geworfen werden kann. Das liebt Grimrian nicht; doch es hilft kein Winseln, und Iversen, der einen guten Griff hat und ihn selbst über ziemlich breite Spalten werfen kann, faßt den Hund an Kopf und Schwanz, schwingt ihn ein- oder zweimal hin und her und wirft ihn mir zu, der ich bereit stehe, ihn mit den Armen aufzufangen, wenn er so weit gelangt. Es kommen viele Unterbrechungen an so einem Schlitten- oder vielmehr Arbeitstag, denn das Schlittenfahren hat ja aufgehört. Nachdem die Jahreszeit so weit vorgeschritten ist und der Schnee sich in Wasser verwandelt hat, haben wir uns zu wahren Amphibien entwickelt. Wir befinden uns bei der Veränderung, die ziemlich jäh gekommen ist, nicht sehr wohl und blicken beide mit sehnsüchtigen Blicken auf einige kleine Schären, die auf unserm Wege liegen. Es wäre überaus verlockend, auf die einladenden Schären zu fahren und dort das Zelt aufzuschlagen, wo wir in kurzer Zeit alle unsere Sachen und uns selbst auch einmal wieder trocknen könnten, denn wir bedürfen dessen nicht am wenigsten; aber wir wagen kaum, diese Zeit ins Auge zu fassen, und fürchten übrigens auch, rings um die Schären zuviel Wasser vorzufinden. Allein das Eis wird an unserm dritten Arbeitstag so schlecht, daß wir bei fast zehnstündiger Arbeit nur wenige Kilometer vorwärts gekommen sind. Die Hunde sind infolge der vielen Tauchbäder dem Tode nah, und Iversen ist aus demselben Grunde arg mitgenommen, so daß wir vor den eventuellen Folgen die Augen schließen. Wie es so oft geht, erkaufen

wir die wenigen Stunden relativen Wohlbehagens mit vielen Stunden harter Arbeit und Unannehmlichkeiten. Vielleicht hat es sich doch gelohnt, denn Iversen ist nach der ordentlichen und — trocknen — Ruhe einer Nacht offenbar frischer, und auch den Hunden scheint es besser zu gehen, wenn man überhaupt von Besserung reden kann, wo wir jeden Augenblick erwarten, daß sie umfallen und sterben. Als wir in der folgenden Nacht die Schären verlassen, haben wir nur noch drei Pfund Pemmikan — das heißt Proviant für drei Tage — und dann müssen die Hunde herhalten. So lange dürfen sie gern noch leben, denn Hundefleisch ist nicht appetitlich, und noch schlimmer würde es sein, wenn sie „von selbst" stürben. Doch ich muß gestehen, daß wir der Zeit, wo wir Hundefleisch werden essen müssen, durchaus nicht mit Unbehagen entgegensehen. Im Gegenteil, wir sehnen uns danach, da uns etwas vorschwebt, was gleichbedeutend damit ist, wieder einmal reichlich essen zu können.

Besonders freut sich Iversen auf den großen Augenblick und er kann die Hunde nicht in Frieden lassen, sondern befühlt sie jedesmal, wenn wir anhalten, um zu sehen, ob sie „abmagern". Als ich einmal meine Unwissenheit darüber verriet, wie man das von außen untersuchen könne, erklärte er mir, indem er auf die Hunde zeigte, wie ein Metzger auf dem Lande untersucht, ob das Vieh fett ist oder nicht. „Das ist der angeborene agrarische Instinkt", dachte ich mir, „der sich verrät". Ja — warum es leugnen? — von jetzt an sind wir unser zwei, die die Hunde befühlen. Schließlich schüttle ich bedenklich den Kopf, nicht einmal mein Lehrmeister kann länger „Fett" fühlen.

Eine Reise von 50 Kilometern kann nicht ewig währen, zumal wenn die beiden ersten Tage die Entfernung bis auf 21 Kilometer reduziert haben, und nach einer siebentägigen Fahrt setzen wir, außerordentlich matt und erschöpft von Hunger und Kälte, endlich am 15. August den Fuß auf Lambert-Land.

Zwar haben wir aus trauriger Erfahrung gelernt, daß nicht alles Land hier gut ist und von Wild wimmelt; doch es ist eisfrei und so gut, daß die Hoffnung auf Jagd und infolgedessen auf reichliche Nahrung gleich auflodert und jeden Zweifel zerstreut, den wir gehegt, bevor wir hier anlangten. Die Spannung, das Resultat zu

sehen, ist so groß, daß wir trotz unserer Müdigkeit nicht schlafen können, sondern aufbrechen, nachdem wir nur ein paar Stunden geschlafen und eine Tasse dünnen Tee, das einzige, was uns noch geblieben, zu uns genommen haben.

Wir trennen uns, um ein möglichst großes Gebiet zu durchsuchen. Iversen geht ins Innere des Landes, während ich, Auge und Ohr offen für jede Bewegung und für jeden Laut, an der Küste entlang eile. Allein man wird müde, wenn man als Jagdhund tätig ist, wenn auch jede Fiber im Körper nach Nahrung schreit, und als die Zeit vergeht, ohne daß meine Aufmerksamkeit belohnt wird, erschlaffen die gespannten Sinne, und die unnatürliche Energie, die beim Anblick des guten Landes aufflammte, verfliegt nach kurzer Zeit. Ach, wie bin ich müde, als ich auf dem steinigen Lande dahingehe, wo sich alles jetzt in so unendlich hoffnungslosem Lichte zeigt! Wir sind auf Jagd angewiesen, denn wir haben nichts mehr zu essen, aber wir können das Wild doch nicht hervorhexen. Wir können gehen und gehen und große Strecken durchstreifen; was nützt das aber alles, wenn es im Lande keine Tiere gibt? Ich bin viele Stunden herumgelaufen, ohne eine frische Spur zu sehen; alte Spuren gibt es genug, von Hasen wie auch Moschusochsen, aber das bedeutet nicht, daß hier in der Gegend Tiere sind, sondern beweist nur, daß vielleicht vor einem Jahre solche hier waren, denn Spuren halten sich sehr lange, wenn sie in lehmigen oder aufgeweichten Boden getreten sind. Jede Spur wird genau untersucht, es könnte ja sein, daß sie frisch ist; aber das Resultat bleibt immer dasselbe — die Spur ist alt, und jedesmal, wenn ich enttäuscht werde, wird der Hunger fühlbarer. Ich bin nahe daran, alles aufzugeben, als ich einen schnarrenden Laut über mir höre und eine Schar Schneehühner auf einer steilen Felswand sehe — da ist die Jagd, die wir uns so lange gewünscht, aber es ist wirklich zum Verzweifeln — ich habe ja nur die Büchse! Schneehühner mit der Büchse zu schießen, geht nicht gut, und schnell komme ich zu dem Resultat, daß ich Iversen finden muß, der eine Büchsflinte hat, und dann gilt es zu versuchen, die Schneehühner wiederzufinden. Vorsichtig, um die Vögel ja nicht zu erschrecken, krieche ich fort, mache mir Zeichen an der Stelle und gehe landeinwärts; jetzt habe ich nur Ohr und Auge für

meinen Kameraden. Es geht hinauf und hinunter, doch kein Iversen ist zu sehen und zu hören, da — pst, was ist das, höre ich nicht singen? Ich lausche, ja wirklich, was in aller Welt hat Iversen nur? Es ist lange her, seitdem er Lust zu solcher Freudenäußerung gehabt, und nein, was ist denn das, ist es nicht sein gutes altes Lied aus den frohen Tagen auf dem Inlandeis:

Warum sollten wir weinen mehr,
Warum sollten wir sorgen?

das jetzt über die Felsen von Lambert-Land erschallt? „Iversen!" brülle ich. „Hallo — hal — lo!" und wie ein Echo höre ich ihn antworten „Hallo!" „Haben Sie etwas?" rufe ich zurück und lausche in atemloser Spannung, denn der Gesang verspricht Gutes, man singt nicht, wenn man halbtot vor Hunger ist, ohne die Aussicht auf baldige Veränderung. Aber ein Gefühl der Furcht legt sich eisig über meine aufflammende Erwartung, denn es kommt mir vor, als zögere er mit der Antwort. Da, endlich — was sagt er — zwölf — ich traue meinen Ohren nicht, allein jetzt ruft er wieder: „Ich habe ganze zwölf Schneehühner!"

Das ist fast überwältigend! „Zwölf?" rufe ich zurück. „Sagten Sie wirklich zwölf?"

Glücklich und froh antwortet Iversen: „Ja, zwölf, ganze zwölf!" und von jedem Felshang ruft das Echo: „Zwölf, ganze zwölf!" Ah, Gott sei Dank! Das ist Nahrung für mehrere Tage, und nun laufe ich zu meinem vom Glück begünstigten Kameraden, um meine Augen durch den Anblick der zwölf Schneehühner zu erfreuen.

Bald sitzen wir nebeneinander und schauen mit strahlenden Augen auf die herrlichen Vögel, die Iversen in eine Reihe vor uns gelegt hat, während er erzählt, wo und wie er jeden einzelnen geschossen. Einen auf dieser Höhe, jene — eine Henne mit fünf Küchlein — miteinander, und sehen Sie hier — sagt er und zieht ein kopfloses Schneehuhn hervor — „dies schoß ich mit der Büchse!" „Mit der Büchse?" frage ich und sperre die Augen auf. „Das wäre doch des Teufels!" Und in meinem Erstaunen vergesse ich ganz, wie lange es her ist, daß wir Lust — oder war es Mut? — zu einem unschuldigen Fluch hatten; aber wir beide tun, als überhörten wir diese kleine Entgleisung in

bezug auf den guten Ton künftiger Tage — jetzt haben wir ja endlich die ersehnte Jagd!

Nun fort zum Zelt! Doch halt, ich habe ja auch noch eine Schar Schneehühner, allerdings noch lebendig, allein ich weiß, wo sie sind; jedoch — ich schäme mich beinahe es einzugestehen — wir sind allzu hungrig, ihnen nachzujagen, und von dem einen Gedanken erfüllt, jetzt bald etwas zu essen zu bekommen, machen wir uns auf den Weg ins Zelt. Immer wieder bleiben wir stehen, um zu zählen, ob noch alle da sind — zu denken, daß wir eins verlieren könnten! Aber wir erreichen unser Heim, ohne Grund zur Klage zu haben. Daß es ein Fest ward, brauche ich wohl kaum zu sagen. Drinnen werden gekochte Schneehühner gegessen — nie haben wir etwas so Herrliches gekostet —, draußen Knochen, Eingeweide — und Federn. Nichts geht verloren — alles wird verzehrt!

Es ist verlockend, ein wenig länger in dieser anscheinend guten Jagdgegend zu bleiben; aber wir haben keine Hoffnung, großes Wild zu finden — und das ist notwendig, um hier längere Zeit leben zu können; deshalb folgen wir der Weisung des Verstandes. In der nächsten Nacht sind wir mitten zwischen Teichen und breiten Spalten, die wir umgehen oder auf die beste Art überschreiten müssen. Es läuft nicht immer glücklich ab, und kaum sind wir vom Lande fort und haben im Ernst mit der Arbeit begonnen, als wir genötigt sind, inne zu halten, da wir unglücklicherweise sehr naß werden und alle Sachen auf dem Schlitten durchweicht sind. Durch die beiden letzten guten Mahlzeiten neu belebt, waren wir bei Beginn der Arbeit in ungewöhnlich guter Stimmung, und die breitesten Spalten, die wir bisher gehabt, werden ohne geringsten Unfall und ohne Schwierigkeit befahren. Dieses Glück macht uns aber übermütig, und ungemein aufgeheitert beim Anblick von ungewöhnlich gutem und offenbar wasserfreiem Eis auf der andern Seite einer 16—20 Meter breiten Spalte, fahren wir den Schlitten hinein, ohne sie erst genau zu untersuchen, denn der Grund ist auf dem ganzen Wege zu sehen, und nur durchgehende Löcher sind das einzige, was wir mit unserm Schlitten fürchten.

Aber Eile mit Weile! Wir verlieren drei Viertel eines Schlittentags, um die fünf Minuten zu sparen, die es kostet, die Spalte zu untersuchen. Denn kaum ist unser Amphibienschlitten, mit den Hunden

und uns beladen, im Wasser, als er mit der einen Seite tief zu sinken beginnt. Schleunigst jage ich meine Stange auf den Grund, um den Schlitten abzusteifen, und sehe zu meinem Schreck, daß das Wasser über einen Meter tief ist. Immer mehr legt sich der Schlitten auf die Seite; es bleibt nur eines zu tun übrig — ich muß ins Wasser, um den Schlitten am Umstürzen zu hindern. Wir kommen mit dem Schreck und einem sehr kalten Bade davon; bevor aber der Schlitten auf niedrigerem Wasser geborgen ist, ist doch so viel Wasser unter das Segeltuch gedrungen, daß wir abladen und warten müssen. Die Aussicht, eine halbe Nacht in klatschnassen Kleidern zu marschieren, ist nicht sehr angenehm, deshalb schlagen wir das Zelt auf und fügen einen Stein zu dem bekannten Pflaster, das aus guten Vorsätzen besteht, denn wir müssen heute nacht zeitig fort und eine unerhörte Anzahl Stunden fahren, um, wie es selbstverständlich ist, die Zeit wieder einzubringen.

Die bittere Not zwingt uns nochmals, den breiten Gezeitenspalten zu trotzen und einen Gang über Land zur südöstlichen Spitze von Lambert-Land zu wagen, um das launenhafte Jagdglück zu versuchen. Denn scheinen zwölf Schneehühner auch viel, wenn man lange Zeit nicht das geringste Wild gesehen hat, so schwinden sie doch wie Tau an der Sonne, wenn zwei ausgehungerte Männer davon zu essen anfangen, und bei aller erdenklichen Ökonomie können wir nicht mehr als sechs Mahlzeiten mit der für die Verhältnisse so glänzenden Jagdbeute erzielen. Doch sie hat uns sanguinisch gemacht; zwar könnten wir den Weg zu unserm Ziel, der Schnauder-Insel, fortsetzen und Hundefleisch essen, wenn die eine noch übrige Mahlzeit Schneehühner verzehrt ist, allein wir glauben, um unserer beiden treuen Tiere willen noch einen Versuch machen zu müssen, uns zu helfen, ohne sie zu essen, und vielleicht ihr Leben noch zu retten, denn Moschusochsen würden Wunder tun, und solche müssen auf dem guten eisfreien Lande unbedingt zu finden sein.

Wir schlagen das Zelt an der Stelle auf, wo wir im Herbst unsern Lagerplatz hatten, und genau wird jede Dose untersucht, denn unmöglich ist es ja nicht, daß wir in jenen Tagen des Überflusses ein klein wenig, nur ein ganz klein wenig Vorrat vergessen haben.

Denkbar ist es, aber wir wenden und untersuchen und kratzen alle Dosen aus, ohne irgendein Resultat. Das einzige, was wir uns gönnen, ist eine große Schale voll dünnen, aber sehr heißen Tees, selbstverständlich ohne Zucker und noch selbstverständlicher ohne Brot, das wir seit undenklichen Zeiten nicht mehr gekostet haben, und dazu — ich hätte es fast vergessen, und es ist vielleicht das einzig belebende bei diesem frugalen Mahle — eine erbauliche Unterhaltung über all das gute Essen, das wir hatten, als wir das letztemal hier waren. Iversen wird ganz melancholisch bei dem Gedanken, daß er damals Pemmikan nicht mochte und Jörgensen und mir den größten Teil seiner Ration überlassen hatte. „Ach!" seufzt er, „das hätte ich nur ahnen sollen, wie hätte ich dann davon gegessen!" und ich pflichte ihm bei; denn wäre mir nur die Möglichkeit in den Sinn gekommen, so hätte ich schon ein paar Dosen Pemmikan und etwas Brot an einer Stelle verstaut, die leicht zu finden war. An der Vergangenheit aber ist nichts zu ändern, und es nützt nichts darob zu trauern. Jetzt wollen wir schlafen, dann essen wir unsere Schneehühner, darauf geht es auf die Jagd, und dann, ja, dann werden wir entweder ein ähnliches Glück haben wie neulich, oder vielleicht sind auch Björns Stunden gezählt.

Wie das letztemal trennen wir uns; Iversen erklimmt langsam und mühselig einen ziemlich steilen Hügel. Er schleppt die Beine nach wie ein alter, abgearbeiteter Mann; er hat leider mit anderm als dem Hunger zu kämpfen, denn seit dem Aufenthalt auf der Hovgaard-Insel war er krank und wird immer schwächer. Lange hat er versucht, gegen das immer mehr überwältigende Gefühl der Müdigkeit, gegen Schmerzen und Schlaffheit anzukämpfen; allein auf arktischen Reisen kommt ein Zeitpunkt, wo man nicht mehr kann und man das Ganze aufgeben muß, wenn keine Gelegenheit zu Ruhe und reichlicher Nahrung da ist. Dieser Zeitpunkt kann, was Iversen anbelangt, nicht mehr fern sein, und als ich zur Jagd aufbreche, denke ich mit Sorge daran, was nun geschehen soll. So gern ich ihm auch etwas von der Sorgfalt und Freundlichkeit vergelten möchte, die er mir gezeigt, als ich auf dem Schlitten lag und weder stehen noch gehen konnte, so ist es unter diesen Verhältnissen doch unmöglich, da wir nicht mehrere Hunde haben. Er muß und er wird bis zur Schnauder-Insel aushalten, wo

Proviant ist und wo wir ausruhen können; allein bis dahin muß er gehen und seinen Teil der Arbeit verrichten können, wie schwer es ihm auch fällt. Es ist ein großer Trost, daß er keine Schmerzen in den Beinen hat; ob es aber Skorbut ist, woran er leidet, oder nur eine allgemeine Erschlaffung und vollkommene Erschöpfung infolge des langen Hungerns und der fortwährenden Tauchbäder, können wir nicht entscheiden. Es sind traurige Gedanken, die ich zu Gefährten habe, und die Stimmung wird nicht besser, da ich weder Tiere noch Tierspuren sehe. Dann und wann kann ich meinen Kameraden auf einem Felsenabhang in weiter Ferne auftauchen sehen; heute aber hat er keine Lust zu singen, denn auch er hat kein Glück mit der Jagd, und Stunde um Stunde verstreicht ohne andere Veränderung als die höchst unangenehme Empfindung, innerlich immer leerer und leerer zu werden; es ist ein Gefühl, als wären alle inneren Organe verschwunden. Doch alle Gefühle werden allmählich von dem einen verdrängt: Essen und wieder Essen! Wie fürchterlich doch Hunger, richtiger Hunger ist!

Nach Verlauf von sechs Stunden, in denen ich nicht das geringste gesehen, entdecke ich Iversen aufs neue unten im Tale sitzen. Er kehrt mir den Rücken zu und mir kommt die ganze Stellung unendlich traurig und hoffnungslos vor. Dabei aber hat er doch ein wenig Grund vergnügt zu sein, denn als er mich hört, wendet er sich um und hält einen Hasen in die Höhe. Das Tier ist nur klein, ein junges Häschen von diesem Jahr, immerhin aber ist es eine Mahlzeit, und wir haben eine solche verzweifelt nötig. Aber auch Iversen hat keine Spur von großem Wild gesehen. Ach ja, lieber Björn, wir haben getan, was wir konnten, um dich zu retten, nicht wir, sondern der Himmel hat dein trauriges Ende bestimmt! Ehe wir aber die Heimkehr antreten und zur Exekution schreiten, müssen wir eine ordentliche Rast haben. Lange liegen wir auf dem sonnenbeschienenen Fleck, an dem ich Iversen traf. Zufällig sehe ich ihn genau an und entdecke Blut an seinem Gesicht.

„Haben Sie sich verletzt?“ frage ich teilnehmend.

„Nein“, sagt er, ein wenig errötend, „ich habe nur die Zunge und ein paar zerschossene Fleischfasern von dem Hasen gegessen — aber nicht alle, sehen Sie hier, hier sind noch einige, die hob ich für Sie auf.“

Hasensuppe ist gewiß ein neues, daheim bisher unbekanntes Gericht, aber wir haben beschlossen, daß sie es nicht bleiben soll, wenn wir wieder in Verbindung mit andern Menschen kommen, denn niemals haben wir etwas so Herrliches gegessen! Sie läßt absolut nichts zu wünschen übrig — doch ja, eines —, es hätte eine Tonne voll davon sein müssen, von einem halben Dutzend Hasen gekocht, dann erst wären wir vollkommen glücklich gewesen! Aber ein halbes Häschen und ein kleiner Napf Suppe sind wenig, sehr wenig für einen hungrigen Mann.

Bald hat Björn aufgehört zu existieren; Iversen hat ihn erschossen, abgehäutet, zerlegt, und ist selbst im siebenten Himmel. Ich sitze und koche Hasensuppe, während er sich mit Björn zu schaffen macht; ich bin sehr erstaunt, ihn erst summen und dann laut singen zu hören. Das ist sonderbar, denke ich, Björn ist doch sein Liebling und sein Leithund; sollte es seinem abgeschiedenen Freund zu Ehren so etwas wie ein Grabgesang sein? Ich lausche, aber es klingt nicht wie ein Grablied, und ich muß hinaus, um zu sehen, was solche Freude verursacht. Iversen kniet an der Spalte und wäscht das Fleisch; doch als er mich sieht, verstummt der Gesang, ein großes Lächeln breitet sich über sein mageres Gesicht und er ruft mit vor Freude zitternder Stimme: „Hurra, jetzt fangen die guten Zeiten an, heute Hase, morgen Hund; nicht wahr, jetzt essen wir uns doch reichlich satt?"

Ich zweifle noch daran, daß wir von dem magern Hundefleisch so satt werden, wie Iversen annimmt; aber ich bringe es nicht über mich, meinen Zweifel auszusprechen und ihm die Freude zu verderben. Ich begnüge mich damit, zu sagen, daß es mich sehr freuen würde, wenn es sich machen ließe, aber Björn soll drei Tage vorhalten. „Das kann er auch, mit Leichtigkeit sogar", meint mein sanguinischer Kamerad, „fühlen Sie nur, wie schwer er ist, und sehen Sie, welch prachtvolle Leber, und das Herz kann gegessen werden und die Zunge, der Kopf aber muß wohl fortgeworfen werden!" Es ist kein Fleisch daran, aber Iversen dreht und wendet den dürren Knochenklumpen hin und her und sieht bei dem Gedanken, ihn Grimrian überlassen zu müssen, recht traurig aus. Aber Grimrian muß doch auch leben — noch drei Tage — dann endet auch sein Dasein!

Mehrmals haben wir bemerkt, daß die Hunde es nicht vertragen konnten, wenn sie die Eingeweide ihrer toten Kameraden fraßen, und auf dem Inlandeis und später längs der Küste haben wir immer dafür gesorgt, sie so zu verbergen, daß die Hunde nicht dazu gelangen konnten. Auch diesmal werden die Eingeweide kassiert und in die Spalte geworfen, die Leber aber sieht so gut aus, daß wir uns nicht entschließen können, sie fortzuwerfen, obwohl wir auch sie im Verdacht haben, giftig zu sein. Wir wagen nicht, sie zu essen, ohne alles zu tun, um zu untersuchen, ob sie giftig ist. Zum Glück fällt mir ein kleiner Silberrahmen ein, den ich mithabe. Wenn er mit der Leber zusammen gekocht werden kann, ohne anzulaufen, sind wir sicher. Am nächsten Morgen wird die Leber und das blankpolierte Silber in einen Topf getan, während wir in gespannter Erwartung zusehen. Wir haben einen kleinen Faden an dem Rahmen befestigt und ziehen ihn hin und wieder daran heraus, um zu sehen, ob er die Farbe verändert — hm, das Silber verliert seinen Glanz und wird etwas dunkel, aber ist das angelaufen? Es wird recht spannend. Wir können nicht ganz einig darüber werden, wie angelaufenes Silber aussieht, schließlich aber wird festgestellt, daß es „grün" sein müsse, um richtig „angelaufen" genannt zu werden, und wir hoffen, daß die matte, dunkle Farbe, die das Silber unleugbar angenommen hat, der Hitze und dem sehr gelblichen Wasser zuzuschreiben ist, mit dem der Topf sich allmählich gefüllt hat.

Es vergehen zwanzig Minuten, es vergehen dreißig, noch immer ist das Silber nicht „grün"; jetzt glauben wir bestimmt, daß das Gift, wenn es solches ist, gewirkt haben müsse. Also wird die Leber für prima Fleisch erklärt, das Wasser fortgeschüttet, und Iversen, der sich auf die feine Kochkunst besser versteht als ich, schneidet die schöne Leber in Scheiben, tut sie in die Pfanne und brät sie — in Wasser. Ich glaube ja eigentlich, daß ein wenig Fett zum Braten notwendig ist, aber Iversen schlägt alle meine Einwendungen nieder und behauptet, daß man mit Wasser brät. Da die Frage nur ganz abstrakt erhoben ist, denn wir haben nicht ein Gramm Fett irgendwelcher Art, spielt sie eigentlich auch gar keine Rolle.

Vorsichtig wollen wir aber doch sein. Wir wollen nicht viel von

Lager auf dem Inlandeis.

Ungebetener Gast.

der Leber essen, nur ein wenig; das kann ja nicht schaden, selbst wenn sie giftig sein sollte, und als Iversen die Leber für durchgebraten erklärt — Gott weiß, wie er das beurteilen kann! — werden die Stücke sorgfältig verteilt, und einige Minuten herrscht tiefes Schweigen im Zelt. Wir kosten vorsichtig — denn man darf nicht zu viel nehmen, wenn ein neues Gericht aufgetischt wird; aber dem ersten kleinen Bissen folgt gleich ein viel größerer. Über unsere Gesichter huscht ein glückseliges Grinsen, und das Schweigen wird dadurch unterbrochen, daß wir wie aus einem Munde rufen: „Aber das schmeckt ja großartig!" Die Furcht vor Gift ist vergessen, und der Rest der Leber verschwindet in unglaublich kurzer Zeit.

Ah, das war doch endlich eine Mahlzeit! Jetzt wollen wir eine kurze Siesta halten und dann wieder weiterfahren. Aber, was ist denn das; ich werde so schläfrig, und Iversen gähnt laut in seinem Schlafsack? Das ist doch sonderbar, wir hatten ja den ganzen Tag geschlafen! Aber wir haben Zeit, wir können noch eine kleine Stunde schlafen, dann ist es noch früh genug, mit der Arbeit zu beginnen. Und bald schlafen wir beide fest und erwachen, ja erwachen erst spät am — nächsten Vormittag, und zwar mit fürchterlichen Kopfschmerzen. Sollte es vielleicht doch die Leber sein, die nicht ganz in Ordnung war? Wir sind fast genötigt, es einzuräumen, und beschließen, die Leber Grimrians nicht zu essen — aber es ist schade darum, denn die letzte schmeckte so gut!

Ja, eine Nacht ist verloren; aber das Unglück ist nicht groß, denn es stürmt heftig, das Wetter ist verhältnismäßig warm, und die Bahn infolgedessen sehr schwierig. Da wir aber beide finden, daß die Ruhe, die wir allerdings gegen unsern Willen genossen haben, uns gut getan hat, sind wir gar nicht ärgerlich darüber, im Gegenteil! Nur hoffen wir, wie so oft vorher, daß sie sich auf dem langen Wege bezahlt machen wird.

In der nächsten Nacht kommen wir fort, nachdem wir im Laufe des Tages alle unsere Zeltsachen auf die andere Seite der breiten, mit Recht so gefürchteten Gezeitenspalten oder vielmehr Kanäle transportiert haben, denn manche von ihnen sind fast 16 Meter breit. Draußen auf dem Eise, die Spalten hinter uns und vor uns unendlich

tiefe Schmelzlöcher, müssen wir wieder das Zelt aufschlagen, um den Anbruch der Nacht abzuwarten. Mit der niedrigen Mitternachtssonne kommt gewöhnlich Kälte, und legt sie auch bei weitem kein so dickes Eis über die Teiche, daß es uns tragen kann, so macht es doch einen solchen Unterschied auf der Oberfläche des alten Eises, daß es beinahe nur die halbe Arbeit ist, den Schlitten zu ziehen. Am 19. August verlassen wir um Mitternacht Lambert-Land und begeben uns auf den von hier aus 24 Kilometer langen Weg bis zur Schnauder-Insel, wo wir das große, in Thostrups Brief an Mylius-Erichsen erwähnte Depot zu finden hoffen. Ach, wie wir uns danach sehnen! Wir haben zwar eine reichliche, besser gesagt, verhältnismäßig reichliche Portion Hundefleischsuppe und Fleisch gegessen, doch es gibt trotzdem nicht aus, und meine Ahnung, daß wir nicht so satt werden würden, wie Iversen annahm, hat sich leider auf sehr fühlbare Weise erfüllt. Die Sehnsucht nach ordentlichem Proviant, vor allem nach Brot und Mehlspeisen, scheint uns neue Kräfte zu verleihen. Nachdem wir einen schmalen Gürtel jahralten Eises, der mit unzähligen Schmelzteichen übersät ist, passiert haben, gelangen wir auf das herausgeströmte Inlandeis, wo wir gut vorwärtskommen. Obwohl wir eine ganze Stunde verlieren, um über eine breite bodenlose Spalte zu gelangen, ist die Entfernung zwischen uns und unserm Ziel doch von 24 Kilometer auf 16 heruntergegangen. Herrlicher Gedanke, nur noch 16 Kilometer bis zu ordentlichem Essen; denn ehrlich gestanden, fangen wir an, des Hundefleisches überdrüssig zu werden. Es bildet sich danach soviel Schleim im Munde, und das ist das einzige Gefühl, von Hundefleisch etwas gegessen zu haben, denn es füllt weder, noch sättigt es.

Jetzt ist auch Grimrian erschossen; es ist eine wahre Erleichterung, das arme ausgemergelte Tier nicht mehr zu sehen, das zuletzt nicht einmal mehr laufen konnte. Eine letzte Freude aber hatte er doch, da wir ihm eine tüchtige Mahlzeit aus Björns Knochen und einem Stück Hundefutter der Danmark-Expedition gaben. Wir können es nicht essen; wir haben es versucht, allein es geht nicht, deshalb bekam es Grimrian. Armes Kerlchen! Er glaubte gewiß, alle Not sei vorbei, als er auf dem Schlitten lag und an dem Knochen nagte, und jetzt tut er seine letzte Arbeit.

Leider müssen wir wieder still liegen, denn Iversen muß Ruhe haben. Da Björns Leber nicht sehr giftig genannt werden kann — wir starben ja nicht daran, wie Iversen sehr richtig sagt —, essen wir auch die Leber Grimrians, und wie neulich wirkt auch diese wie ein starkes Schlafmittel. Iversen schläft zuerst ein, und bald falle auch ich in Schlaf, obwohl ich versuche, die Augen offen zu halten. Ich bin dabei, Kamikker zu flicken, doch sie fallen mir aus den Händen, ich schlafe bald fest ein und träume von Essen, von unendlichen Mengen Proviant, die ich ganz deutlich sehe. Ich sehe große, dampfende Braten, Berge von Butter und Brot und Mengen von Salat und Gemüse. Aber der Haufen rückt fort; ich kann nie etwas davon erreichen und laufe und laufe. Immer steht das Essen vor mir, dann falle ich und zerschlage mir den Kopf, daß er blutet — und erwache mit heftigen Kopfschmerzen und Schweißtropfen auf der Stirn. Hundeleber ist nicht gesund; nur gut, daß wir nicht öfter in Versuchung geführt werden können!

Zum Glück ist das herausgeströmte Inlandeis auf dieser Strecke gut, und wir kommen so vorwärts, daß wir nach einer zweiten Nachtfahrt bis zur Schnauder-Insel nur noch 12—13 Kilometer haben. Sind wir erst dort, so hoffen wir, daß die Zeit unserer Drangsal vorüber sein wird, denn erstens ist dort Proviant und zweitens muß es ja bald anfangen, Tag und Nacht hindurch zu frieren, und lange kann es nicht mehr dauern, bis die Mitternachtssonne verschwindet. Wir ersehnen es, denn vom Sommer haben wir nichts mehr zu erwarten, und der Herbst wird das neue Eis bald so sicher machen, daß wir darauf Schlitten fahren können, was uns eine Menge Arbeit sparen würde. Ärgerlich schielen wir deshalb nach der Sonne, wenn sie im Norden steht. Wird sie denn nie untergehen, damit wir sehen können, daß der Sommer vorüber ist und der Herbst mit beständigem Frost beginnt? Ich weiß wohl, daß dies nicht das Gefühl ist, mit dem man die Mitternachtssonne betrachten sollte; ich weiß, daß jeder Literat vor ihr in stumme Bewunderung verfällt. Ich weiß, daß ich einen prächtigen Himmel beschreiben, eine Wortmalerei geben müßte in Farben, die noch kein Sterblicher am Himmel gesehen. Aber wisset — laßt es mich leise flüstern —, daß die Mitternachtssonne einer ganz gewöhnlichen Sonne gleicht, die tief am Himmel steht. Nun ist es heraus,

und ich fühle mein Gewissen erleichtert, denn ich habe über die Mitternachtssonne so viel Schönes, aber — Unwahres gelesen. Ich weiß, daß es eine Blasphemie ist; doch wer ein wahres Bild der Mitternachtssonne sehen will, stehe an einem klaren frostigen Morgen früh auf, wenn die Sonne ein paar Sonnendurchmesser oder mehr über dem Horizont steht; er bilde sich dann ein, daß Osten Norden sei und — er hat die Mitternachtssonne, eine ganz gewöhnliche, rotgelbe Sonne ohne irgendeinen Zusatz von Farben und mystischen Strahlenreflexen. Sind Wolken da, so können sie schön, ja prachtvoll sein, aber du lieber Gott, ein gewöhnlicher Sonnenaufgang hier zu Haus ist ja auch schön, und wenn man sich auch über den Anblick der Farben freut, wird man ihn doch nicht für ein seltenes Schauspiel halten. Ich bin nur Seemann und kein Literat, aber Seeleute können wenigstens nicht farbenblind sein, wogegen man keine Garantie dafür hat, daß Literaten in diesem Punkt ganz zuverlässig sind; darum, man glaube mir: die Mitternachtssonne ist nur eine ganz gewöhnliche Sonne, die niedrig am Himmel steht und die man morgens und abends in jedem Lande sehen kann.

Allein ob sie nun schön ist oder nicht, es wird kälter werden wenn sie fort ist, und wir wenigstens haben von der so viel besprochenen und oft beschriebenen Mitternachtssonne so viel gesehen, daß wir mit Freuden alle Herrlichkeiten für ein paar niedrigere Kältegrade, den ewigen Tag für den Wechsel von Licht und Dunkelheit eintauschen würden, damit wir am Tage Schlitten fahren können, während die Sonne an der Stelle des Himmel steht, wo man sie in allen gewöhnlichen Ländern stehen sieht.

Leider ist diese Zeit so kurz, und dann kommt die beständige Dunkelheit und mit ihr sicher die Reue, harte Worte über die Sonne gebraucht zu haben. Jetzt aber haben wir nur ein einziges Ziel, nur einen Gedanken — nein zwei, ich vergesse das Essen — und das ist, so schnell wie möglich fortzukommen, um diesem unerträglich ruhelosen Reiseleben ein Ende zu machen.

Unser dritter Schlittentag fängt nicht glücklich an. Zuerst verhindert uns Wasser von oben, das Zelt zu verlassen — drinnen wird man etwas weniger naß als draußen —, und als das ganz sommerliche Regenwetter endlich aufhört, hindert uns Wasser auf dem Eise

aufzubrechen, bis die Nacht weit vorgeschritten ist. Denn wir sind wieder der Versuchung erlegen, das Zelt auf Land aufzuschlagen, und die Gezeitenströmung verursacht uns manche Beschwerde — keine Spalten, aber tiefes Wasser auf dem Eisfuß. Wir müssen warten, bis das Wasser so weit fällt, daß es in den tiefen Löchern wenigstens nicht über unsere Kamikker reicht, und mit drei kalten Nachtstunden müssen wir für das trockne Logis eines Tages auf Land büßen. Darein finden wir uns jedoch mit großer Geduld, denn sechs Stunden Schlittenfahrt sind in unserem entkräfteten Zustand mehr als genug, und wenn die Bahn nur einigermaßen gut ist und wir nicht zuviel Wasser zu vermeiden haben, müßten wir in dieser Zeit die Nordspitze der Schnauder-Insel erreichen können, wohin es nur noch 8—10 Kilometer sind.

Aber wir erreichen sie nicht. Nicht einmal die Hälfte des Weges legen wir zurück, denn es folgt Spalte auf Spalte, und da sie alle offen sind, wagen wir nicht, mit dem Schlitten über die breiten Wasserflächen zu segeln, sondern müssen uns vorsichtig und langsam vorwärts arbeiten, so gut es geht. Bald benutzen wir eine winzig kleine Scholle als Fähre, bald gehen wir beide über dünnes, zusammengepreßtes Neueis und schleppen, wenn wir auf der entgegengesetzten Seite festes Eis erreichen, den Schlitten über die morsche Brücke. Oft aber muß der Schlitten über breite Wasserrinnen gezogen werden, über die wir selbst hinwegkommen, indem wir von einem kleinen Eisklumpen zum andern springen. Aber dank des Segeltuches und des geringen Gewichts und des dabei großen Rauminhalts der Last kommen wir über ein paar breite Spalten, die wir nicht umgehen können; wenn es auch Zeit kostet, geht es doch gut nordwärts, zumal wir kurz nach dem Passieren der letzten Spalte von dem bröckligen und morschen jahralten Eis auf das dicke und vollkommen sichere, allerdings aber ziemlich hügelige, herausgeströmte Inlandeis fahren. Es sind die Vorläufer des ewigen Eises von Nordostgrönland.

Daß auch dort Schwierigkeiten mit dem Wasser eintreten können, dafür haben wir leider allzu viele Beweise; aber wir treffen doch nur selten durchgehende Spalten, und geschieht es einmal, so können wir fast immer eine Brücke finden, die viel solider ist als auf dem jahralten

Eise, eine Brücke, die mehrere Winter alt ist. Wenn auch einzelne Löcher darin sind, wissen wir doch, daß dieses Eis trägt, und wir brauchen kein kaltes Bad zu fürchten, wenn die Kante beim Überspringen eines Loches oder einer Spalte bricht.

Heute nacht sind wir an einer dieser seltenen Spalten, die jedoch schlimmer ist als die gewöhnlichen. Sie liegt auf dem Grunde eines 5—7 Meter tiefen Tales und ist mindestens 30 Meter breit. Aber es sind viele solide Eisausläufer längs der Ränder, und wenn wir uns auch sehr gegen unsern Willen dem außerordentlich morschen Eise in der Mitte anvertrauen müssen, das ein paarmal unter uns birst, so kommen wir doch glücklich davon, und unser einziges Mißgeschick dabei ist, daß wir etwas nasser werden als sonst. Ganz zufrieden mit der Distanz, aber unendlich erschöpft, müssen wir auf der südlichen Seite der Spalte das Zelt aufschlagen, nachdem wir über eine Stunde damit zugebracht haben, die letzten hundert Meter zurückzulegen.

Hätten wir nur ein wenig Pemmikan zu essen, wenn das Zelt aufgeschlagen ist, so hätte die Müdigkeit nichts auf sich, denn Pemmikan ist bald gekocht und dann kann man ruhen. Wenn wir aber überhaupt imstande sein sollen, Hundefleisch zu essen, muß es gut und lange kochen, und es ist schwer, sich wach zu halten, bis es gar ist. Wir lassen es kaum fünfviertel Stunden kochen, länger können wir unmöglich warten, und die letzten fünf, zehn Minuten, bis das Essen fertig ist, sind wir wach genug; es muß versucht werden, es muß mit einem Messer oder einer Segelnadel hineingestochen werden, um zu sehen, ob es nicht bald weich genug ist, um gegessen zu werden. Sobald wir glauben, daß es genießbar ist, werden Suppe und Fleisch in zwei Portionen geteilt, die so gleich wie möglich sind. Die Suppe steht am höchsten im Kurs, denn viel Fleisch ist nicht da, und das wenige, was da ist, ist zäh wie Gummi. Es wird mir sehr schwer, es zu essen, da meine Zähne nach dem Skorbut noch locker sind, und zu meinem Schmerz kann ich auch die Knochen nicht sauber abnagen. Grimrian bekam sie am ersten Tag; doch das hatte Iversen nicht gern, und am nächsten Tage nagte er weiter, als ich von den Knochen nichts mehr herunter bekommen konnte. Er kann es, denn seine Zähne sitzen fest und sie müssen in dieser Zeit eine harte Probe bestehen.

Nichts geht verloren, sogar die Knochen werden zermalmt, denn Iversen behauptet, Mark darin zu finden. Das mag dahingestellt bleiben, denn wiewohl ich ebenfalls versucht habe, Mark zu essen, habe ich doch nicht einmal so viel herausbekommen können, um es zu schmecken, und da die Arbeit groß und der Gewinn so unendlich gering ist, habe ich ihm nach dem einen Versuch alles Mark überlassen. Als wir Lambert-Land verließen, hatten wir nur noch sehr wenig Tee; wir kochen ihn und bilden uns ein, das frugale Mahl mit einer Tasse Tee hinunterzuspülen. Aber die letzten Teeblätter haben nun mindestens fünf- oder sechsmal Dienste getan, und es heißt die Einbildungskraft vielleicht zu sehr anspannen, das warme Wasser, das wir nach dem Fleisch trinken, Tee zu nennen.

Übrigens haben wir bald kein Fleisch mehr zum hinunterspülen, denn unser ganzer Vorrat besteht nur noch aus einigen Rippen und einem halben Vorderschenkel; es ist so viel, wie wir bisher an einem Tage gegessen haben, und bevor es verbraucht ist, hoffen wir das Depot zu erreichen.

Am Vormittag des 23. August erreichen wir nach hartem Kampf die Schnauder-Insel. Das herausgeströmte Inlandeis war am Land entlang ungewöhnlich hügelig und holperig, und ist der Schlitten auch nicht schwer, so wiegt er doch für uns mehr als genug, und wir müssen ihn die steilen Abhänge hinaufziehen. Oben auf der Höhe ist die Bahn sehr gut, und das Eis ist, bis auf einige einzelne schmale Wasserläufe, vollkommen eben. Aber wir müssen an Land und müssen quer über die 7—10 Meter tiefen Täler; deshalb haben wir nichts von der guten Bahn, bis wir wieder in ein Tal hinunterkommen. Wir finden eine ebene Stelle und lassen den Schlitten allein hinunter rutschen, da wir nicht mehr imstande sind, so rasch zu laufen, und wenn wir ihn unten halten sehen, folgen wir nach. Dann geht es an der andern Seite wieder hinauf. Aber wenn wir mit vieler Mühe den Gipfel des Hügels wieder erreicht haben und uns freuen, ein wenig auf glatter Bahn zu fahren, finden wir immer wieder ein Tal, über das wir hinüber müssen. Endlich aber passieren wir das letzte Tal und fahren an der Küste entlang auf ebenem Eis, mindestens 10 Meter über der Gezeitenströmung. Eifrig spähen wir nach einer Stelle, wo das Eis ans Land heranreicht, aber leider ist ein breiter Gürtel Wasser zwischen Eis und Land, und es sieht fast aus, als müßten

wir noch einmal hier auf dem Eise das Zelt aufschlagen und warten, bis das Wasser gefallen ist. Das Glück ist uns jedoch günstig, denn als wir um eine scharfe Landspitze biegen, sehen wir, halb begraben von dem vorgeschobenen Eis, eine kleine Schäre, die schräg zum Lande abfällt.

Fünf Minuten darauf sind wir dort und finden bald einen geschützten Platz für das Zelt. Hier würden wir gern einige Tage bleiben und ausruhen, besonders Iversen, der ganz entkräftet zu sein scheint. Nicht weniger als 23 Tage harter Arbeit hat es uns gekostet, die kaum 65 Kilometer von der Hovgaard-Insel bis hierher zurückzulegen. Wir sind nicht jeden Tag gefahren, aber außer den zwei Jagdtagen auf Lambert-Land waren die andern Rasttage durchaus notwendig, entweder Iversens oder meinetwegen.

Doch je härter die Arbeit war, um ein Ziel zu erreichen, desto froher ist man, wenn es endlich erreicht ist, und jetzt, da wir — mit baldiger Aussicht auf Proviant — hierherkommen, sind wir ganz vergnügt, soweit man es in unserm ausgehungerten und kranken Zustand überhaupt sein kann. Eine Furcht aber haben wir, und sie ist nicht klein, denn es ist nicht unmöglich, daß wir das Depot nicht finden, und was dann?

Jagd selbstverständlich; aber daß Jagdglück launenhaft ist, haben wir längst erfahren, und wenn das Land auch aussieht, als flösse Milch und Honig darin oder besser, als wimmle es von Wild und Schneehühnern, kann das Aussehen doch täuschen; auch davon haben wir Beispiele. Und daß die Mahlzeiten lebendig umherlaufen auf einer Insel, die wir noch nicht kennen, ist ein nichts weniger als aufmunternder Gedanke.

Daher schieben wir die Furcht von uns und bilden uns ein, daß das Depot leicht zu finden sein wird und daß wir alles haben werden, was das Herz begehrt, wenn wir nur erst die Müdigkeit ein wenig überwunden haben; denn hinter uns liegt ein achtstündiger Arbeitstag, und wir müssen Kräfte zu erneuter Arbeit sammeln. Allein jetzt, wo wir wissen, daß Lebensmittel in der Nähe sind, läßt unser maßloses Verlangen sich nicht länger zügeln. Vergebens schließen wir die Augen und versuchen, die aufdringlichen Gedanken zu verjagen mit dem Bescheid: ich muß jetzt schlafen; sie lassen sich nicht unterdrücken. Es ist ein unschuldiges Vergnügen, dazuliegen und daran zu

denken, wie gut ein Stück Zwieback schmecken wird, aber ein gutes Schlafmittel ist es nicht, und als ich eine Stunde lang vergeblich zu schlafen versucht habe und deutliche Beweise dafür zu haben glaube, daß es Iversen ebenso ergeht, flüstere ich leise, um ihn nicht zu wecken, falls er den Hunger dennoch vergessen haben und eingeschlafen sein sollte: „Schlafen Sie?" Er ist wach; denn kaum habe ich die Worte gesagt, als er auffährt und fragt: „Wollen wir jetzt gehen, sagten Sie das?" Nun gut! Dann ist kein Grund vorhanden, nicht zu gehen, um schleunigst das Ziel unserer Wünsche zu erreichen; erst aber müssen wir uns mit einer Mahlzeit von unserm letzten Hundefleisch stärken. Schon unter gewöhnlichen Umständen kocht es nicht lange, heute aber geht es noch schneller, denn es sind nur noch drei Rippen für jeden da, und wir finden sie so dünn, daß sie nicht mehr als eine halbe Stunde zu kochen brauchen. Wir nagen und schaben und zerbrechen die Knochen, um alles herauszubekommen, aber selbst alles ist nicht viel, und nach der Mahlzeit sind wir ebenso hungrig wie zuvor. Jetzt haben wir gar nichts Eßbares mehr, nicht ein einziges Gramm! Also spannen wir den Leibriemen um ein paar Löcher enger; wir sind bereit zu gehen!

Es geht sich gut an der Küste. An den meisten Stellen haben wir einen glatten Strand und kommen rasch vorwärts, denn uns erwartet ja am Ende unserer Wanderung Essen, reichliches Essen! Und der Gedanke an dieses Essen verleiht uns Kräfte. Als wir die Insel erreichten, glaubten wir nicht auch nur einen Schritt weitergehen zu können, und wir setzten uns sogar zum Ausruhen nieder, bevor wir das Zelt aufschlugen. Und jetzt, nach zweistündigem Ruhen, sind wir nicht nur imstande zu gehen, sondern sogar zu laufen, freilich nicht leicht und elastisch, sondern schwerfällig und torkelnd, etwas zwischen Gehen und Laufen, am ehesten wohl eine Art „Schweinegalopp"; aber wenn es auch nicht schön aussieht, geht es doch gut vorwärts. Alle Müdigkeit ist vergessen, die wehen Füße fühlen wir nicht mehr, wir spüren nur den Hunger, und dieser gestattet uns nur einen Gedanken: Essen, Essen, reichliches Essen! Und darum laufen wir, wo der Strand gut ist, darum waten wir durch tiefe Flüsse, ohne uns darum zu kümmern, daß wir naß werden, und darum können wir in fast

der Hälfte der Zeit, die es unter gewöhnlichen Verhältnissen kosten würde, an steilen, beinahe senkrechten Felsenabhängen herumklettern. Ich glaube nicht, daß wir in unserm gegenwärtigen Zustand um irgendeiner andern Sache willen einen Kilometer weit hätten gehen können; aber die Aussicht, das Depot zu finden, hält uns aufrecht und gibt uns Kräfte, und jedesmal wenn wir uns einer vorspringenden Spitze nähern, beschleunigen wir unsere schon vorher schnellen Schritte.

Eine Landspitze nach der andern wird passiert, ohne daß wir etwas vom Depot sehen, und als wir etliche Stunden gegangen waren und unserer Berechnung nach an der richtigen Stelle sein müssen, hält die Furcht, nichts zu finden, ihren Einzug; sie scheint ein ebenso guter Sporn zu sein wie die Sehnsucht, nur schärfer und brennender. Nachdem wir aber noch ein paar Stunden gegangen und etwa 10 Kilometer vom Zelt entfernt sind, verliert auch dieser Sporn seine anfeuernde Wirkung, denn wir können uns nur denken, daß wir an dem Depot vorübergegangen sein müssen; es ist vielleicht so gut versteckt, daß wir es übersehen haben. Jetzt gehen wir gesetzt genug und mehr in Übereinstimmung mit unsern Kräften, denn wir müssen sie schonen und immer weiter gehen, bis wir Jagd finden. Vergebens suchen wir uns zu trösten mit der üblichen Redensart: wenn die Not am höchsten, ist Hilfe am nächsten. Wir haben kein großes Zutrauen zu der Hilfe — an der Not ist leider nicht zu zweifeln; diesmal aber trifft es wirklich zu, denn wir erblicken eine Schar Schneehühner. Wir bekommen nur eins, da die andern sehr scheu sind und weit ins Land hinein fliegen, aber wir sind dennoch ganz zufrieden, als wir unsern unterbrochenen Marsch fortsetzen, denn jetzt haben wir doch ein Schneehuhn zu teilen und sind nicht mehr ganz ohne Nahrung! Es ist angenehm, zu wissen, daß wir eine Mahlzeit bei uns haben und daß es auf der Insel Jagd gibt. Diese kleine Jagdbeute ist aber bald vergessen, als wir kurz darauf eine Moschusochsenspur entdecken, die höchstens einige Stunden alt sein kann. Jetzt hat es keine Not mehr, denn der Moschusochse muß auf der Insel sein und kann nicht fortfliegen, und wir können ihn auffinden, wenn wir seine Spur weiter verfolgen, vielleicht erst nach einem Tag, vielleicht in einigen Stunden; aber entgehen kann er uns nicht, wenn wir das Depot nicht finden

sollten. Die Spur geht am Strand entlang, denselben Weg wie der unsere, und jetzt haben wir nach zweierlei auszuschauen, nach dem Depot und nach dem Moschusochsen. Ein Mittagessen haben wir, und wir müssen auf irgendeine Art mehr zu essen bekommen. Die Augen strahlen vor Freude. Hier haben wir ja endlich das Eldorado erreicht, nach dem wir den ganzen Sommer geseufzt; hier hätten wir vor ein paar Monaten sein müssen, dann wären wir all dem Hunger entgangen und es wären einige Hunde am Leben geblieben! Doch wir klagen nicht über das harte Schicksal, das uns länger im Norden aufhielt, denn jetzt ist unser Leben wieder gesichert, und wir sind froh über die Aussicht auf Essen. Und befreit von der vorher so nagenden Furcht, setzen wir unsern Weg wieder fort, raschen Schritts, wie zu Beginn der Reise.

„Was ist das nur, was da oben auf der Spitze des Felsens steht?" frage ich kurz darauf Iversen und beschatte die Augen mit der Hand, um besser zu sehen. „Ist es nicht eine Kiste?"

Ja, Teufel auch, es ist eine Kiste! Und wenige Minuten später stehen wir außer Atem am Ziel — dem Depot, von dem wir gesprochen, seitdem wir den Mallemuk-Berg verlassen haben. Die Kiste ist anscheinend ganz unversehrt; aber wir sehen uns genau um, hier sollten ja fünf sein, wo sind denn die andern? Bevor wir diese erste Kiste öffnen, gehen wir ein wenig umher, um die andern zu suchen. Zwei leere Kisten, einige zertrümmerte Dosen und verstreute Brotstücke zeigen deutlich, daß der Inhalt der andern zu Hundefutter verbraucht worden ist. Allein wenn das auch eine Enttäuschung ist, bedeutet es doch nichts neben der Freude, die uns die eine — anscheinend gute — Kiste bereitet.

Das Öffnen dieser Kiste ist das Spannendste was ich je erlebt habe, denn sie hat mehrere Jahre hindurch hier gestanden, und die Feuchtigkeit kann die Mehlwaren verdorben haben. Als wir aber ein kleines Loch hineingestochen und an der Kiste gerochen haben, sind wir beruhigt. Es strömt aus ihr ein Duft, von dem wir finden, daß keine Bäckerei sich dessen zu schämen brauchte; die Kiste muß gut sein, und wirklich, als der Deckel abgelöst ist, zeigt sich der Inhalt so gut, als damals, da er eingepackt wurde. Ein Stück Zwieback zu essen, können wir nicht unterlassen. Wie das schmeckt! Ich finde keine Worte, um zu beschreiben, wie gut das harte Brot schmeckt. In größter Hast machen

wir von den Kistenresten, die wir ringsum verstreut finden, ein flammendes Feuer an. Der Kaffee ist fertig, ehe wir es uns versehen, Erbsensuppe wird in wenigen Minuten gekocht; sie ist ein wenig angebrannt, leider, aber reichlich Pfeffer nimmt den Geschmack fort, und als darauf eine große Dose Kakao mit Brot und Butter folgt, glauben wir nicht, daß es eine bessere Mahlzeit geben kann. Es ist ganz unheimlich, wie froh wir über das Essen sind. Wir zählen die Zwiebäcke, um zu sehen, wieviele da sind; wir essen ein Stück Dörrapfel und spitzen uns in Gedanken auf Aprikosen; wir rechnen aus, wieviel Hafergrütze wir von einem Zweipfundpaket bekommen — mindestens für zwanzig Mal, glauben wir —, wir stellen die Dosen in einer Reihe auf und setzen uns nieder, um uns an dem Anblick recht zu erfreuen. Es ist der schönste Anblick, den wir uns denken können, ein Anblick, von dem wir uns nicht losreißen können, und in den Stunden, in denen wir beim Depot stilliegen, finden wir reichlich Vergeltung für die Entbehrungen der langen Monate.

Jetzt fühlen wir uns auch vollkommen sicher, die schwierige und lange Rückreise aushalten zu können, denn wir haben es nicht weit bis zum Norddepot, und von dort sind bis zum Danmark-Hafen nicht weniger als vier Depots. Jetzt ist die Zeit der Drangsal vorüber. Der Rest der Reise kann keine Schwierigkeiten mehr verursachen, denn bald muß der Frost kommen und das Eis sicher machen, so daß man gut vorwärtskommt, und wir haben ja hier Proviant, um ausruhen und für die letzte Anstrengung Kräfte sammeln zu können.

Ein ganz feiner Regen dann und wann droht unser Feuer zu verlöschen, aber das scheint es uns gerade so gemütlich zu machen, nicht das verloschene Feuer, als vielmehr der Regen; er ist so sommerlich, so heimatlich, und heute haben wir nichts dagegen, daß Sommer ist, er erinnert uns an Dänemark und an alle daheim, die an uns denken und die jetzt leider wissen, daß wir nicht rechtzeitig zurückgekehrt sind. Es ist sehr lange her, seitdem wir über irgend etwas anderes als über Essen haben sprechen können, und jetzt, wo wir für eine kleine Weile den Hunger gestillt haben, ist es eine wahre Erleichterung, über alles andere zu plaudern. Dem Reste der Rückreise schenken wir nicht viele Gedanken, dem kommenden Winter ebenfalls nicht; nein, wir überspringen ein halbes Dutzend Monate und sprechen über ein Thema,

das lange, lange tot und vergessen war: über die Freude, nach Haus zu kommen. Es sind köstliche Stunden, die wir auf der kleinen Felskuppe zubringen, wo der Proviant um uns aufgestellt ist wie ein Zauberring, der allen Hunger und alle Entbehrungen verbannen soll. Bevor wir aber richtig ausruhen, schlafen und essen können, müssen wir zurück zum Zelt. Wie schwer es auch ist, sich von der herrlichen Stätte loszureißen, wo wir eine so große Freude gehabt, müssen wir uns doch auf die sechs- bis siebenstündige Wanderung begeben. Mit einer Tafel Schokolade in der Tasche, damit wir unterwegs nicht Hunger leiden, und den Rest des Proviants, bis auf den Pemmikan, auf dem Rücken, treten wir den Rückweg an und erreichen das Zelt mit unserer ganzen Beute. Nun aber können wir nicht mehr. Nur die Gewißheit, daß wir Lebensmittel tragen, hat es uns ermöglicht, das letzte Stück Wegs zu gehen; wir sind ununterbrochen 32 Stunden unterwegs gewesen!

Jetzt beginnt eine Reihe von Freudentagen. Sie werden mit Iversens Geburtstag eingeweiht, der selbstverständlich mit vielen kleinen Mahlzeiten gefeiert wird. Am Tage darauf bin ich auf der Jagd, ohne jedoch etwas anderes zu sehen als viele frische Moschusochsenspuren. Ich mache hier jedoch die unangenehme Entdeckung, daß sich auf dem ganzen Körper die Haut losschält, wahrscheinlich die Folge einer leichten Vergiftung durch den Genuß der Hundelebern; wenn es auch nicht gerade Schaden tut, ist es doch überaus unangenehm, mit in Fetzen hängender Haut herumzulaufen. Iversen leidet an demselben Übel; er geht den Tag darauf dennoch auf die Jagd, ebenfalls ohne etwas mit heimzubringen. Doch jetzt ist es auch nicht so eilig, Fleisch zu bekommen, und das ist auch wohl der Grund, daß wir nichts finden. Denn nach den Spuren zu urteilen, gibt es hier auf der Insel viel Wild und hätten wir nichts zu essen, so würden wir uns schon etwas verschaffen. Sehr viel Energie besitzen wir nicht, und wenn wir auch beide etwa sechs Stunden umhergestreift sind, können wir doch bei weitem nicht mehr so viel leisten wie früher; ich wenigstens muß mich fortwährend hinsetzen und ausruhen. Iversen ist auch nicht aufgelegt, das Jagdglück noch weiter, bis zum äußersten, zu versuchen, als er mit großen Wunden am Körper zurückkommt; das einzig richtige ist gewiß, liegen zu bleiben, zu essen, zu schlafen und auszuruhen.

Jeder Rasttag hat unsern Proviant um gut vier Pfund vermindert. Es ist nicht viel, aber wir waren so lange auf kleine Ration gesetzt, daß es, zumal in den ersten Tagen, vollkommen hinreichend schien. In den letzten Tagen jedoch war es nicht ganz genügend, denn Labskaus, gefüllter Rotkohl und Suppenfleisch besitzen nicht denselben Nährwert wie Pemmikan; wir haben aber nahezu unsere Kräfte wiedergewonnen, und jetzt bleibt uns sogar Pemmikan für die Schlittenfahrt.

Außerdem haben wir eine weitere Vermehrung unseres Proviants erhalten, die wir eigentlich gar nicht verdient haben, denn es ist nicht zu leugnen, daß wir träge mit der Jagd gewesen sind. Um so größer aber ist die Freude, als wir Schneehühner in den Bergen hören, nachdem der Schlitten gepackt und alles bereit ist, das Lager zu verlassen, wo wir so frohe Tage verlebt haben. Wir verspäten uns um eine Stunde, es verschafft uns aber fünf Schneehühner. Hocherfreut über diese Vermehrung, begeben wir uns mit dem Schlitten auf den Weg und schlagen sechs Stunden später beim Depot das Zelt auf. Noch einmal wird alles untersucht, worauf wir unsere „Glücksinsel" verlassen und den Kurs über das herausgeströmte Inlandeis auf das Norddepot zu nehmen.

Das Eis ist nicht wiederzuerkennen. Alle die unzähligen kleinen Flüßchen, die vorher darüber flossen, sind ausgetrocknet; die Seen sind zugefroren und können uns und den Schlitten tragen, und in den tieferen Flüssen fahren wir jetzt wie auf einer ganz glatten Landstraße. Vorher waren diese Flüsse unsere Verzweiflung, weil es so schwierig war hinüberzukommen; jetzt suchen wir sie auf und fahren froh und vergnügt über das spiegelblanke Neueis. Die Oberfläche des Inlandeises, die bei der Ankunft auf der Schnauder-Insel matt und grau war, ist jetzt mit zahllosen glitzernden Eiskristallen übersät, und der Schlitten gleitet doppelt so leicht wie vorher. Wenn dazu kommt, daß wir anstatt des Hundefleisches zum Beginn der Arbeit ein einigermaßen reichliches Frühstück haben, das aus einem Viertelpfund Pemmikan, 25 Gramm Erbswurst, einem halben Schneehuhn und einem halben Zwieback besteht, und daß wir, wenn die Tagesarbeit beendet ist, einer ebenso guten Mahlzeit entgegensehen, daß

wir sehr gekräftigt sind, keine andern Schmerzen und Unannehmlichkeiten haben als die andauernde Hautschälung, und endlich, daß wir jetzt acht Stunden fahren können, ohne naß zu werden: dann ist es kein Wunder, daß uns alles verändert dünkt und das Leben wieder wert erscheint, gelebt zu werden.

Jetzt haben wir wieder Lust, uns auf dem umliegenden Lande umzusehen. Wenn wir es auch vorher, als wir hungerten, oftmals gesehen hatten, scheint doch mit ihm die gleiche allgemeine Verwandlung zum Bessern vor sich gegangen zu sein. Es ist wirklich ein sehenswertes Panorama, besonders frühmorgens, wenn die Sonne eben aufgegangen ist und einen warmen rötlichen Schein über die mächtige Bergpartie um den Pic de Gerlache wirft.

Ja, hier ist es schön, und mit froher Erwartung setzen wir uns auf den Schlitten und nicken mit freundlichem Wiedererkennen der hohen konischen Bergkuppe und den scharfen zerrissenen Gipfeln zu, die sich hoch über das umliegende grauweiße Eis erheben. Es ist wie ein halb vollendetes Bild von einer Meisterhand, dem nur der letzte sichere Strich fehlt, um in all seiner Pracht dazustehen; allein, noch sind die kühnen Umrisse leicht verschleiert und fließen gleichsam zusammen mit dem mattblauen Hintergrund. Die dunklen Felsenhänge sind scharf und deutlich in den Umrissen, aber sie sind flach, und die vielen gekrümmten Schneewehen sehen aus, als bildeten sie eine gerade Linie. Kurzum, es fehlen Perspektive, Tiefe und Gott weiß was, und gewöhnliche Sterbliche können nicht sagen, was es ist, das hier fehlt; allein man hat ein Gefühl, daß es unendlich prachtvoll sein könnte, wenn nur etwas dazu käme.

Ah, da ist es! Das Etwas, das hier fehlte, war der Sonnenschein! Wie schön wird jetzt der schnee- und eisbedeckte Gipfel! mit diesen goldenen Farben, wie deutlich tritt jede Unebenheit, jeder Riß in dem vorher so öden Weiß hervor, wie gleiten die Sonnenstrahlen langsam über die matte, halbfertige Zeichnung hin und vervollständigen sie auf ihrem Wege, wie färben sie die schwarzen Bergpartien rötlich und heben jede Schlucht, jede Vertiefung hervor und vergrößern sie! Es ist, als lösten die Sonnenstrahlen diese ganze großangelegte Berggruppe von dem dahinterliegenden Himmel, als zögen sie sie näher heran und

machten sie zu dem, was man dunkel ahnte, wenn das Etwas, das was fehlte, dazu käme — nur ist es in Wirklichkeit viel, viel schöner!

Das umliegende Inlandeis, das vorher wie eine grauweiße Mauer am westlichen Horizont stand, rötet sich jetzt unter den Strahlen der immer höher steigenden Sonne; es wird flach und dehnt sich, soweit das Auge reicht, nach Westen. Und folgt man der Sonne nordwärts, so bleibt das Auge an dem dunkeln, scharfgezeichneten Lambert-Land haften. Längs des ganzen östlichen Horizonts sind Inseln, einige sind so nahe bei uns, daß wir jeden Stein, jeden Schneehaufen erkennen, andere so weit entfernt, daß sie mit dem klaren Himmel fast verschmelzen; alle jedoch sind sie zackig, kantig und dunkel, denn jetzt ist die Sonne über den Horizont gestiegen, und alles da draußen liegt im Schatten. Um uns aber ist es hell; die ersten Strahlen haben Feuer entzündet in den unzähligen Eiskristallen, die um uns glitzern und blinken und die mit uns der großen blutroten Scheibe Willkommen zu bieten scheinen. Alles verliert, wenn man es beständig vor Augen hat. Wir waren der Sonne müde, als sie Tag und Nacht am Himmel stand; doch jetzt, wo sie in wenigen Stunden wieder weg ist, sehnen wir uns stets nach ihr. Wir begrüßen sie jeden Tag mit Freuden und halten Rast, um zu sehen, wie sie sich über den Horizont erhebt, und um die große Verwandlung zu bewundern, die sie hervorruft.

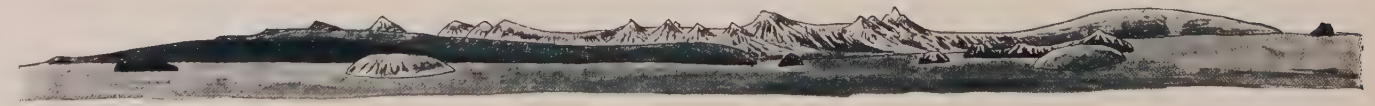
Allein wir müssen weiter. Mit wechselndem Erfolg arbeiten wir uns nach Süden vorwärts, zuweilen über weite Strecken guten, ebenen Eises und nicht selten über die spiegelblanke Oberfläche großer Seen, wo der Schlitten von selber gleitet. Mitunter fahren wir stundenlang auf dem Grunde eines der vielen Flüsse, und wenn der Lauf auch etwas gewunden ist und wir bald nach Südost, bald nach Südwest fahren, folgen wir ihm doch gern, da der Boden fast überall gut ist. Es ist ein wahres Vergnügen, dort zu fahren, wo wir vor vierzehn Tagen gar nicht weiter konnten. Jedoch nicht alle Tage sind gleich gut, und je näher wir den Inseln kommen, wo das Norddepot liegt, desto schwerer wird es. Alle Flüsse — und es sind deren viele — verlaufen quer über unsern Kurs, und den ganzen Tag geht es hinauf und hinunter. Im ganzen ist das Eis aber so gut, daß wir uns nicht beklagen können; die Kräfte schwinden jedoch allmählich wieder.

Eine mächtige Spalte im Eis.

Iversens Schlitten.

Pic de Gerlache und Nunatakker südlich davon.

Land im Norden des Pic de Gerlache.



Land im Norden des Pic de Gerlache.

Land am innern Ende des Danmark-Fjords.

Die „Auffütterung", die wir auf der Schnauder-Insel erhielten, reichte nicht weit, und unsere tägliche Ration ist durchaus nicht groß oder hinreichend, auch wenn wir nicht durch Hunger geschwächt sind. Es ist alles aber doch viel besser, als es seit sehr langer Zeit gewesen ist; wir lassen uns darum durch die Flußbetten nicht verstimmen, sondern nehmen sie mit der stoischen Ruhe, mit der man auf einer Schlittentour kleinere Übel auffassen muß, und die Stimmung hebt sich sogar sehr, als wir am 4. September zwischen stark heraufgepreßtem Inlandeis ein paar Kilometer vom Depot Haus und Heim und Schlitten zurücklassen und weitergehen, um das Depot zu finden und es zum Rastplatz zurückzutragen. Da wir uns nicht gerade mit großem Jagdglück brüsten können, nehmen wir keine Büchse mit. Doch als wir beinahe Land erreichen und die frische Spur eines Bären entdecken, der offenbar auch hier zu tun hat, sind wir von der Lage nicht sehr erbaut. Wir hoffen jedoch, daß der Bär uns in Frieden lassen wird, wenn er merkt, daß wir nichts Böses im Sinne haben; wir werden uns schon sanftmütig zeigen, wenn wir ihm begegnen, denn wir haben keine andere Waffe mit als zwei Messer. Daß wir auf Land eine große Schar Schneehühner entdecken würden, konnten wir uns selbstverständlich denken. Jetzt wo wir nicht töten können, wimmelt es auf dem Eise und auf dem Lande von Tieren, aber wir schlucken die unmutigen Worte hinunter, die heraus wollen, und da die Schneehühner uns nichts antun können, werfen wir Steine nach ihnen, in der Hoffnung, sie zu treffen — natürlich ohne Resultat. Wir vergessen die Enttäuschung, als wir kurz darauf den Depotplatz erreichen. Es macht ordentlich Spaß, an einer Stelle herumzugehen, die so viele Spuren eines frühern Besuchs aufweist. Doch hier sind zu viele Reste und sie sind über eine zu große Strecke verstreut, und wir ahnen nicht, wo der Proviant versteckt ist. Gut verwahrt muß er sein, denn wir sind mehrmals über den Depotplatz gegangen, ohne etwas zu finden, wiewohl wir einen guten Spürsinn zu haben glauben, wenn es gilt, Nahrungsmittel zu entdecken. Wir haben es fast schon aufgegeben, etwas zu finden, als ich sozusagen über das Depot falle, das unter einem sehr großen Stein verborgen ist. Bald schallt die Luft wider von den wilden Rufen Iversens. Denn noch sind wir ganz kindisch, wenn

Proviant mit im Spiele ist, und wir sind übereingekommen, daß, wer die Kiste findet, sie nicht öffnen dürfe, bis wir beide zur Stelle sind, da wir gern alle zwei an der Freude teilhaben wollen.

Iversen kommt mit unglaublicher Schnelligkeit zu der Stelle, und als die Herrlichkeiten sich offenbaren, sehen wir zu unserer Freude, daß die Mehlwaren, trotzdem die Kiste seit drei Jahren offen war, nicht ganz verdorben sind. Der Hafer ist zu brauchen, und einige von den Zwiebäcken — wenn auch grün von Schimmel — werden für in hohem Grade genießbar erklärt. Daß die Schokolade wie grüne Seife schmeckt, ist natürlich nicht angenehm, aber wir sind nicht sehr verwöhnt, und da alle Dosen gut sind, sind wir selbstverständlich im siebten Himmel.

Hier haben wir Proviant für etwa acht Tage, das nächste Depot ist nicht weiter als 26 Kilometer von hier; warum also länger sparen, warum nicht unser Wohlleben von der Schnauder-Insel fortsetzen? Bald flammt ein großes Feuer aus Kistenholz, um das wir uns froh und sorglos lagern; jetzt kann die Ration bis auf ein Pfund für den Tag erhöht werden, und vom nächsten Depot ab können wir ganz nach Belieben essen — wenn wir es finden! Kein Zweifel daran verdunkelt unsere Freude, denn alle die Depots, die bis jetzt auf unserm Wege gelegen, haben wir gefunden. Und war der Proviant auch ein wenig verdorben, so kann doch davon gesagt werden, was der Schiffslieferant von ähnlichen Waren sagte: „Gut genug zum Schiffsgebrauch.“ Hier muß es heißen „Schlittengebrauch“, und wir sind noch genügsamer; daher herrschen heute nacht Freude und Lustigkeit und goldene Zukunftsträume von einer leichten Wanderung von Depot zu Depot, bis wir das Haus im Danmark-Hafen erreichen. Allein ein halbes Dutzend Grad Kälte bewirken bei Festen im Freien, daß diese leicht kürzer werden als berechnet ist, und bald sind wir auf dem Wege zum Zelt, das wir mit allem Proviant und ohne dem umherstreifenden Bären begegnet zu sein, um 2 Uhr morgens erreichen.

Also wieder weiter mit dem Schlitten! Es geht auf und ab über das hügelige, herausgeströmte Inlandeis, wo wir mitunter in so tiefe Täler hinunter und auf so steile Hänge hinauf müssen, daß wir fast nicht vorwärts kommen. Aber dieses Eis kann nicht ewig so

bleiben, es muß bald von ebenerem abgelöst werden, und erreichen wir es nicht heute, so vielleicht morgen! Wir haben keine übermäßige Eile, warum sollten wir denn hasten? Wir sind eher zu früh unterwegs, da das neue Meereis noch dünn sein muß, und wir haben Proviant genug, das einzige, woran uns im Augenblick etwas liegt, und ein Tag, ja eine Woche mehr oder weniger, bis wir zum Danmark-Hafen gelangen, spielt keine Rolle, wenn man wie wir über sechs Monate auf einer Schlittenreise war. Deshalb bleiben wir ganz ruhig und fahren, solange wir können, ohne Überanstrengung, und mitten am Tage machen wir sogar eine lange Frühstückspause, um eine Scheibe Sülze und einen halben Roggenbrotzwieback zu essen. Das ist der Gipfelpunkt aller irdischen Genüsse! Das Wetter ist schön und gleichmäßig kalt; das herausgeströmte Inlandeis wird ebener und flacher, und ohne jeden schroffen Übergang fahren wir auf das Meereis hinaus, wo die vom Sommer herrührenden Schmelzteiche schon tragen können und das Salzwassereis, das breite, durchgehende Spalten bedeckt, blank ist wie ein Spiegel und gegen 30 Zentimeter dick. Jetzt ist es ein Vergnügen, Schlitten zu fahren, und rasch nähern wir uns dem Depot. Morgen werden wir es erreichen und uns mit neuem Proviant versorgen; dort ist das Paradies, von dem wir den ganzen Sommer geträumt.

Doch eine Schlange ist fast in jedem irdischen Paradiese, eine Schlange, die sich früher oder später zeigt, und die Sorge und Zweifel sät, wo vordem eitel Freude herrschte. Lange dauert es nicht, bis wir jäh aus der Illusion gerissen werden, eine Ausnahme von der Regel zu sein. Nur allzubald müssen wir wieder den harten Kampf ums Leben aufnehmen, nur allzubald werden wir jedes Trostes, jeder Stütze beraubt!

Das nächste Depot ist weg, leer, zu Hundefutter verbraucht! Wir sind schon so lange unterwegs, als wir zu fahren beabsichtigen; als wir die Länge des Schlittentags bestimmten, waren wir noch im Paradies und sahen den Kopf der Schlange nicht. Jetzt aber erkennen wir ihn, er zeigt sich in den mit einem Beil zerhackten Dosen; wir müssen weiter, eine weite Strecke, denn in der Gewißheit Proviant zu finden, haben wir zuviel gegessen! Du lieber Himmel, zuviel?! Es war doch

nur ein Pfund auf den Tag! Das leere Depot hier aber kündet Schlimmes für die kommenden und treibt uns weiter.

Ach Gott, wie wir uns abmühen! Jetzt ist es wieder bitterer Ernst, ein Wettlauf mit dem Hungertod, und oft denken wir daran, wer wohl siegen wird, er oder wir! Leider scheint er einen Vorsprung zu haben, den unser eigener Leichtsinn mit dem Proviant ihm gegeben. Wir haben noch über 160 Kilometer vor uns und nur acht Pfund Proviant auf dem Schlitten! Wie wenig, so unendlich wenig gehört dazu, uns zu hemmen — und hier hatten wir gedacht, herrlich und in Freuden zu leben! Ja, es war ein grausames Erwachen!

Allein, das denken wir nur, wir sprechen aber nicht; dazu haben wir keine Zeit mehr. Nun müssen wir vorwärts, immer vorwärts und müssen sehen, ob auch das nächste Depot geleert ist. Allmählich, als wir uns der äußern Küste nähern, verschwindet das Eis, das dem Sommer widerstanden hat, und wird von dünnem Neueis abgelöst. Es ist schwach und morsch, und ein Sturm, eine starke Strömung kann es aufbrechen und vom Land abtreiben; doch solange es hält, müssen wir darauf bleiben — jeder Kilometer vorwärts ist ein Kilometer näher am Ziel, und wir beeilen uns, soviel wir nur können, ich mit dem Eisspieß voran, um das Eis zu prüfen, Iversen mit dem Schlitten hinterher. O, wie dünn das Eis ist, wenige Zentimeter, mehr nicht! Und jedesmal, wenn ich den Eisspieß hindurchtreibe, schwankt die dünne Eisdecke, und wende ich mich nach dem Schlitten um, so kann ich sehen, wie das Eis unter seinem Gewicht heruntergedrückt wird. Allein wir müssen weiter; nur offenes Wasser kann uns aufhalten, und solange das Eis hält und sich damit begnügt, in Risse zu bersten, müssen wir zufrieden sein. An diesem Tage fahren wir über 30 Kilometer, und als die Dunkelheit uns am Weitermarsch hindert, schlagen wir das Zelt auf dem Meereis auf, auf etwas, das einer ältern Scholle gleicht, die wir zum Glück zwischen den Schären und der Ostspitze der Orleans-Insel finden.

Nachts weht ein frischer Wind; mit dem Ohr auf dem Eise können wir es um uns her seufzen und ächzen hören. Aber der Morgen kommt, und wir sind noch an derselben Stelle! Die Gefahr, auf dem aufgebrochenen Neueis in See zu treiben, dürfen wir doch nicht laufen.

Wir müssen sehen, auf Land zu kommen, denn vor uns ist Wasser, Wasser im Osten, und wir müssen auf das Hochland hinauf, um südwärts zu schauen und nach dem Depot zu suchen. Zelt und Schlitten müssen wir draußen auf dem Eise lassen, das viel schwächer ist, als wir gestern abend annahmen, denn dicht vor dem Zelt trete ich durch eine Scholle, die wir im Halbdunkel für jahraltes Eis gehalten hatten. Mit dem stillen Gebet, unsere Habe wiederzufinden, gleiten wir auf das Neueis hinaus, dem wir das Gewicht des Schlittens nicht anzuvertrauen wagen, bevor es bis zum Lande hin untersucht ist.

Langsam, Schritt für Schritt und durch ein Seil miteinander verbunden, tasten wir uns mit dem Eisspieß weiter. Aber dünn ist das Eis, und es ist unheimlich darauf zu gehen, denn dicht zur Linken haben wir offenes Wasser, und gerade neben uns steckt eine neugierige Robbe eilig ihren Kopf durch das dünne Neueis, um zu sehen, was da eigentlich so vorsichtig über ihrem Kopfe hinkriecht. Das Glück aber ist mit uns. Wir erreichen endlich das Land, und dann — ja, dann stürzt das ganze Luftschloß zusammen, das aufrecht zu erhalten wir seit gestern unser Bestes getan! Alle trügerischen Illusionen verfliegen wie Spreu im Winde, und wir zwingen uns einzusehen, daß es jetzt anfängt, ans Leben zu gehen. Denn von dem höchsten Punkt auf dem Lande sehen wir nur Wasser und wieder Wasser, soweit das Auge reicht! Wir haben 130 Kilometer bis zum Danmark-Hafen! Und was das schlimmste ist — das allerschlimmste: wir haben nur noch drei Pfund Proviant!

Aber das Depot? Ach ja, das haben wir in der Erregung des Augenblicks, als wir südwärts nach der Küste schauten, ganz vergessen. Nun ist es wohl gar nicht so schlimm, denn hier sollte eine ganze Kiste liegen, und es ist durchaus nicht gesagt, daß auch dieses Depot aufgebraucht sein muß, weil das vorige leer war. Noch haben wir eine Hoffnung, an die wir uns klammern, und wieder wird das Luftschloß aufgebaut; es ist nicht groß und prächtig, nur ein kleiner, armseliger Schuppen, jetzt fehlen dem Mut die sonst so willigen, allzu willigen Gedanken, um sich hoch aufzuschwingen.

Bangen Herzens fangen wir an, das Depot zu suchen, und wir finden es: aber auch dieses ist leer, es ist zu Hundefutter verbraucht!

Zwölftes Kapitel.

Das Ende?

Zelt, Schlafsäcke, Schlitten, alles was dazu dient, das Leben behaglich zu machen, ist zurückgelassen. Wir konnten sie nicht weiter mitnehmen, denn längs der Küste und auf See, so weit als wir blicken können, ist offenes Wasser. Die letzte Nacht haben wir noch unter einigermaßen komfortabeln Umständen verbracht, da wir ein Stück eines Schlafsackes mitgenommen hatten, gerade groß genug, um die Beine bis zu den Knien herauf zu wärmen. Aber wir können es nicht tragen, und die Säcke mit einer ganzen Anzahl Sachen, die wir früher für durchaus unentbehrlich ansahen, liegen jetzt im Depot.

Es ist erstaunlich, wie wenig für den Lebensunterhalt als notwendig betrachtet wird, wenn jedes Gramm getragen werden muß und wenn ein zweieinhalb Monate anhaltender Hunger alle Kräfte erschöpft hat. Wir haben nur eine Flinte, Petroleum zu fünfmaligem Abkochen, $2^1/_2$ Pfund Proviant, unsere Tagebücher und Films, außerdem ein Paar Strümpfe für jeden von uns; so wenig es ist, liegt es doch wie Blei auf unsern Schultern.

Den ganzen Tag über müssen wir uns an Land halten, da längs der Küste kein Eis ist, und selbst von recht beträchtlicher Höhe aus können wir weder im Osten noch im Süden Eis erblicken. Nicht einmal neues Eis ist auf dem Wasser; es treiben nur einzelne Schollen morschen Eises mit dem Strome, beinahe ebenso schnell, als wir gehen können. Wie ungern wir es auch tun, wir müssen dem Strande in allen seinen Biegungen folgen, und der Weg ist nicht immer der beste.

Mitunter kommen wir an ziemlich flache, glatte Ebenen mit Gras, das jetzt verdorrt und erfroren ist; im Vergleich zum größten Teil der Küste geht es sich hier aber ausgezeichnet. Der Boden ist mit großen Steinen bedeckt, zwischen denen wir uns vorsichtig einen Weg bahnen müssen; schlimmer sind ein paar lokale Gletscher, an denen wir vorbei müssen, denn sie sind so steil und glatt, daß wir nicht darauf stehen können, sondern gezwungen sind, mehr als hundert Meter bergauf zu klettern, um sie zu umgehen.

Der Tag — er beginnt um 6 Uhr — ist uninteressant; nichts als Mühsal und abermals Mühsal! Wir sprechen nicht viel, das wenige aber, was wir sprechen, dreht sich um Essen, um Essen, in welcher Gestalt es auch sei, und stets hoffen wir so inständig wie nur ausgehungerte Menschen es können, daß etwas geschehen möge, daß wir Jagdgelegenheit finden möchten, die diesem grenzenlosen Hunger ein Ende machen könnte.

Während wir, in unsere traurige Gedanken vertieft, weitergehen, erblicke ich am Strande, keine hundert Meter entfernt, einen großen Bären, der dasteht und uns mit verwunderten Blicken anschaut. Um besser zu sehen, hat er sich halb auf den Hinterbeinen erhoben, und es scheint, als messe er uns, um zu sehen, wer der stärkste ist. Doch ehe er noch zu einem Resultat gekommen ist, entscheidet Iversen mit einer Kugel, die den Bären in die Brust trifft, die Sache jäh zu unsern Gunsten. Tödlich verwundet erreicht der Bär das Wasser und schwimmt, fauchend und brüllend vor Schmerz, aus der gefährlichen Nachbarschaft fort. Kugel auf Kugel pfeift ihm übers Wasser nach, unbeirrt aber schwimmt der Bär hinaus und er kommt bald außer Schußweite. Erst da verlassen das arme Tier die Kräfte, und sein Todeskampf ist ein höchst interessantes Schauspiel für eine naseweise Robbe, die in immer kleineren Kreisen um den sterbenden Herrscher schwimmt.

Bald ist sie vor, bald hinter und bald ganz dicht bei dem Bären, und vor Verwunderung über die seltsamen Manöver des sonst so gesetzten und gefürchteten Feindes, auch wohl nicht weniger darüber, daß es ihm gar nicht in den Sinn kommt, ihr etwas Böses anzutun, stehen ihre großen, dummen Augen ganz still im Kopf. Armer Bär! Er

denkt an keine Robben mehr, denn er stirbt zehn Minuten, nachdem wir ihn erblickt. Und wir Armen! Er stirbt kaum 500 Meter vom Lande entfernt und wird vom Strom immer weiter und weiter ins Meer getrieben, und wir, außerstande, ihm näherzukommen, betrachten ihn mit gierigen Blicken. Wir finden einen kleinen Rest von einer Robbe, die der Bär fast ganz verspeist hat, und die Versuchung ist groß, fortzufahren, wo der Bär aufgehört hat, aber — wenn wir auch hungrig sind, sehr hungrig, können wir uns doch nicht entschließen, zu essen, was er übrig gelassen hat — — — noch nicht! Übrigens ist es auch nicht viel, eine Vorderflosse, ein paar Stücke Fell mit Fleisch und Speck, und ein Stück vom Kopf. Der Hunger gewinnt erhöhte Macht über uns durch diese entwischte Mahlzeit, und in noch trübseligerer Stimmung als vorher setzen wir unsern Weg längs der Küste fort.

Wir erreichen das Depot etwas südlich von Kap Amelie, wo ebenfalls eine Proviantkiste hätte sein sollen; sie ist jedoch denselben Weg gegangen wie die andern. Durch unsere traurigen Erfahrungen mit den beiden letzten Depots belehrt, hatten wir nicht erwartet, hier etwas zu finden. Allein ich kann doch nicht leugnen, daß ich eine ganz leise Hoffnung genährt habe und — trotz meiner Vorsätze — sehr enttäuscht bin. Es ist auch hart, ein gutes Depot geleert zu sehen — teilweise zu Hundefutter verwendet —, wenn man so hungrig ist wie wir; aber es ist so, und nachdem wir eine sehr kleine Portion Pemmikan gegessen haben und auf den Bergen gewesen waren, um nach dem Eise zu sehen, das einige Kilometer von hier am Land liegt, legen wir uns schlafen und vergessen die Enttäuschung bald in dem schweren, tiefen Schlafe, der einem Tage harter Arbeit folgt.

Die Nacht ist nichts weniger als gemütlich. Es sind 15 Grad Kälte, wir sind dünn gekleidet, haben abgenutzte Leinwandbeinkleider an und liegen auf der bloßen, gefrorenen Erde, ohne Schlafsäcke und ohne irgend etwas, um uns zuzudecken. Mit Freuden begrüßen wir daher den Anbruch des Tages und begeben uns wieder auf die Wanderung.

Es ist jedoch nur eine kurze Freude. In den ersten Stunden

Willkommene Jagdtiere.

Das von Mylius-Erichsen errichtete Steinmal.

Mylius-Erichsens Feuerstelle.

geht alles gut; die Küste ist einigermaßen eben, und nur dann und wann macht es uns schwere Mühe, über einige ausgetrocknete Flüsse mit steilen, verwitterten Ufern zu kommen. Doch als wir an die Stelle gelangen, wo ich erwartet hatte, über den Fjord auf das Eis zu gehen, finden wir noch offenes Wasser und sind gezwungen, der Küste nach Nordwesten zu folgen, mit der Aussicht, rund um die ganze Bucht zu wandern, wenn das Eis weiterhin dem Lande nicht näher kommt. Der flache Strand und die gute Bahn haben jetzt ebenfalls ein Ende; sie werden von steilen Bergen abgelöst, die sich beinahe senkrecht aus dem Wasser erheben, und es ist hier nur durch Kriechen möglich, auf dem am Fuße des Berges von herabgestürzten Steinen gebildeten Abhang weiterzukommen.

Es ist eine fürchterliche Arbeit! Wir fallen, wir stoßen uns und verrenken uns die Füße, und vorwärts kommen wir doch nicht, denn der Abhang ist so steil, daß wir nur mit größter Vorsicht dem Sturz ins Wasser entgehen. Bald springen wir von Stein zu Stein, dann müssen wir auf den Knien vorwärts oder uns zuweilen mit den Händen an den Steinen festhalten, während wir mit dem Fuß einen festen Halt zwischen den großen, wankenden Steinen suchen. Mitunter treten wir auf einen losen Stein; er gleitet, reißt andere mit sich, und die großen, losen Steine, die hoch über uns liegen, rollen herunter, da ihnen jetzt die Unterlage fehlt. Sie sind gefährlich und müssen nach Möglichkeit vermieden werden, und stets fürchten wir beim Gehen, die Füße zwischen Steinen einzuklemmen oder zu fallen und so ernstlich zu Schaden zu kommen, daß wir nicht weiterkönnen. Was die Folge davon sein würde, ist nur allzu klar; es sind keine erbaulichen Gedanken. Wir kriechen also immer vorsichtiger weiter, während unsere Ranzen uns so schwer auf dem Rücken liegen, daß wir sie kaum tragen können.

Es ist ein harter Tag, einer der schlimmsten, den ich auf meinen Reisen in den Polargegenden je erlebt, und da wir obendrein einen Fuchs und einen Hasen verfolgt haben ohne andere Ausbeute als eine Stunde anstrengender Extraarbeit, sehen wir das Dasein allmählich überaus schwarz an.

Doch es nützt nichts, dem Rate zu lauschen, den unsere düsteren

Gedanken uns zuflüstern; wir haben uns das Ziel einmal gesteckt, es bleibt uns keine Wahl mehr — entweder wir erreichen den Danmark-Hafen, oder wir müssen verhungern! Wir raffen uns also auf, so gut wir es vermögen, und setzen unser mühsames Kriechen am Fuße des Berges weiter fort. Endlich, um 3 Uhr nachmittags etwa, nach sieben Stunden unermüdlicher, schwerer Anstrengung, kommen wir an der steilen Felswand vorbei, die sicher mehr als 5 Kilometer lang ist, und erreichen einen einigermaßen guten Strand, wo das Gehen bedeutend leichter ist. Dies hilft der Stimmung bedeutend auf, besonders aber ermuntert es uns, als wir das Eis weit draußen an das Land reichen sehen. Können wir auf das unaufgebrochene Wintereis hinauskommen, so brauchen wir nicht rund um die Bucht zu gehen und ersparen uns viele anstrengende Kilometer.

Noch aber müssen wir dem Strande folgen, und es vergeht Stunde um Stunde, ohne daß wir das Eis erreichen, das an Land stößt; es sieht aus, als ziehe es sich zurück, je weiter wir kommen.

Leider hat es auch den Anschein, als wäre es mit dem guten Wetter vorbei, das wir seit langer Zeit gehabt und dessen wir gerade jetzt so dringend bedürfen, denn schwarze, zerrissene Wolken beginnen im Norden über den Bergen aufzuziehen und verkünden Unwetter und Sturm. Vorläufig ist es noch still. Plötzlich jedoch kommt ein Windstoß über die Berge gefahren; es pfeift und ächzt zwischen den Steinen und raubt uns fast den Atem, verschwindet dann aber mit Getöse und Gepolter in südlicher Richtung längs der steilen Küste. Kurz darauf kommt ein zweiter Windstoß; immer schneller und schneller folgen sie einander, und schließlich stürmt es unaufhörlich und stetig, uns gerade entgegen, dabei ist es keine halbe Stunde her, seit das Unwetter begann. Zerrissene Sturmwolken phantastischster Gestalt jagen immer schneller und in immer größeren Mengen über den Himmel, und dunkel und drohend erhebt sich die bleifarbene Wolkenbank im Norden. Große Wolkenmassen bedecken die Gipfel der naheliegenden Berge, das Land rings um uns ist wie durch einen Schleier zu sehen; es hat angefangen zu schneien, und ein Regenschauer nach dem andern treibt über uns hin. Eine Stunde, nachdem wir

den ersten Windstoß bemerkt, bläst ein Sturm. In unglaublich kurzer Zeit beginnt ein hoher Seegang, und die Brandung tost an der Küste. Dann und wann vernehmen wir durch das Heulen des Windes ein langgezogenes Seufzen; es ist der Eisgang — das Eis, das uns an die andere Seite hinüber tragen sollte. Es kann dem Druck des Windes und der Gewalt des Meeres nicht widerstehen, und große Schollen des neuen Eises kommen mit dem Winde von der festen Eiskante her angesegelt.

Mit vornübergebeugtem Körper kämpfen wir uns gegen den Sturm weiter und erreichen endlich eine Stelle, wo dickes, zusammengepreßtes Neueis eine Brücke vom Land zum unaufgebrochenen Wintereis gelegt hat. Allein es ist zu spät geworden und es stürmt zu heftig, als daß wir uns auf die schwache Eisdecke hinausgetrauen dürften, die unter den heftigen Windstößen nachgibt und anfängt, nach allen Richtungen in Spalten zu zerbersten! Während ich nach dem Eise sehe, hat Iversen das Glück, vier Schneehühner zu erblicken und zu schießen, und da wir dicht dabei einen steilen Abhang finden, wo wir vor dem Winde ein wenig geschützt sind, breiten wir unser kleines Stück Zelttuch über unsere Stöcke und machen uns bereit, die Nacht zu verbringen, wie es am besten geht. Doch es wird eine schlimme Nacht. Es ist schneidend kalt, der Wind bläst uns entgegen, unsere Unterkleider sind feucht vom Schweiß der harten Anstrengung des Tages, und wiewohl wir so dicht zusammenkriechen wie möglich, frieren wir so sehr, daß wir am ganzen Körper zittern.

Der Sturm nimmt im Laufe der Nacht zu; es schneit und stiebt, so daß wir nicht ordentlich sehen können, und wir wagen nicht, auf das dünne neue Eis hinauszugehen, das uns von dem alten, festeren trennt; wir müssen uns daher entschließen, hier noch einen Tag liegen zu bleiben. Im Hinblick auf unsere Füße ist es auch das richtigste zu bleiben, denn sie sind so geschwollen und empfindlich, daß wir kaum darauf stehen können, und wir hoffen, daß ein Tag der Ruhe ihnen gut tun werde. Der Rasttag ist jedoch nichts weniger als angenehm. Wir frieren fürchterlich, und hungrig sind wir natürlich auch; doch wir dürfen nicht mehr als eine Mahlzeit einnehmen, da der Sturm ein paar Tage anhalten kann. Das einzige, womit wir uns

die Zeit verkürzen können, sind erbauliche Gespräche über das Essen, während die Beine bei unsern unermüdlichen, aber vergeblichen Versuchen, Wärme hineinzubekommen, wie Trommelschlegel auf und nieder gehen.

Die ganze Nacht liegen wir da und lauschen dem Tosen des Windes, und es hat den Anschein, als wolle es nicht besser werden, bis es sich endlich gegen Morgen etwas beruhigt. Wir sind sehr froh darüber, denn es wäre durchaus keine angenehme Aussicht, in Kälte und ohne Nahrung noch einen Tag an dieser Stelle zuzubringen; jetzt heißt es noch mehr als zuvor: keine Arbeit, kein Essen! Eilends packen wir alles zusammen; wir finden einen guten Weg über das dünne Eis, und wenige Minuten darauf stehen wir auf festem, altem Eis, das der Sommerwärme widerstanden hat.

Der Wind ist mit uns; er zerrt an unsern Ranzen und schiebt uns vorwärts, als wolle er uns antreiben. Wir gleiten rasch und mühelos über das glatte Eis und sind froh, endlich auf diese solide Decke gekommen zu sein, die, wie wir glauben, sich bis ganz zur jenseitigen Küste hinüber erstreckt.

Man pflegt zu sagen, daß jeder Tag genug an seiner Plage habe. Gewiß! Aber hier würde man in einer wahren Hölle leben, wenn man nicht einen Schritt weiterginge und sagte, jede Stunde, jede Minute habe genug an ihrer Plage. Hier heißt es, sich im Augenblick über gutes Vorwärtskommen und was sonst noch Gutes uns zuteil werden könnte, freuen — Gott weiß, es ist nicht allzuviel! — und man muß es unterlassen, an die Widerwärtigkeiten zu denken, die uns vielleicht hinter dem nächsten Bergabhang erwarten. Man lernt die Gedanken selbst an die nächste Zukunft mit Gewalt niederzuzwingen und dem Augenblick zu leben, sich zu freuen, wenn alles sich einigermaßen leicht gestaltet, und man lernt, dem Mißgeschick und Mißerfolg die besten Seiten abzugewinnen, wenn alles sich gegen einen zu verschwören scheint. Nur so kann das Leben auf Schlittenreisen erträglich sein, nur so kann man die vielen kleinen Dinge genießen, die zu schauen sind und an denen man sich erfreuen kann, nur so kann man das Dunkle und Traurige übersehen, das wie eine Unterströmung unter dem Ganzen liegt.

Jetzt ist das Eis gut; wir kommen schnell vorwärts, es sieht aus, als werde es so bleiben, und wir sprechen vom Danmark-Hafen schon, als wäre er ganz dicht vor uns. Fünf Stunden lang lächelt uns das Glück, dann ist es genug für diesmal, und das Mißgeschick beginnt aufs neue.

Ich entdecke einen verdächtig aussehenden Streifen vor uns, der sich schwarz, glänzend und glitzernd gegen das weiße Eis abzeichnet. Je näher wir kommen, desto breiter wird er, und bald ist kein Zweifel mehr möglich: es ist offenes Wasser!

Wir versuchen weiter in den Fjord hineinzukommen, um das Wasser zu umgehen; auch dort werden wir von neuaufgebrochenen offenen Spalten aufgehalten. Wir kehren deshalb um und halten uns außen an den Schären, damit wir festen Grund unter die Füße bekommen, denn wir befinden uns abermals auf nur wenige Zentimeter dickem Neueis.

Und wieder nimmt der Wind an Stärke zu, bis er zum Sturm anwächst. Bö auf Bö jagt über das Eis, treibt wirbelnde Schneewolken vor sich her und reißt uns auf der spiegelblanken Scholle mehrmals um. Der Himmel sieht nach einem richtigen Unwetter aus, und es fängt an zu schneien. Von allen Seiten sind wir von Wasser umgeben, und im Eis bilden sich unter dem Druck des zunehmenden Sturmes beständig Risse. Endlich erreichen wir eine Schäre, die nur ein paar hundert Meter vom offenen Wasser entfernt liegt; das Wasser aber wird von den gewaltigen Böen zu Schaum gepeitscht, und auf dem Rücken der Dünungen, die von der großen Bucht im Osten dagegenrollen, wogt das dünne, zähe Neueis leicht auf und nieder.

Von der Spitze der Schäre aus können wir das Eis überschauen; es ist ganz aufgebrochen. Von Nordwest nach Westen hin und bis nach Süden hinunter ist das Eis von unzähligen Spalten durchschnitten; einige sind nur einen Meter breit, andere ein halbes Dutzend Meter oder mehr. Im Süden aber ungefähr, am Rande längs des offenen Wassers, ist offenbar eine Brücke über einer breiten Spalte, und auf der andern Seite davon ist das Eis, soviel wir sehen können, bis ganz zum Lande hin nicht aufgebrochen. Nach einigem Bedenken

beschließen wir den Versuch zu wagen. Nachdem wir aber auf das schwankende Eis hinausgekommen sind, das immer dünner wird, je näher wir der Spalte kommen, und das kurz hinter der Schäre anfängt, sich unter unserm Gewicht zu biegen, sehe ich ein, daß es zu gefährlich ist, zumal es jetzt so heftig stürmt, daß wir jeden Augenblick erwarten müssen, das Neueis werde aufbrechen und mit uns seewärts treiben. Unser Mißgeschick verwünschend, kehren wir daher zu der Schäre zurück, um bessere Verhältnisse abzuwarten.

Bis heute hatten wir Petroleum, jetzt aber ist auch dieses verbraucht. Wir haben gerade nur noch so viel, daß wir einen Krug Wasser damit schmelzen können, den Pemmikan aber müssen wir roh verzehren. So verbringen wir vierzig lange Stunden auf der Schäre, bis der Wind sich legt und das Wetter wieder schön wird.

Die ganze Zeit hindurch liegen wir da und haben das Eis im Auge, das zu halten scheint. Da sich etwas loses Eis außen an den Eisrand gesetzt hat, ist es zum offenen Wasser bedeutend weiter als vorher. Den ganzen Tag stürmt es, und immer noch wogt das Eis in den langen Dünungen auf und nieder — noch kann keine Rede davon sein, weiterzugehen. Endlich aber wird das Wetter ruhiger, und wir können fort.

Jetzt bleibt uns keine Wahl! Wir haben nur noch ein halbes Pfund Pemmikan und können ebensogut riskieren, zu ertrinken wie zu verhungern. Nach einer vorläufigen Untersuchung finden wir das Eis zu unsicher, um uns mit unsern Sachen darauf hinauszuwagen, und wir halten es für das richtigste, unsere Tagebücher usw. zurückzulassen. Nachdem alles in ein Stück Zeug verpackt und das Ganze mit Steinen beschwert ist, begeben wir uns auf gut Glück auf das Eis und nehmen nichts weiter mit als eine Büchsflinte, eine Handvoll Patronen, ein Paar Strümpfe usw., Dinge, die wir unter keinen Umständen entbehren können.

Nach mehreren vergeblichen Versuchen, über die etwa 50 Meter breite Spalte zu kommen, finden wir endlich eine Stelle, wo wir uns auf Eisstücken vorwärts bewegen. Von einer Scholle schwankenden Neueises springen wir auf die andere; wir kommen endlich hinüber und gelangen auf etwas dickeres festeres Eis; wir benutzen dabei

Chancen, wie nur Männer in der äußersten Not sie benutzen dürfen und können. Wir müssen beständig sehr behutsam gehen, da das Eis vor einigen Tagen aufgebrochen und wieder zugefroren ist und dadurch dünneres und dickeres Neueis abwechselt, ohne daß wir es sehen können; wir erkennen die Gefahr nur durch häufigen und vorsichtigen Gebrauch des Eisspießes.

Gleichmäßig und behutsam gehen wir über die spiegelblanke Fläche, alle Sinne aufs äußerste gespannt, um dünnes und unsicheres Eis zu entdecken, ehe es zu spät ist. Wir gehen etwa 10 Meter voneinander entfernt und sind mit einem Seil verbunden. Iversen behält meine Füße beständig im Auge, um zu sehen, ob das Eis unter mir nachgibt, während ich bei jedem Schritt den Eisspieß hindurchtreibe, denn dicker ist es nicht. Von der großen breiten Spalte strahlen eine Menge kleiner Risse nach allen Richtungen aus und zwingen uns, besonders im Anfang sehr vorsichtig zu gehen. Als die Zeit jedoch verstreicht, ohne daß sich ein Unheil ereignet, wird unser Vertrauen zu der großen, blanken Fläche immer größer; sie erstreckt sich offenbar ununterbrochen bis ans Land auf der Südseite der Bucht.

Allein das Land ist weiter entfernt als wir glaubten, und Stunde um Stunde gleiten wir über das blanke Neueis hin. Die Furcht stumpft sich ab, und solange keine Spalten kommen, solange der Klang eines Trittes bleibt wie der des vorhergehenden, sehen und hören wir alles um uns in halb unbewußtem Zustand. Alles scheint uns so unendlich fremd, wir sind so vollständig unbeteiligt daran, bis die Andeutung einer Spalte kommt oder der Tritt etwas gedämpfter klingt als vorher. Rasch wachen wir ganz auf; wir spähen und lauschen, bis wir uns vergewissert haben, daß keine Gefahr im Anzug ist. Und dann gleiten wir weiter in dem halbwachen Zustand, während der Klang der Tritte, der eintönig und weich unser Ohr erreicht, sich zu Worten formt, die sich unbewußt bis ins Unendliche wiederholen. Es liegt etwas Unheimliches darin, in vollständig apathischem Zustand so dahinzugehen, wir sind aber nicht imstande, uns davon loszureißen. Wir gehen zu weit auseinander, um uns unterhalten zu können; die weite blanke Fläche wirkt mit geradezu hypnotischer Macht auf uns, und ich empfinde es als eine Erlösung, als wir unter

Land und zwischen eine Unzahl von Spalten kommen, wo wir in hohem Maße wach sein müssen, um einem unfreiwilligen verhängnisvollen Bade zu entgehen.

Nach sieben Stunden ziemlich raschen Gehens über das Neueis erreichen wir um 12 Uhr mittags Land und verzehren unsern letzten Pemmikan. Es ist nicht viel, was uns geblieben ist, nur ein Viertelpfund, aber Nahrung war es immerhin, und eigentlich hatten wir beschlossen, die Hälfte für den nächsten Tag aufzuheben. Der Mensch aber ist nur ein schwaches Geschöpf, und bekanntlich soll der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert sein. Wir fügen denn auch diesen sehr weisen Vorsatz zu den vielen, die schon auf diesem Wege liegen. Bald ist der letzte Rest kalten Pemmikans verschwunden, die Finger sind sorgfältig abgeleckt, und trotz einer innern Leere fühlen wir uns doch bedeutend gestärkt. Allein ich nehme an, daß mehr als das Essen uns das Bewußtsein, wieder auf dem Festland zu sein und kein natürliches Hindernis zwischen uns und dem Danmark-Hafen erwarten zu müssen, zu einer letzten Kraftanstrengung anspannt.

Am Lande entlang liegt das unaufgebrochene Wintereis, auf dem wir viel schneller vorwärtskommen als auf dem Neueis, da dort nicht das geringste zu befürchten ist und die Füße einen bessern Halt haben. Jetzt gilt es, das Depot am Kap Marie Waldemar so schnell wie möglich zu erreichen. Wir wissen nicht genau, wo es liegt, und müssen deshalb hingelangen, bevor es dunkel wird, da wir es sonst kaum finden würden. Wir gehen, so rasch wir können, wir laufen mitunter beinahe, und warum? Ja, es ist sonderbar, daß wir durch unsere trüben Erfahrungen bei den letzten drei Depots nicht klüger geworden sind; allein noch haben wir die Hoffnung nicht ganz aufgegeben, doch etwas Proviant zu finden. Und wie jedesmal vorher sind wir, je näher wir dem Depot kommen, um so sicherer überzeugt davon, daß unmöglich alles aufgezehrt sein kann. Daher laufen wir und vergessen in der Eile, daß wir müde sind und daß die Füße sehr schmerzen; wir denken nur daran, unsern Wettlauf mit der Dunkelheit zu gewinnen.

Es wird 7 Uhr, es wird 8 Uhr, die Sonne ist untergegangen, und die Dämmerung verbreitet sich schnell, allein noch immer haben wir

Auf der Suche nach Wild bei Kap Holbäk.

das Depot nicht erreicht! Das ferner liegende Land ist bereits in der Dunkelheit verschwunden, die Sterne schimmern am frostklaren Himmel, über den das Nordlicht seine blaßgrünen Bänder schlingt, und schon bricht die Nacht an, als wir oben am Strande eine Proviantkiste liegen sehen.

Es ist merkwürdig, welchen Einfluß der Anblick einer solchen Kiste mit Lebensmitteln auf den Magen ausübt, der seine — übrigens vollauf berechtigten — Ansprüche auf eine beinahe peinliche Weise geltend macht. Es tauchen mehrere Kisten aus dem Dunkel auf, und wir fühlen uns fast ganz sicher, an dieser Stelle Nahrung zu finden, denn hier sollten ja zwei volle Proviantkisten stehen. Zwei Kisten, für 25 Tage Essen für uns beide — uns schwindelt beinahe beim Gedanken an diesen Reichtum! Allmählich aber, als wir entdecken, daß auch diese Kisten leer sind, schwindet die Hoffnung, während zugleich der Hunger fühlbarer wird. Nur leere Dosen, die von den Hunden rein geleckt und die außen durch Frost und Tauwetter einiger Winter gesäubert sind, das ist alles, was es hier gibt!

Hungrig, schweigend und mißmutig finden wir einen Platz hinter einigen großen Felsblöcken, wo wir vor dem Winde geschützt sind, und während ich ein Feuer von den Kisten anmache, um Tee zu kochen, untersucht Iversen nochmals das Depot und ist jetzt so glücklich, drei kleine Büchsen Danica-Fleischextrakt zu finden. Das ist immerhin eine Vermehrung unsers Proviants, denn nun können wir wenigstens eine Mahlzeit von Fleischsuppe haben und hinterher Tee trinken, und das belebt uns gleich ungemein.

Wir richten uns für die Nacht ein. Hoch auf lodern die Flammen des Holzstoßes und werfen einen warmen rötlichen Schein über die schwarzen Klippen und den Schnee um uns, der schimmert und glitzert, als wäre er mit Diamanten übersät. Das Feuer knackt und prasselt, und jedesmal, wenn wir ein neues Scheit hineinwerfen, fliegen die Funken weit umher und verlöschen zischend und knisternd im Schnee. Der Rauch treibt bei dem schwachen Luftzug hierhin und dorthin, bald gerade in die Höhe, bald um den Holzstoß und um uns, so daß der Aufenthalt hier fast unerträglich wird; fortrücken aber — nein, davon kann keine Rede sein, dazu ist es viel zu kalt, und wir sind

allzu steif dazu! Wir bergen nur das Gesicht in den Händen und husten, daß es in der Brust schmerzt, bis ein barmherziger Windstoß die Luft aufs neue klärt.

Sonst rühren wir uns nur, wenn wir uns umdrehen müssen, denn einem lustig flammenden Holzstoß so nahe zu liegen, daß man das Gefühl hat, auf der einen Seite gebraten zu werden, während die andere vor Kälte zittert, ist trotz allem kein ganz ungemischtes Vergnügen. So liegen wir denn und plaudern von überstandenen Gefahren und Schwierigkeiten, und von all den herrlichen Gerichten, die wir essen werden, wenn wir den Danmark-Hafen erreichen, während wir versuchen, die augenblicklichen Ansprüche des Magens mit Tee und Suppe zu befriedigen — wiewohl drei kleine Büchsen Fleischextrakt einen ausgehungerten Körper nicht sehr sättigen.

Wir schlafen nicht; nichtsdestoweniger verbringen wir eine recht gemütliche Nacht, die beste von vielen, und am 17. September um 2 Uhr morgens beginnen wir, vorzüglich ausgeruht, die, wie wir hoffen, letzte Wanderung nach unserm sehnlichst erwarteten Ziel.

Der Tag beginnt mit Enttäuschungen. Schon eine halbe Stunde Wegs vom Depot hört das jahralte Landeis auf, so daß wir zum Lande unsere Zuflucht nehmen und einen recht großen Umweg um eine sehr tiefeingeschnittene Bucht machen müssen, um nicht über große Steine zu stolpern, die überall am Strande liegen. Besonders unangenehm ist es, über eine kleine, aber steile und spiegelblanke Schneewehe zu gehen, die von der sengenden Sommersonne und dem später eingetretenen Frost in Eis verwandelt ist. Die Füße finden so schwer einen Halt, daß wir alle Augenblick abgleiten, auf das dunkle, düstere Wasser zu, das leise am Fuße des Schneehügels plätschert. Wir schaudern, wenn wir da hinunter sehen! Denn fallen wir — und es ist große Aussicht dazu —, so kann nichts uns aufhalten, und immer rascher und rascher würden wir auf das eiskalte Wasser zurutschen. Sind wir erst drunten, dann ist alle Hoffnung vorbei. Auf dem letzten Stück des Hügels muß ich Löcher hauen, um hineinzutreten, denn es ist so steil, daß wir nicht feststehen können. Endlich kommen wir doch hinüber und erblicken gleichzeitig den ersten Tagesschimmer. Bald verjagt die Sonne die Schatten der Nacht,

und wir können sehen, um die schlimmsten Stellen zu vermeiden. Es ist ein prachtvoller Morgen, still und klar, allein wir haben anderes zu tun, als schöne Sonnenaufgänge zu bewundern. Jetzt, da wir zu sehen imstande sind, setzen wir unsern Weg rascher fort, denn bis zum Danmark-Hafen ist es noch sehr weit. Nur alle zwei Stunden halten wir inne, um kurz zu rasten. Wenn es auch herrlich ist, auf dem Rücken zu liegen und die Glieder zu strecken, so werden diese wenigen Minuten des Friedens doch durch den Gedanken an die Qualen gestört, die uns bevorstehen, bis wir wieder in Gang kommen und die Steifheit aus den Gliedern gearbeitet haben. Vor allem die geschwollenen Knöchel schmerzen furchtbar infolge der vielen Verrenkungen, denen sie zwischen den großen Steinen unaufhörlich ausgesetzt sind.

Es steht schlimm mit den schmerzenden Füßen; sind wir aber erst in Bewegung, so geht es einigermaßen. Schlimmer ist es mit dem Hunger, der mit jeder Minute zunimmt und physische Schmerzen verursacht. Ich kann immer nur an Essen denken. Anfangs weilen meine Gedanken mit Sehnsucht bei der Erinnerung an verschiedene Speisen, allmählich aber verdrängt der Gedanke an Butterbrot sie alle. Warum es heute gerade Butterbrot sein muß, weiß ich nicht, denn in den letzten Tagen war es vor allem ein ungeheuer großes Beefsteak, das meiner Phantasie als Inbegriff allen irdischen Glücks vorgeschwebt hatte. Heute jedoch ist es, wie gesagt, Butterbrot, das mir als das Begehrenswerteste auf Erden erscheint. Besonders an die Pakete mit Nahrungsmitteln muß ich denken, die ich Bettler oft erhalten sah, und der Gedanke an die Geringschätzung, mit der die meisten dieser Wackeren eine solche Gabe betrachten, die zu besitzen ich in meinem gegenwärtigen Zustand Jahre meines Lebens geben würde, versetzt mich in wahre Wut. Auch an die schönen weißen kleinen Frühstückspakete muß ich denken, die ich von meinen Schultagen her so gut kenne, und der Gedanke daran erfüllt mich in einem Maße, daß ich vergesse, wo ich bin und mir schließlich einbilde, in Kopenhagen umherzuwandern und eifrig nach einem dieser Pakete zu spähen, die ich in besseren Tagen bisweilen auf der Straße liegen sah. Und plötzlich erblicke ich was ich suche — ein kleines weißes Paket, es liegt ein wenig rechts von mir;

es kann offenbar nichts anderes enthalten als Butterbrot! Schleunigst will ich zu ihm hineilen und es aufheben, bevor ein Konkurrent es entdeckt; doch da stößt mein Fuß an einen Stein, der mich auf peinliche Weise daran erinnert, daß ich in Grönland bin und daß Kopenhagen und Butterbrote unendlich fern sind. Zu Iversens großer Verwunderung bin ich nach rechts abgebogen, und vor mir liegt ein kleiner weißer Stein leuchtend im Sonnenlicht — — — Ach nein, diesmal war es nichts Eßbares! Ich spanne meinen Riemen also fester und gehe wieder längs der Küste weiter. Doch die lockenden Pakete wollen mir nicht aus dem Sinn! Es währt nicht lange, so bin ich abermals auf Abwegen und ertappe mich dabei, wie ich wieder vom Kurs abweiche, um Jagd auf einen kleinen weißen Stein zu machen, in dem seligen Glauben und der sichern Überzeugung, mich diesmal nicht zu täuschen, sondern wirklich ein Paket Eßwaren zu sehen.

Daß es Iversen nicht besser geht als mir, ist klar; denn ich merke, daß er häufig stehenbleibt, und wenn ich mich umwende, um zu sehen, was im Wege ist, beobachte ich, wie er einen großen Stein einer gründlichen Untersuchung durch das Fernglas unterzieht, es jedoch kopfschüttelnd gleich wieder absetzt. Ich frage mehrmals, ob er etwas von Interesse sehe, und erhalte stets die Antwort, er habe geglaubt, eine Proviantkiste zu sehen, aber bei näherer Untersuchung habe sich herausgestellt, daß es ein großer Stein sei. Bald höre ich auf zu fragen, denn es ist allzu peinlich, und ich weiß ja, was zu sehen er sich einbildet.

Nach unserer Berechnung müßten wir die Siebzehnkilometer-Landspitze gegen 6 Uhr nachmittags erreichen, und von der Herbstreise her wissen wir bestimmt, daß sich dort einige Dosen Proviant befinden. Wir spähen deshalb eifrig nach der Spitze, und als wir gegen 4 Uhr etwas sehen, das ihr gleichen konnte, schmeicheln wir uns mit dem Gedanken, etwas rascher gegangen zu sein als wir erwarteten, und schon jetzt die Spitze erreicht zu haben.

Zum erstenmal im Laufe des Tages finden wir jetzt jahraltes Eis unter Land. Froh über die Abwechslung, die es bietet, säumen wir nicht hinunterzugehen. Fast zu gleicher Zeit entdecken wir einen Bären mit zwei Jungen, die auf einer hohen Eisscholle stehen und uns voll Neugierde betrachten. Im selben Augenblick aber, wo wir

stehenbleiben, verschwinden alle drei hinter dem heraufgepreßten Eis, und bevor die Büchsen schußfertig sind, sind sie weit fort auf dem dünnen Eis. Es ist vergeblich, sie zu verfolgen, und ohne Unterbrechung setzen wir unsern Weg fort; aber der Anblick der Tiere hat den Hunger gesteigert, und das gleiche tut der Gedanke, dem Proviant so nahe zu sein, wie wir jetzt annehmen.

Ich sage „annehmen", denn wieder werden wir traurig enttäuscht! Zwar waren hier viele Lagerplätze, wofür die vielen aufgeschnittenen Dosen ein hinreichender Beweis sind, doch wiewohl wir lange und sorgfältig nach ein wenig Proviant suchen, finden wir doch nichts, und müde und unendlich hungrig müssen wir weiter. Iversens Füße sind jetzt so schlimm, daß er über den Schmerzen den Hunger vergißt, dafür denke ich aber für uns beide daran. Nie habe ich mich so matt und elend gefühlt wie an diesem Abend, und es wird immer schlimmer, denn in der zunehmenden Dunkelheit und in dem vor Hunger mehr als halbverwirrten Zustand wechselt sicherste Hoffnung mit tiefster Enttäuschung ab, denn von der Landseite aus gesehen gleichen alle Spitzen der Siebzehnkilometer-Landspitze. Jedesmal, wenn wir uns einer von ihnen nähern, verdoppeln wir unsere Schritte vor Freude darüber, so weit gelangt zu sein, und bei dem Gedanken an den Proviant, der dort liegt. Erreichen wir sie aber endlich und sehen wir, daß es nicht die rechte ist, so erlischt der kleine Funke von Energie, den der Anblick der Spitze entzündet hat, und mit gebeugtem Rücken, bei jedem Schritt wankend, schleppen wir uns mit einem gesteigerten Gefühl von Hunger und furchtbarer Verlassenheit weiter. Überall finden wir Spuren von Menschen — uralte Überreste aus der Eskimozeit und jüngere Reste von der Danmark-Expedition, die wir in der Hoffnung durchwühlen, etwas Eßbares zu entdecken, selbstverständlich ohne Resultat. Man vergißt auf einer Schlittenfahrt keinen Proviant, das wissen wir wohl, allein dennoch — wir können an keinem Lagerplatz vorübergehen, ohne alle leeren Dosen umzukehren und alle kleinen Steine zu untersuchen, die nur die geringste Ähnlichkeit mit Zwieback oder Hundepemmikan haben.

Wir passieren Spitze um Spitze. Alle gleichen einander und alle der Siebzehnkilometer-Landspitze, so daß uns schließlich ganz wirr davon

wird. Wir haben keine Ahnung mehr, wo wir sind, und es ist unbeschreiblich unheimlich, stets die gleiche Landspitze mit den beiden kleinen Hügeln am äußersten Ende vor sich zu sehen, die uns wie ein Gespenst der Siebzehnkilometer-Landspitze immer weiter durch die Finsternis lockt.

Wir stolpern über die großen Steine, wir gleiten auf dem Eis der Bäche aus und verrenken uns die Knöchel auf losen kleinen Steinen. Bald sind wir ganz unten am Wasser, bald kommen wir weit ab von der Küste, während wir, außer uns vor Hunger und Müdigkeit, durch die Finsternis weiter stolpern. Um 10 Uhr nachts geben wir es auf; im Schutze einiger Steine werfen wir uns auf die kalte Erde und kriechen so dicht wie möglich zusammen, um warm zu bleiben, und eine Minute später schlafe ich fest. Aber Iversens Bein schmerzt so sehr, daß er nicht schlafen kann, und infolgedessen spürt er die Kälte mehr als ich. Um 12 Uhr mitternachts kann er es nicht länger aushalten, er rüttelt mich auf und bittet, daß wir trotz der Finsternis weitergehen sollen. Ich fühle mich ganz warm, und bevor ich nicht recht wach bin, begreife ich nicht, warum und wohin Iversen gehen will — mir ist ganz wohl, wo ich bin. Allein er rüttelt mich immer wieder und spricht von Gehen, und endlich wache ich ganz auf. Es ist bitter kalt, es sind mindestens 15 Grad, und es fängt an windig zu werden. Der Wind weht uns gerade entgegen, denn er hat sich gedreht, während ich schlief. Nie, scheint mir, hat der Himmel kälter ausgesehen als in dieser Nacht, und in ungewöhnlicher Klarheit flimmern die zahllosen Sterne. Im Süden, ganz unten am Horizont, steht der Mond, groß, rot und kalt, und der unbarmherzige Wind saust zwischen den Steinen und findet einen Weg durch die Kleider bis auf die Haut. Ja, hier ist es unheimlich, das ist sicher! Allein dennoch schaudere ich bei dem Gedanken, mich in dieser schrecklichen Finsternis, wo wir nicht zehn Schritt vor uns sehen können, auf die Wanderung zu begeben, und mein Körper ist so steif, so müde und schmerzt so sehr. Iversen geht es jedoch viel schlimmer als mir, und die Schmerzen in seinem Bein in Verbindung mit Hunger, Kälte und Müdigkeit haben sein geistiges Gleichgewicht vollständig gestört. Er hat nur den einen Gedanken: er will weiter. Fortwährend wiederholt er sein: „Kommen

Sie, lassen Sie uns doch gehen, ganz langsam, nur lassen Sie uns gehen!" Und wenngleich es mir nicht lieb ist, so gut wie blindlings über dies unebene Terrain zu gehen, sehe ich doch ein, daß ich mich ihm fügen muß. Es kostet Anstrengung, auf die Beine zu kommen, und ich wäre sogleich wieder gefallen, wenn mich Iversen nicht gehalten hätte. Auf ihn gestützt, der bereits einige Zeit auf und ab gegangen war, muß ich mehrere Minuten hin und her gehen, bis ich allein stehen kann. Mit Iversens Hilfe schnalle ich dann den Ranzen auf dem Rücken fest — er wiegt nicht einmal zehn Pfund — und dann wandern wir in die Finsternis hinaus, anfangs schwankend und langsam, uns mit dem Stocke vorwärts tastend, dann schneller und leichter, da wir kurz darauf auf weichen glatten Sandstrand hinunterkommen.

Nach mehrstündigem Marsch sehen wir endlich undeutlich die Hügel auf der Siebzehnkilometer-Landspitze durch die Dunkelheit, und diesmal spielt uns die Phantasie keinen Streich. Bald kommen wir an Überresten aus den Tagen vorüber, wo viele Eskimos an dieser von Gott und den Menschen verlassenen Küste lebten, und nicht lange währt es, bis ich die Stelle finde, wo ich im letzten Herbst einige Proviantkisten gesehen hatte. Mit fieberhafter Hast durchwühlen wir die vielen Überbleibsel aus der Zeit der Danmark-Expedition und finden beinahe sofort zwei Dosen Crackfordsuppe und eine Dose Erbswurst! Eilends mache ich aus den Kisten ein flammendes Feuer an und beginne unsere köstlichen Gerichte zu kochen. Wir essen ganz langsam, um die warmen Gerichte recht zu genießen; es ist fast unglaublich, daß ein Tropfen Suppe und ein Teller Erbswurst Substanzen enthalten, die einen verbrauchten, zerstörten Organismus so zu beleben vermögen, wie es diese Speisen taten. Es ist, als ströme neues Leben durch unsere Adern, und wir fühlen uns wieder gesund, stark, ja, beinahe gesättigt! Wie herrlich ist es doch, am warmen Feuer zu sitzen und endlich wieder so satt zu sein, daß wir nicht mehr ausschließlich an Essen denken und daß wir zum erstenmal nach vielen Tagen über anderes als dieses längst erschöpfte Thema sprechen! Allein es ist nur ein Waffenstillstand, hier können wir ja nicht bleiben. Wir schieben aber unsern Aufbruch immer wieder hinaus, bis die Sonne aufgegangen und alles Holz verbraucht ist — nun

müssen wir Ernst machen, so ungern wir es auch tun, und wir müssen uns zum Weitermarsch vorbereiten. Mit Beschwerden und Schmerzen in allen Gliedern und Gelenken kommen wir auf die Beine und schicken uns an, über Land zum Danmark-Hafen zu gehen.

Sie ist hart, diese letzte Anstrengung; die Mahlzeit aber, die wir an der Siebzehnkilometerspitze verzehrt haben, hat uns doch von unserm Hunger vollkommen befreit, und jetzt haben wir nur noch die Schmerzen in den Füßen zu überwinden. Mit mir geht es noch einigermaßen, Iversens Bein aber ist jetzt so schlimm, daß er sich oft auf mich stützen muß, und da das Gelände sehr hügelig ist, kommen wir nur langsam vorwärts. Nach fünfstündigem Gehen erreichen wir endlich den letzten Höhenzug, und weit unten sehen wir den Danmark-Hafen und die Häuser auf dem Land.

So ist also das Ende unserer langen Schlittenreise da! Jetzt endlich sind wir an die Stelle gekommen, auf die wir so viele Monate zugesteuert sind und die zu erreichen wir so hart gearbeitet hatten. Jetzt stehen wir am Ziel unserer Träume, unserer vielen Gespräche in den letzten langen, schweren Monaten — vor einem kleinen, von vielen Schuppen umgebenen Haus. Und so heimlich und gemütlich sieht es aus, daß uns bei dem Anblick ganz weich ums Herz wird. Wir sind nicht sehr gesprächig, aber einige Minuten lang sitzen wir da und freuen uns über den hübschen Anblick des kleinen rotbraunen Gebäudes, das da unten im Sonnenlicht von grünen Matten umgeben vor uns liegt — ein Paradies für uns, eine Oase in der Wüste, wo wir Obdach, Wärme und Essen finden werden. Dann stolpern wir weiter, langsam, wie Greise die Beine nachschleppend, und wir ruhen ein ums andere Mal aus, aber erst am 18. September 1910 um 11 Uhr vormittags langen wir an.

Dreizehntes Kapitel.

Grausam enttäuscht.

Wir haben dieses irdische Paradies also erreicht! Einige Minuten haben wir in stillem Entzücken auf der Bank gesessen, dann rühren wir wieder unsere steifen, schmerzenden Beine — sie verweigern beinahe Dienst zu tun — und schicken uns an, das Essen zu bereiten. Wir essen jeder ein Pfund Schokolade, um den ärgsten Hunger zu stillen — es sättigt so unendlich wenig; aber auf dem Kachelofen steht die Hafergrütze, auf dem Primus zwei Pfund Labskaus, das verspricht mehr. Doch halt! Wir müssen vorsichtig sein! In den Hospitälern gibt man Leuten, die in ausgehungertem Zustand eingeliefert werden, Hühnersuppe; wir sollten also auch nur leichte Speisen essen. Hafergrütze und Labskaus und ein Pfund Schokolade obendrein sind nicht gerade leichte Gerichte — aber, man versuche, nahezu drei Monate zu hungern, man versuche, fast ohne Nahrung Hunderte von Kilometern zu gehen wie wir, und man sehe dann zu, wie vernünftig man ist, wenn man wieder Gelegenheit findet zu essen! Ich glaube, die meisten würden wie wir der Versuchung wohl erliegen, wenn man auch recht gut weiß, daß jeder die Folgen seiner Torheit tragen muß — in Gestalt eines verdorbenen Magens.

Alles verschwindet und zuletzt noch ein halber Topf Kakao und Butter ad libitum, und am nächsten Tage liege ich in der Koje und winde mich. Meine Leiden werden nicht geringer, als ich Iversen in einsamer Majestät am Tisch thronen und nach Herzenslust essen sehe, und es ist mir beinahe eine Genugtuung, als ich beobachte, wie er mit einer Sardine auf halbem Wege zum Munde innehält, sich einen Augenblick bedenkt, sie langsam weglegt und leichenblaß aus dem Hause

stürzt. Aber er kommt wieder und schielt ärgerlich zu mir herüber, da ich — trotz meiner Schmerzen — ein triumphierendes Lächeln nicht unterdrücken kann; denn Iversen hat damit geprahlt, nicht krank werden zu können. Ach ja, Hochmut kommt vor dem Fall! Am Tage darauf bin ich obenauf und füttere meinen kranken Kameraden mit gekochter Milch und Zwieback.

Allein wir erholen uns davon wie von so vielen anderm, und so schlimm es auch ist, hätte es doch schlimmer werden können, denn drei, vier Tage nach unserer Ankunft können wir wieder so viel essen, wie wir Lust haben, und das ist nicht wenig.

Indes die Zeit geht hin, die Sonne steht tiefer, und die Tage werden kürzer. Wie ungern wir es auch tun, müssen wir doch an den Aufbruch denken, denn wir haben noch viel zu erledigen, bis das Schlittenfahren ganz unmöglich wird; zuerst müssen wir nordwärts nach den Tagebüchern, und dann — nach Haus!

Wir müssen eine Ausrüstung zusammenflicken, so gut es geht; denn wir sind ja von allem entblößt. Ein großer, schwerer Schlitten wird instand gesetzt, Schlafsäcke werden repariert, das Zelt nachgesehen, und vor Ende September sind wir wieder bereit zum Schlittenfahren.

War der Herbst im vorigen Jahre stürmisch und schlecht, so ist es dieser noch mehr. Der Sturm heult vor dem Hause, der Schnee wirbelt, und das Eis bricht auf, aber wir sitzen hier geschützt und gemütlich und sehen durch das Fenster das Tageslicht schwinden; wir sind mit dem Dasein im allgemeinen zufrieden und unendlich froh, ich hätte fast gesagt — Land erreicht zu haben, denn wir haben uns wohl am meisten wie zwei schiffbrüchige Seeleute gefühlt, die nach langem Kampfe mit Sturm, Hunger und Mißgeschick endlich den Fuß auf bewohnte Küsten setzen.

Der letzten Monate Arbeit, Mühe und Hunger sind vergessen — doch nein, nicht vergessen, aber in den Hintergrund gerückt! Sie stehen vor uns, fern und verwischt, als hätten wir einen lebendigen Bericht über zwei Männer gelesen, die einsam und verlassen, im Kampfe mit Hunger, Wasser, Krankheit und Ermattung, mühsam einem Ziele zustrebten. Wir können es kaum fassen, daß wir selbst es gewesen, die all dies erlitten haben, und hier mitten unter allerlei Komfort erscheinen die überstandenen Beschwerden uns fast wie eine Unmöglichkeit. Nur

wenn wir etwas Schweres anzufassen haben, merken wir unsere Entkräftung, und die Beine sind noch immer — 14 Tage nach unserer Ankunft — steif und schmerzend, besonders die Iversens, die fast bis zu den Knien geschwollen sind, so daß er ein paar Tage in der Koje liegen mußte; aber abgesehen davon, daß es uns an Kräften fehlt, sind wir so gesund wie früher. Dann geht auch das vorüber, und mit jedem Tag werden wir gesunder und kräftiger. Wir tun ja auch nichts als essen, lesen und schlafen, wenn wir nicht gerade von unsern Kameraden sprechen, denn es ist eine fixe Idee von uns geworden, daß unsere Kameraden noch hier in Grönland seien, und jeden Morgen beim Erwachen sagen wir uns: „Heute können sie kommen!“ Wir bilden uns auch ein, daß sie kommen müssen, um nach uns zu suchen. Deshalb finden wir uns ruhig in Sturm und Unwetter; sie verzögern nur die frohe Begebenheit, denn sie zwingen uns noch einige Tage zu Haus zu bleiben — und dann können sie ja kommen und es kann geschehen, daß wir die Reise nicht allein zu unternehmen brauchen. Darum sitzen wir da und sehen den ganzen Tag zum Fenster hinaus. Oft kommt es uns vor, als hörten wir jemand, und wir stürzen vor das Haus; aber nach einigen Minuten angestrengten Starrens durch den treibenden Schnee kriechen wir wieder unter Dach, schütteln den Schnee ab, setzen uns aufs neue ans Fenster und schauen nach denen aus, die — niemals kommen.

Dadurch erhält sich die Stimmung aufrecht und das Gehirn in Tätigkeit, denn es gibt genug zu bedenken und zu besprechen, wenn dieses Phantasiebild — das beste, das wir uns denken können — in unsern Gedanken spukt.

Ein Tag folgt dem andern und selbstverständlich kommt — niemand! Der Oktober hat begonnen, das Eis bleibt liegen, selbst wenn der Sturm mit unverminderter Heftigkeit über Land und Meer jagt. Jetzt müssen wir bald daran denken fortzukommen. Aber — es ist so schön hier drinnen, und ein Zelt — brr, das sind keine angenehmen Aussichten!

Am 13. Oktober scheint endlich eine kleine Besserung des verzweifelt schlechten Wetters einzutreten, allein bisher ist noch niemand gekommen. Es hat beständig gestürmt; wir trösten uns also damit,

daß die Kameraden doch wohl noch kommen werden, und wir hinterlassen deshalb genauen Bescheid, wohin wir gegangen sind, mit der Aufforderung, um Gottes willen unserer Spur zu folgen — aber rascher als wir, damit sie uns einholen können.

Es geht vorwärts, wenn auch noch recht langsam. Der Schlitten ist schwer, das Zelt ist schwer, viel schwerer als für uns notwendig, aber es ist das beste, was wir haben, und es bleibt nichts weiter zu tun übrig, als die Beine fester gegen das Eis zu stemmen und zu ziehen und zu schieben, so gut wir es vermögen. Es nützt aber bitterwenig. Das Eis ist salzig, der Schnee locker, es sind Spalten im Neueis, an andern Stellen ist es zu hohen Wällen heraufgepreßt; wir haben Gegenwind und Schneewetter, es stürmt, und unsere Kräfte sind noch unendlich gering; deshalb ist es nicht zu verwundern, daß wir nur langsam vorwärtskommen, jeden Abend todmüde in das eiskalte Zelt kriechen und uns auf die vielen Stunden der Ruhe freuen, zu denen die lange Nacht uns zwingt.

Sieben Tage lang geht es nordwärts; das heißt, wir marschieren nicht alle Tage, denn der Sturm hat uns zwei Tage im Lager festgehalten, aber sieben Tage sind wir unterwegs und dabei haben wir nur etwa 30 Kilometer zurückgelegt. Unser Proviant ist nicht für eine so lange Reise berechnet; bei gleicher Geschwindigkeit würde sie etwa dreißig Tage dauern; dreißig Tage, um die doppelte Wegstrecke zu gehen, die wir auf der Rückreise ohne Proviant in drei Tagen zurückgelegt haben!

Wir müssen in den sauern Apfel beißen und unverrichteterdinge umkehren, wir müssen uns darein finden, bis zum nächsten Frühjahr zu warten, obwohl die Reise mehr als 300 Kilometer länger wird, da wir dann von der Shannon-Insel ausgehen müssen. Doch das liegt noch so weit in der Zukunft; lieber dies als diese furchtbare Mühsal, die doch resultatlos bleiben würde. Und es ist ja wahr, im nächsten Jahr, im nächsten Frühjahr haben wir unsere Kameraden bei uns — sonderbar übrigens, daß sie uns nicht schon eingeholt haben!

Wir kehren um und haben den Wind jetzt im Rücken. Es hilft, aber der Himmel sieht drohend aus und verkündet Schnee, und Schnee bekommen wir auch, sogar von der schlimmsten Art, denn der Wind hat sich gelegt, und sachte und still wächst die Schneeschicht an. Zenti-

meter um Zentimeter häuft sich der feine lockere Schnee, der nichts tragen kann, der sich zu nichts zusammenpreßt, wo wir gehen, der aber dennoch einen so großen Widerstand für den Schlitten bildet, daß es beinahe unmöglich ist, diesen hindurchzuziehen. Es fährt fort zu schneien; die Schicht ist jetzt 30 Zentimeter hoch, und der Schlitten hinterläßt eine breite, tiefe Spur wie ein Schneepflug. Da lassen wir ihn — das „Murmeltier", wie wir ihn verächtlich nennen — mitten auf dem Wege stehen und gehen über Land, denn allmählich, als die Müdigkeit fühlbarer wird, wächst unsere Überzeugung, daß die Kameraden im Danmark-Hafen sitzen. Wozu uns also noch mehr quälen? Wir haben unsern Teil der Arbeit getan, nun kommen sie daran, und froh bei dem Gedanken, die bekannten Gesichter wiederzusehen, gehen wir weiter, so rasch wir können. Ja, das Gehirn gaukelt uns beständig schöne, aber ach, so falsche Bilder vor, und es ist gar nicht so dumm, es findet immer einen Ausweg, es hat immer etwas Neues, um uns bei Laune und die Spannung aufrecht zu erhalten. Ohne dies stünde es schlimm um uns — denn selbstverständlich ist niemand in Danmark-Hafen, als wir nach unserer mißglückten Reise am 23. Oktober dahin zurückkehren.

Nun sitzen wir wieder dort! Eigentlich müßten wir nach Süden weiter, aber die Energie ist nicht sehr groß, und wir finden beständig Entschuldigungen, um zu bleiben — entweder bläst ein Sturm, oder es sieht nach einem Schneesturm aus.

Wir haben viele und heftige Schneestürme zu erdulden, keiner ist jedoch so gewaltig wie der letzte. Wir können oder vielmehr wir hätten nicht fünf Schritt vor uns sehen können, denn wir gehen unter keinen Umständen hinaus — und der Schnee treibt so gewaltig, daß er sogar ins Haus eindringt. Er drängt sich durch die kleinsten Ritzen, legt sich in großen Wehen vor die Tür an meiner Koje, und die Haufen wachsen beständig an, denn Feuer zu machen getrauen wir uns nicht aus Furcht, der Schornstein könnte fortgeweht werden. Wir sitzen in voller arktischer Montierung da, blicken scheel auf die stets wachsenden Schneehaufen und versuchen, uns gegen den Schnee zu schützen.

Allein es geht nicht. Der Schnee füllt bald das ganze Haus mit Ausnahme der beiden Kojen, und so kriechen wir denn hinein.

Die ganze Nacht herrscht Sturm; es ist ein richtiger Orkan, und erst am nächsten Tage flaut es so weit ab, daß wir uns hinauswagen können, aber nicht durch die Tür; das Fenster muß ausgehoben werden, es ist der einzige Ausweg.

Draußen haben wir eine lebendige Illustration zur Zerstörung Jerusalems. Zwei Beobachtungsschuppen sind umgeblasen und die Bretter 100 Meter weit geflogen. Leere Kisten liegen hier und dort; am eindrucksvollsten aber ist es, das eine Petroleumfaß weit draußen auf dem Eise zu sehen — der Wind hat damit gespielt, und dabei wiegt es 200 Pfund.

Nachdem wir damit fertig sind, das Haus vom Schnee zu befreien, müssen wir doch einräumen, daß der Sturm trotzalledem Nutzen gebracht hat; der lose Schnee ist vom Eis heruntergeweht, und das wird uns sehr helfen, denn jetzt müssen wir weg! Die Sonne ist fort, es ist hohe Zeit, daß wir heimkommen, und — es scheint nicht, daß unsere Kameraden noch kommen werden.

Am 5. November 1910 machen wir uns auf den Weg, und wenn wir die Sturmtage ausnehmen, die zu dieser Jahreszeit gehören, haben wir einigermaßen Glück. Die Bahn hätte viel schlechter sein können, und eigentlich haben wir über nichts weiter zu klagen, als über eine merkwürdig salzige Oberfläche. Es sieht aus, als wäre das Eis kürzlich aufgebrochen und als sei es Neueis, auf dem wir fahren; doch das kann ich fast nicht glauben. Wir sind ja ziemlich weit im November, so daß es Neueis nicht gut geben kann; doch man weiß nie — neulich stürmte es recht wacker. Wenn die Bahn aber auch gut ist, fördert die Arbeit eines Tages uns doch nicht viel, denn nach wenigen Stunden werden wir unglaublich müde, die Beine schmerzen, und es ist ein Jammer, uns anzusehen, so außer Atem und erschöpft sind wir. Aber weiter müssen wir! Deshalb setzen wir uns einen Augenblick auf den Schlitten, fluchen ein wenig über die Müdigkeit und begeben uns wieder auf den Weg, nachdem wir zu Atem gekommen sind und vor Kälte nicht länger sitzen können. Ach ja, es ist weit bis zur Shannon-Insel, aber es ist auch das letzte Stück Wegs. Jetzt kommen wir fast auf begangene Pfade; wir erreichen ein im Frühjahr von uns angelegtes Depot und können wieder etwas Ordentliches zu essen

bekommen. Aber das interessiert uns nicht so sehr wie der Bericht, den wir von unsern Kameraden zu finden hoffen. Kein Wort ist da, nicht das kleinste Zeichen dafür, daß das Depot, seitdem wir im Frühjahr hier gewesen, besucht war — von Menschen besucht, wohl zu merken, denn Tiere haben ihm offenbar viele Besuche abgestattet, und von einem ganzen Sack voll Kleider finden wir nur noch einen einzelnen Fetzen. Doch wir trösten uns, wir kommen ja bald nach Haus, und während der Primus lustig brennt, sitzen wir im Zelt und rauchen eine Zigarre, die aufmerksame Kameraden mit in den Proviant hineingepackt hatten — jetzt nähern wir uns der Zivilisation!

Wir sind wohlhabend, wir haben auf dem Schlitten für sechs Tage Proviant; es ist aber nicht zuviel für die kurze Reise bis zum nächsten Depot, denn das Eis, das bis hierher einigermaßen genügte, wird fast unpassierbar. Ganz sicher ist es kürzlich aufgebrochen und dann wieder gefroren, das dauert ja bei 30 Grad Kälte nicht lange; ehe es aber wieder fest geworden ist, war es einem so gewaltigen Druck ausgesetzt, daß weite Strecken vollkommen zersplittert, zermalmt und zu einem Ganzen zusammengefroren sind, aus dem große und scharfe Neueissplitter hervorstarren. Es klirrt, wenn wir darüber gehen, denn die Splitter zerbrechen unter dem Gewicht des Schlittens und fallen hart auf das Eis zurück.

Wir müssen den Schlitten oft Schritt für Schritt weiterziehen und das kostet Zeit; am schlimmsten ist es für unsere Füße, denn das Schuhwerk — ich habe es selbst angefertigt — ist nichts weniger als gut, und wir gleiten aus, fallen und verrenken uns die Beine auf diesem Eis, das splittriger ist, als ich es je gesehen.

Die Dunkelheit kommt über uns wie ein Dieb in der Nacht, bis es fast zum Verzweifeln finster wird; denn der Himmel ist von dicken Wolken bedeckt, und die dunkle, schattenlose Dämmerung macht das Vorwärtskommen doppelt beschwerlich.

Einen Trost haben wir. Lange wird es nicht dauern, bis wir die Shannon-Insel erreichen, und dann —! Noch aber müssen wir uns damit begnügen, von all dem Schönen zu sprechen, das geschehen wird, wenn wir dahin kommen; wir müssen uns selbst aufmuntern zu noch einem Tag, zu noch einer halben Stunde Arbeit bis zur nächsten Rast, dem einzigen Glanzpunkt in diesem freudlosen Dasein.

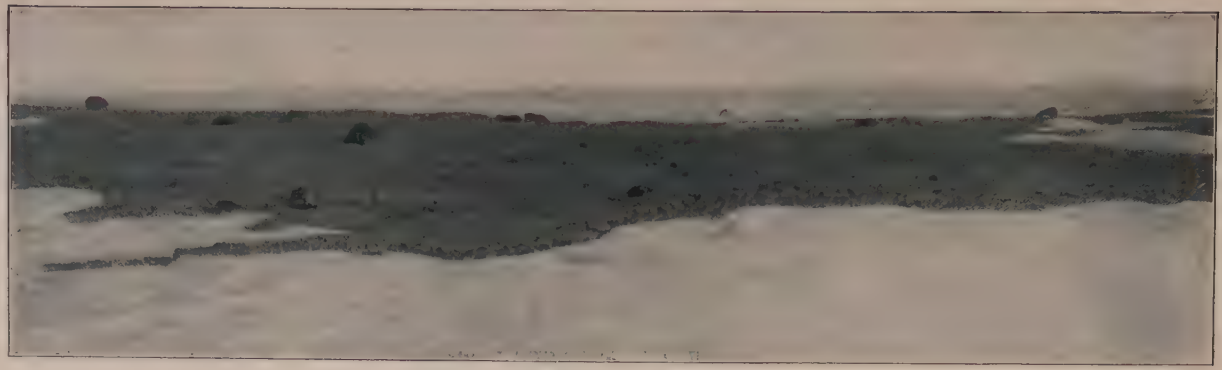
Haystack ist passiert — wie immer mit Wind, Schnee und allerlei Unannehmlichkeiten. Das Depot ist gefunden, und wir sind nicht mehr als 20 Kilometer von der Shannon-Insel entfernt, aber ein Sturm ist im Anzug, und unsere Ahnung, morgen noch nicht bis zum Land gelangen zu können, geht leider in Erfüllung.

Denn es stürmt einen Tag — darein finden wir uns — es stürmt zwei — wir werden ungeduldig — es stürmt drei — Teufel auch, wie lange kann das denn noch währen! — es stürmt vier und stürmt fünf Tage — die Sprache hat keine Worte mehr, um unsere Erbitterung auszudrücken! Denn hier liegen wir in nassen Schlafsäcken, das Petroleum ist nahezu aufgebraucht, und unser Proviant schwindet zu nichts. Sollten wir wieder Hungerqualen vor uns haben?

Wir liegen unter der „Käseglocke", wie wir das innere Zelt getauft haben, das wir im Danmark-Hafen zusammenflickten. Es ist nicht groß, die ganze Grundfläche beträgt 2 zu $1^1/_2$ Meter; es ist nur $^3/_4$ Meter hoch, und die Luft darin ist so schlecht, daß ein Licht kaum brennen kann; aber warm ist es hier. In diesem Loch liegen wir und horchen auf den Wind, der fortfährt, brummend über die Eisfelder zu sausen; wir lauschen den hohen Tönen, die er den straffen Zelttauen entlockt, und sprechen von unserm Winterhafen, von der „Alabama" und den Kameraden. Dann aber fängt das Essen wieder an, eine Rolle in unsern Gesprächen und Träumen zu spielen, und wir haben beinahe dieselben Gefühle wie beim Beginn unserer Hungerfahrt. So nahe und doch so fern, denn in diesem Wetter weiterzugehen, wäre ganz vergeblich!

Am siebenten Tage flaut es ab, und wir können fort; aber zum zweitenmal werden wir genötigt, unsere Zeltausrüstung zurückzulassen und uns mit dem Allernotwendigsten auf dem Rücken auf die Wanderung zu begeben. Denn mit dem „Murmeltier" würde es ein paar Tage dauern, um an Land zu gelangen, und wir haben nur noch ein einziges Pfund Pemmikan — und zwar obendrein Hundepemmikan!

Jetzt mitten im Winter — es ist der 22. November — ist es gefährlich, ohne Zelt und Schlafsack so weit zu gehen, doch es muß sein. Außer der Flinte nehmen wir nur den Primus (zu einmaligem Kochen) und einen Spaten mit. Dann schultern wir unsere Ranzen



Mylius-Erichsens Sommerlager.

Das Zelt wird aufgeschlagen.

Kap Rigsdagen.

Nakkehoved.

und, uns durch die Finsternis vorwärts tastend, machen wir uns auf den Weg. Gut, daß wir alles zurückgelassen haben, denn das Eis ist so uneben, daß wir kaum vorwärtskommen. Es gibt keine Schatten; alles ist grauweiß und scheinbar eben, bis wir in ein tiefes Loch fallen oder mit der Stirn gegen eine Schneemauer anrennen.

Die ungeduldigen Worte, die heraus wollen, werden zurückgedrängt. Wir dürfen dafür nicht so viel Atem opfern, wenn es auch noch so erleichterte. Nein, den Atem brauchen wir allzu sehr für die Arbeit, die wir uns auferlegt und die hart genug ist.

Der zum Teil klare Himmel, den wir anfangs hatten, überzieht sich jetzt; auch dem Troste, daß das Mondviertel unsern Weg erhellen könnte, müssen wir entsagen. Wir müssen im Finstern weitertappen, bis wir beide in ein tiefes Loch fallen. Wohlan, so richten wir uns dort für die Nacht ein! Der Spaten kommt in Gebrauch, wir graben wie die Maulwürfe, und bald haben wir uns wie die wilden Tiere des Feldes eine Höhle in den Schnee gegraben, eine Höhle, die für uns gerade zum Liegen groß genug ist. Dann stopfen wir unsere Habe hinein, kriechen hinterher, passen Schneeblöcke in die Öffnung ein und haben ein nettes Häuschen; es ist warm und dicht, leider nur zu dicht, denn der Primus will nicht brennen, das Licht geht aus, und wir müssen eine Türspalte öffnen.

Dann geht es besser, wenn es auch gleich viel kälter geworden ist; aber lustig summt der Primus, der Pemmikan — Hundepemmikan! — ist gekocht; da entdecke ich, daß das Salz vergessen ist! Es ist ein garstiges Gericht, das wir heute abend zu essen bekommen, aber wir sind hungrig, und es geht, wenn wir auch mit Wehmut jenes seinerzeit so verachteten angebrannten Pemmikans gedenken.

Wir müssen schlafen, denn wir haben noch weit und finden vielleicht für die nächste Nacht keine so bequeme Lagerstatt. Doch wer weiß, vielleicht sind wir dann daheim? Aus dem Schlafen wird aber nicht viel, Iversen „weicht durch"; er ist jetzt so warmblütig und stört mich durch sein unruhiges Liegen.

„Nehmen Sie doch den Spaten und legen Sie sich darauf", sage ich ärgerlich, denn ich will schlafen, und froh über die gute Idee rumort Iversen ein wenig umher, bis er endlich auf dem Spaten landet. Ruhe

und Stille herrschen aufs neue, und ich schlummere bereits fest in Morpheus Armen, als mit Iversen wieder etwas nicht in Ordnung ist. „So liegen Sie doch still, Mensch, ich schlafe so schön!“ aber Iversen protestiert, der Spaten sei eisig kalt und er friere, daß die Zähne klappern. Na, die größte Dunkelheit der Nacht ist inzwischen überstanden, es ist 2 Uhr morgens, und nachdem wir uns gegenseitig ein wenig gewärmt haben, zünden wir unser letztes Talglicht an, setzen es in die Laterne und gehen mit unserer geringen Habe auf dem Rücken in die Dunkelheit hinaus.

Das Schicksal will uns wohl, das Eis wird besser, wir gehen rasch über die ebene, harte Schneeschicht und sind bei Tagesgrauen an Land. Wir klettern hinauf, nehmen unsern Kurs nach einem Stern und nun fort, nur fort! Bedenke, was am Ende dieser Wanderung ist — die Heimat!

Und wir gehen und gehen über das flache Land; das Licht beginnt zu schwinden, noch sind wir nicht zur Gefrorenen Bai hinübergekommen, ich werde unruhig, jetzt ein Sturm wäre die Vernichtung! Weiter, weiter! Es ist keine Zeit zu ruhen, nur weiter nach Ostsüdost, so müssen wir doch einmal ans Wasser kommen.

Endlich, im letzten schwindenden Tagesschein sehen wir eine Gezeitenspalte. Die Küste ist ganz flach und geht eben in das Meereis über, eine Gezeitenspalte aber kann nur auf dem Meereis sein; nun wissen wir, wo wir sind. Und wieder geht es weiter, so rasch die Füße uns tragen können, auf das steile Vorgebirge zu, das wir da draußen im Dunkeln undeutlich erkennen.

Wir gleiten auf dem blanken Eise aus, wir rennen gegen Eisstücke, die zweite Nacht ist angebrochen, und noch immer geht es vorwärts! Plötzlich kommen wir zwischen außerordentlich starkes Eis, wir taumeln umher, stürzen kopfüber in tiefe Löcher, versuchen eine steile Eismauer hinaufzuklettern, die wir im Finstern leider nicht sehen können und über deren Höhe wir erst zu urteilen anfangen können, als wir eine anscheinend unendlich lange Zeit geklettert waren. Dann geben wir es auf, lassen uns hinuntergleiten und landen in irgendeinem andern Loche, wo wir geschützt und sicher sitzen, während dort über uns, mehr geahnt als gesehen, etwas Dunkles aufragt zum kohlschwarzen Himmel, von dem die Millionen Sterne der Polarwelt blinken und flimmern.

Sie geniert uns nicht sonderlich, diese Finsternis! Wir haben uns daran gewöhnt; nur ab und zu bereuen wir, die Sonne im Sommer fortgewünscht zu haben, aber nicht heute nacht — wir sind ja auf der Shannon-Insel, wir sind daheim! Alles wäre herrlich und gut, wenn nur der Mond kommen wollte; denn dann könnten wir wieder weiter, und in einer Stunde wäre die Reise zu Ende, wir wären an Bord in einer warmen Kajüte, umgeben von unsern Kameraden.

Ja, so träumen, so sprechen wir und dabei wären wir ganz glücklich, wenn wir nur ein klein wenig zu essen hätten. Allein wir haben nichts und trösten uns damit, daß unser Appetit dafür um so besser sein wird, wenn wir endlich zu all den Herrlichkeiten kommen, die wir so dicht vor uns haben. Und weiter trösten wir uns, daß wir unser letztes Petroleum benutzen, um etwas Eis zu schmelzen und ein wenig Wasser zu wärmen, es schmeckt immerhin doch nach etwas.

Der Primus erhellt die nächsten paar Fuß, er macht ein Loch in die Finsternis, und dicht daneben sitzen wir und wärmen unsere erstarrten Hände an der warmen Flamme, während die Unterhaltung lustig und froh weitergeht. Die Reise ist ja überstanden, wir sind zu Hause, und daß die „Alabama" hier sein muß, davon sind wir überzeugt, denn das Eis, das können wir im Finstern sehen oder vielmehr fühlen, ist im Sommer nicht aufgebrochen gewesen.

Ein schwacher rötlicher Schein färbt den dunkeln Nachthimmel; dort im Osten kommt der Mond, jetzt sehen wir genug zum Gehen. Nun alles zusammenpacken und fort, lange dauert es nicht!

Wir gleiten auf dem blanken Eis aus, wir fallen, wir stoßen uns. Doch was kümmert uns das, wir nähern uns jetzt ja der Heimat, wo wir Wärme und Obdach finden! Dann biegen wir um die letzte Landspitze; draußen in der Dunkelheit erkennen wir das schneefreie Land um unsern Winterhafen, noch eine Anstrengung, und wir werden dort sein! Alle Müdigkeit ist vergessen, und die Augen starr auf die Landspitze gerichtet, gleiten wir über das Eis.

„Ein Mast, Iver — Allmächtiger, ist das nicht ein Mast?" Ich packe Iversen beim Arm. Wir haben zwar erwartet, unsere Kameraden hier zu finden, doch jetzt ist es Gewißheit!

Iversen sieht ihn ebenfalls; wir brechen in ein lautes Freudengeschrei

aus, und dann wieder weiter, das Eis schlägt fast Funken unter uns, so rasch geht es. Aber was ist denn das? Es ist doch eine sonderbare Stelle, an der der Mast dort steht!

Wir bleiben stehen und fragen uns: was ist da geschehen? Ja, das Eis hat gepreßt, es hat die „Alabama" vielleicht auf Land gesetzt. Aber da ist sie ja, da sind Menschen! Und wieder laufen wir, doppelt gespannt, eifriger denn je.

Wir erreichen Land. Wie sieht es hier nur aus? Ist dies Eis oder was? Herrgott, da steht ja das Achterende unseres Schiffes — hoch oben auf Land! Im Dunkeln sind wir gegen etwas gerannt, das dem Achterende gleicht, wir können das Scheilicht sehen; dann aber entdecken wir, daß dieses „Etwas" ein Haus ist, aus Segeltuch gebaut. Unsere bangen Ahnungen sind nur allzuwahr: die „Alabama" ist vom Eis zerdrückt worden!

Aber unsere Kameraden? Wir starren uns im Finstern um. Hallo, da ist etwas. Da oben zwischen den Steinen steht ja ein Haus!

Im Nu sind wir oben und jubeln vor Freude, wir stoßen ein Gebrüll aus. Allein kaum ist der Laut verhallt, als wir entdecken, daß Schnee vor der Tür liegt, die Kameraden sind also fort!

So froh, so erwartungsvoll, wie wir waren. Und jetzt, jetzt, wo wir wissen, daß wir zwei allein sind an der langen Küstenstrecke, fühlen wir uns so unendlich verlassen und so einsam! Wir hatten so sicher erwartet, sie zu treffen.

Schweigend brechen wir die Sicherung von der Tür und gehen hinein. Verdutzt bleiben wir stehen, denn das Haus ist voll Schnee; die ganze Türöffnung grinst uns weiß durch die Dunkelheit entgegen, noch sind wir also nicht fertig mit dem Schnee. Gut, daß wir den Spaten mit haben, er war unser Freund in der letzten Nacht, jetzt ist er wieder von Nutzen, und die Mühe ihn zu tragen, ist belohnt, denn ein Spaten voll Schnee nach dem andern wird hinausgeworfen. Jetzt sind wir drinnen; der eine hackt die Schneeblöcke los, der andere trägt sie hinaus.

Das Haus ist ausgeräumt, so einigermaßen wenigstens; diese Arbeit lag außer aller Berechnung. Wir sehen nun, daß das Blech, das über dem Dach angebracht war, weggefegt ist und daß der Mond und alle Sterne durch die breiten Ritzen gucken können. Wir haben

einander nicht viel zu sagen; wir hatten erwartet, die andern hier zu finden, aber Mißgeschick härtet ab und wir sind an Enttäuschungen gewöhnt. Wir fluchen nicht einmal, nein, dazu sind wir zu müde; zwei Kojen werden vom Schnee geleert, dann breiten wir einen Schlafsack darin aus, kriechen hinein und sagen uns Gutenacht. Wahrlich, die Heimkehr wurde nicht, was wir von ihr erwartet hatten! Ihr guten Feen, die ihr uns eine frohe Heimkehr vorgegaukelt, wie habt ihr uns getäuscht!

Am 25. November sind wir zurückgekehrt, und anstatt mit den Händen im Schoß still sitzen zu können und mit den Kameraden zu plaudern, sind wir gleich am nächsten Tag sehr geschäftig bei der Arbeit. Denn der Schnee muß aus dem Haus, und es muß alles ausgeschüttelt werden. Während Iversen das tut, liege ich oben auf dem Dach und friere mir fast die Finger ab, denn ich muß Segeltuch über das Ganze nageln, da das Haus aufs neue vollschneien würde, wenn Wind oder Schnee kämen, ehe es wieder dicht ist.

Mitten am Tage aber benutzen wir das Tageslicht, um herumzugehen und zu sehen, was von der „Alabama" übriggeblieben ist. Viel ist es nicht, nur der Achtersteven, eine einzelne Holzstütze, die von großen Eisstücken umgeben durch die Eisschicht ragt, ein passendes Monument für unser verlorenes Schiff. Auf Land liegt in bester Ordnung alles, was unsere Kameraden geborgen haben, und Not werden wir nicht zu leiden brauchen.

Was mit der „Alabama" geschehen ist, wissen wir nicht, da ein Bericht, den Laub für uns zurückgelassen hat, im Schnee verschwunden ist. Eigentlich interessiert es uns auch nicht so sehr. Das Schiff ist verloren, auf welche Weise ist gleichgültig. Aber gern hätten wir erfahren, wie es unsern Kameraden ergangen ist, als sie Grönland verließen.

Das Haus ist dicht gemacht, alles ist in Ordnung. Das ruhige Winterleben beginnt.

Was im Winter geschieht? Nicht viel, zuerst wird im Proviantschuppen aufgeräumt; es ist eine traurige Arbeit, die uns beständig an die „Alabama" und an die Katastrophe erinnert, die sich ereignet haben muß, denn die merkwürdigsten Dinge sind auf Land geborgen.

Eines Tages, als ich dastehe und überlege, wie ich ein wenig Ordnung hineinbekommen könnte, fällt mir Wessels Aufzählung des Inhalts der Kiste ein, „eine Nadel ohne Öhr, ein altes Gesangbuch!"

Einigermaßen ähnlich ist es hier; es sind sehr unnötige Dinge, aber alles, was wir brauchen werden, ist im Überfluß vorhanden, alles bis auf Kohlen, die leider nicht an Land gebracht worden sind. Doch es geht auch ohne sie, da hier viel Brennholz ist; dieses muß aber zersägt werden, und das kostet Arbeit. Wenn es auch gut ist, daß wir draußen etwas zu tun haben, wären wir die harte Arbeit doch gern los, denn es ist sauer, einen dicken Mast mit einer stumpfen Säge zu zersägen.

Arbeit haben wir, offen gestanden, eigentlich genug; denn ist der Haushalt auch nicht groß und bereiten wir auch nicht viele Gerichte, so kostet alles doch Zeit, und wir sind zu derartigen Beschäftigungen nicht geschickt. Die konservierten Speisen zu wärmen bringen wir zwar fertig, sollen aber besondere Finessen bereitet werden, so sind wir schlimm daran; es muß experimentiert werden, und die Experimente kosten Zeit und fallen nicht immer gleich glücklich aus. Sauce zu bereiten, sagt man, sei ganz leicht; wir aber finden es sehr schwierig und versuchen alle möglichen Ingredienzien, die uns zur Verfügung stehen, mit dem Resultat, daß es, wenn der Ausdruck nicht von der Hungerfahrt her verpönt wäre, „Hundefraß" genannt werden müßte. Jetzt begnügen wir uns damit, die Sauce zu kosten, erklären sie als unbrauchbar zur Speise für Menschen und hoffen auf besseres Glück beim nächsten Mal. Doch Sauce ist ja zu entbehren, solange wir die konservierte Butter haben; es ist aber ärgerlich, z. B. 100 Pfund Reis zu sehen und niemals Reisbrei zu bekommen. Ihn zu bereiten versuchen wir auch; man sollte glauben, es sei ganz einfach — Reis und Wasser, und dann es kochen lassen —, aber es ist doch nicht so leicht, und wir warten das Resultat in behaglicher Spannung ab, denn ob es Reissuppe oder Reisbrei wird, hängt ganz vom Gutdünken der Götter ab.

Und dann Brot zu backen — na, das haben wir ja herausbekommen. Ist das Resultat auch nicht immer glänzend, so sind wir doch froh

über unsere, oder vielmehr Iversens Erzeugnisse, denn Kochen gehört zu seinen Obliegenheiten, ich habe für Feuerung zu sorgen, und das nimmt fast meine ganze Zeit in Anspruch. Denn erst muß das Holz zersägt und dann gespalten werden, und es ist eine unglaubliche Menge Holz notwendig, um das Haus zu erwärmen. Erwärmen sage ich; doch das steht nicht ganz in Übereinstimmung mit der Wahrheit; denn das Haus ist nie „erwärmt", es ist unmöglich, die Wärme mit gewöhnlichen Mitteln zu halten. Ein paar Grade über dem Gefrierpunkt ist alles, was wir erreichen können; die Folge davon ist, daß der Platz am Ofen stark begehrt ist. Und der Ofen selbst erst! Mindestens ein halb Dutzend Mal am Tage müssen wir unsere Kamikker ausziehen und die fast steifgefrorenen Füße in den Backofen stecken, um sie ein wenig zu erwärmen. Denn es ist „fußkalt" im Haus, und geht der Wind, so wird es ganz arg, und es ist unmöglich, die Temperatur über den Gefrierpunkt hinaus zu bringen, oder auch nur bis zu diesem, wenn wir nicht die große Heizlampe anzünden, die zum Motor gehörte. So können wir es zu einem halben Dutzend Grad Wärme bringen, von oben; auf dem Fußboden aber friert das Wasser zu Eis, und die Luft wird so schlecht, daß die Lampe kaum brennen kann. Da die Heizlampe im Sturm notwendig ist, muß sie fast jeden Tag Dienste tun; denn war es schon im vorigen Jahr stürmisch, so ist es in diesem Jahre noch viel mehr. Jeden Tag haben wir Wind, und oft stürmt es viele Tage hintereinander; es stürmt, daß wir kaum aus dem Haus können, es stürmt so, daß wir nicht aufrecht zu gehen vermögen.

Wir haben Gäste beim Haus; es wohnt eine Fuchsfamilie draußen im Schneehügel. Das heißt, ein und dieselbe Familie wohnt nicht sehr lange da, denn wir fordern die Miete streng mit unserer Büchse ein, und ein Fuchs hat Glück, wenn er zwei Tage unserm Schrot entgeht. Dennoch bleibt die Höhle immer bewohnt, denn das Gerücht von diesem prächtigen Hotel, wo Futter zu haben ist, wenn man nur an unsere Tür geht und die Reste frißt, ist weit ins Land gedrungen, und es finden sich stets Liebhaber für unser Logis. Es kann wohl auch geschehen, daß ein Wohnung suchender Fuchs zu Schaden kommt, wenn er zu laut mit den Bewohnern der Höhle verhandelt und wir es im Hause hören; denn dann müssen wir den Streit beilegen, so gut wir

können, wenn es auch schade ist, einen Fuchs zu schießen, bevor er unsere Gastfreundschaft genossen hat.

Das ist eine Abwechslung für uns in dem langen Winter. Sonst verstreicht ein Tag wie der andere — und Weihnachten ist wieder da.

Große Vorbereitungen treffen wir nicht; wir fegen nur den Fußboden mit einem Kehrbesen, waschen uns, zünden einige Kerzen an und sind dann bereit Weihnachten zu feiern. Um es ein wenig festlicher zu machen, essen wir erst um 7 Uhr unser Mittagbrot; es ist doch immerhin eine Abwechslung, denn das Essen ist dasselbe wie sonst.

Draußen stürmt es, es rüttelt wild am Segeltuch, das auf das Dach genagelt ist, während der Wind an den Ecken und im Schornstein ein Höllenkonzert vollführt. Es pfeift und ächzt, es knackt und kracht, als wären alle bösen Geister der Hölle losgelassen, und schauen wir zur Tür hinaus, so können wir sie uns fast verkörpert vorstellen, wie sie in wahnsinnigem Tanz umherwirbeln. Denn der Schnee jagt und fegt vorüber wie ein unaufhörlicher Strom unbestimmbarer, geisterhaft verwischter, beständig wechselnder Gestalten, die einander folgen auf der wilden Flucht nach Süden. Nein, draußen zu sein ist nicht angenehm, es ist geradezu unheimlich, und drinnen ist es nicht viel besser. Die qualmende Lampe brennt mitten auf dem Fußboden, die Kerzen flackern in der Zugluft, und haben wir auch verhältnismäßig große Anstrengungen gemacht, so ist es doch ungemütlich in dem schmutzigen, verräucherten Raum, und es ist kein Wunder, daß die Gedanken beständig den hastigen Schneeflocken folgen, nach Süden, an den heimatlichen Herd, wo Eltern und Geschwister wohl kaum wagen, von ihren abwesenden Angehörigen zu sprechen. Das Fest — denn ein Fest soll es ja sein, wie es auch gehen mag — erreicht seinen Höhepunkt, als Iversen und ich mit einem letzten Glase Whisky, der noch aus den Tagen des Wohlstands übriggeblieben ist, auf „absent friends" anstoßen und das Glas brüderlich teilen. Dann suchen wir unsere Kojen auf. Es war ein langweiliges Fest, aber trotzdem ist eine Art von Feststimmung da, nicht des Weihnachtsfestes wegen, sondern weil die Sonne ihre Bahn nach Süden vollendet hat und jetzt wieder nach Norden kommt mit Botschaft von Frühling, Sommer, Schiff und Heimat.

Schlittenfahrt auf Küsteneis.

Girly, der Leithund.

Vielfraß Grimrian.

Vierzehntes Kapitel.

Kommt die Erlösung?

Wie langweilig doch der Winter ist — so unendlich langweilig! Ein Tag ist wie der andere; keine Abwechslung, nichts, die Einförmigkeit zu unterbrechen; aber die Zeit vergeht dennoch rasch, hier, wo nicht das Geringste geschieht, das einen Meilenstein für die Gedanken bildete — etwas, auf das man zurückblicken und von wo aus man die Entfernung messen könnte. Und wir sind glücklich über jeden Tag, der hingeht, denn er bringt uns ja der Zeit näher, wo der schwache Lichtschein im Süden von der großen, herrlichen Sonne abgelöst wird, unserm Götzenbild hier im Norden.

Noch wird es lange währen, bis sie kommt. Aber täglich können wir sehen, daß sie näherrückt; das Licht im Süden wird schärfer und reicht höher hinauf am Himmel.

Wir erfreuen uns an den prächtigen Farben, die die Natur mit verschwenderischer Hand über den Himmel gestreut. Er strahlt in allen Tönen, vom goldigsten Gelb bis zum tiefsten, beinahe schwarzen Blau. Am schönsten aber sind doch die Tage, wo einzelne Wolken am Himmel stehen. Sie sind goldrot und werfen ein farbiges Licht auf den Schnee. Aber mitten in all der Farbenpracht wird die Stille doppelt fühlbar — es fehlen uns andere Wesen, um mit uns das Werk der Natur zu würdigen und sich daran zu freuen, denn wir haben kein großes Interesse für alle diese Schönheit; dazu ist unsere Sehnsucht viel zu stark, unsere Sehnsucht nach der Sonne, nach andern Menschen und nach dem neuerwachenden Leben, das, wie wir wissen, unter der kreideweißen Decke des Schnees begraben ist. Es ist so drückend einsam hier! Alles ist tot, alles liegt im Winterschlaf und wartet wie wir auf die Sonne, die große Lebensspenderin.

Endlich ist der Tag da, an dem sie kommen müßte. Doch wir sehen sie nicht, denn es ist bewölkt, neblig und stürmisch, und erst am Tage darauf, am 10. Februar 1911, sehen wir ihre rote Scheibe.

Wir stehen vor dem Haus und warten; wir haben seit einer halben Stunde gewartet und werden schon ungeduldig. Da endlich kommt sie; die Röte im Süden wird so stark, daß sie fast die Augen schmerzt. Die Berggipfel färben sich hellrot, langsam nähert der Schein sich uns — da huscht ein rotgoldener Strahl übers Eis, und wir rufen Hurra, Hurra! Hurra für den beendeten Winter, Hurra für den Sommer, der in Anmarsch ist, den Sommer, der uns die Befreiung bringen wird. Und die andern Bewohner des Landes scheinen die Freude mit uns zu teilen, denn hoch über uns hören wir erstaunt den Schrei eines Rabens. Er fliegt nach Osten, dann aber erblickt er die Sonne, und gleich ändert er den Kurs auf sie; er fliegt davon, so rasch er kann, schlägt mit den großen, schweren Flügeln und krächzt, daß es eine Lust ist es zu hören — auch er ist glücklich über die Ankunft der Sonne, auch er ist ein Sonnenanbeter! Wir verfolgen ihn mit den Augen; er verschwindet in der Richtung der Sonne. Glücklicher Rabe, könnten wir doch deine Schwingen leihen!

Dergleichen aber geschah nur in der guten alten Zeit und nicht im Jahre 1911; wir müssen es uns also an dem Wunsche genügen lassen und uns ins Haus zurückziehen, denn kalt ist es, volle 30 Grad Kälte, und obendrein stürmt es! Aber die Freude ist groß; es ist, als hätten wir in unserer Einsamkeit Gesellschaft — die Sonne ist da, das Land beginnt aus seinem Winterschlaf zu erwachen.

Mit der Sonne kommt die Reiselust, und wir sehnen uns aus diesem Zustand der Untätigkeit herauszukommen, in dem wir so lange unsere Zeit verbracht. Denn weit im Norden, auf einer kleinen Schäre im Schären-Fjord, liegen unsere Tagebücher. Wir sprechen nicht gern davon, desto mehr aber weilen unsere Gedanken bei ihnen, denn aus irgendeinem Grunde fürchten wir beide, daß etwas geschehen ist oder geschehen wird, das uns hindert, sie zu finden oder dorthin zu kommen. Es ist unser wunder Punkt, der umgangen werden muß wie der bekannte Strick im Hause des Gehenkten.

Allein die Zeit verstreicht. Ein kleiner, leichter Schlitten ist fertig,

die Sachen sind genäht, Proviant ist verpackt, alles ist bereit, und für alle Fälle sind wir unten auf der Südostspitze der Shannon-Insel gewesen und haben einen vorläufigen Bericht zurückgelassen, denn man weiß nicht, was auf einer Schlittenreise geschehen kann, und es ist gut, alles in Ordnung zu haben.

Am 23. April machen wir uns auf. Das Wetter ist schön, der Schnee gut, der Schlitten geht leichter, als wir erwartet hatten, und die Laune ist ausgezeichnet. Aber eine Zugschlittenreise ist kein vergnügliches Unternehmen, und ehe der erste Tag zu Ende geht, seufzen wir laut nach unsern lieben Hunden.

Im Herbst konnten wir nicht da hinauf, jetzt aber muß es uns gelingen; es ist nichts dagegen zu machen und es nützt auch nichts, sich das Herz mit ungeduldigen Ergüssen zu erleichtern, was einem übrigens auch nur den Atem nimmt. Wir pressen also die Lippen zusammen, um die Zunge in Zaum zu halten, wir stemmen die Beine fest in den Schnee und ziehen und schieben aus Leibeskräften. Es geht langsam, mühsam und schwer; das Eis wird sehr uneben, der Schnee locker, und Wind und Nebel haben sich mit der schlechten Bahn verbündet, um uns aufzuhalten. Vorwärts aber kommen wir doch; wir erreichen die Koldewey-Insel und fahren an der anscheinend endlosen Küste entlang, wo wir einen Bärenpfad finden und ihn verfolgen. Bär auf Bär ist diesen Weg dahin getrabt, ist den Gezeitenspalten gefolgt und hat einen Pfad gestampft, der hart und einigermaßen eben ist, fast die einzige Stelle, wo wir verhältnismäßig leichtf ahren können; denn immer noch ist der Schnee längs der Westküste der Koldewey-Insel unendlich weich und tief. Wir erreichen den Danmark-Hafen — ein halbes Dutzend Tage sind wir schon unterwegs — dann geht es weiter, nordwärts an der Küste entlang, die so viele unangenehme Erinnerungen vom Herbst her birgt.

Einförmig und uninteressant verfließen die Tage — einer genau wie der andere. Wir stehen auf, essen, schleppen etwa sechs Stunden lang wie zwei Pferde, schlagen das Zelt auf, essen wieder und schlafen — das ist unser tägliches Programm! Und es geschieht nichts, weder Frohes noch Trauriges, absolut nichts, bis wir zu der Schäre gelangen, wo wir die Tagebücher zurückgelassen hatten. Es sträubt sich mir das Haar und es läuft mir kalt über den Rücken — das erste, was ich

auf Land sehe, ist ein kleines Stück Zelttuch, das um das Paket gewickelt war! Unsere monatelange Furcht war begründet. Ein Bär ist im Depot gewesen und hat alles zerstreut — die Arbeit zweier Jahre ist verloren, einen ganzen Sommer haben wir Hunger gelitten, und alles um nichts, ja schlimmer als um nichts — denn wir denken an die Heimkehr — wir haben die Reise durchgeführt, aber leider, ein Bär hat unsere Resultate gefressen!

Schweigend schlagen wir das Zelt auf, schweigend schicken wir uns an zu graben; aber die Arbeit erscheint uns unsagbar hoffnungslos. Wo sollen wir suchen, wo anfangen? Denn der Wind kann unsere Tagebücher eine weite Strecke fortgeweht haben — und die Masse Schnee, der auf der Schäre liegt! Doch wir graben, die Schneeblöcke rollen die Schäre hinunter.

Hallo, was ist das! Es schimmert etwas in der Sonne. Es ist unsere Teedose — das gibt Hoffnung; wo etwas ist, da kann auch mehr sein; wir graben also mit erneutem Mut. Der Schnee wird nach rechts und links geworfen, wir finden mehr und mehr, ein Tagebuch, ein Beobachtungsjournal, einen Film und einige Patronen, von denen der Bär die eine flach gebissen hat — warum explodierte sie nicht und gab dem Bären seine wohlverdiente Strafe! Alles ist da, bis auf mein Tagebuch, von dem wir nur einige Blätter finden, die von den scharfen Zähnen des Bären zerbissen und zerrissen sind. Gut, daß es nicht schlimmer ist; denn da Iversens Tagebuch vorhanden ist, bedeutet der Verlust nicht so viel, wenngleich es ärgerlich ist, alle Aufzeichnungen zu verlieren, die man unter so schwierigen Verhältnissen gemacht hat. Aber der Rest ist nicht zu finden; wir graben einen ganzen Tag, dann geben wir es auf, und am 16. Mai beginnen wir die Rückreise.

Sollte ich eine Beschreibung unserer Fahrt von einem Tag zum andern geben, so würde für jeden Tag nur dies zu melden sein: arbeiteten 10 Stunden im Zuggurt, Wetter warm, der Schnee weich, verwünschten die Arbeit. Dasselbe aber immer zu wiederholen wäre unerträglich, deshalb nur dies über die Heimreise: der Schnee ist weich, das Wetter warm, die Arbeit ganz verwünscht, aber die Stimmung ist gut, denn Tagebuch und Journal liegen auf dem Schlitten, und das Schiff muß in einem, höchstens anderthalb Monaten kommen. Wir mühen uns

also willig weiter, und als wir auf der Shannon-Insel stehen, ist die Freude beinahe überwältigend — die letzte Zugschlittenreise ist beendet, nun soll geerntet werden, was gesät ist!

Das Haus wird in Ordnung gebracht, alles schön instand gesetzt, ein Brief wird geschrieben und mit Stiften auf dem Tisch befestigt, die Tür vernagelt, und beglückt bei dem Gedanken an unsere Befreiung, verlassen wir unser Haus im Winterhafen, das Haus, das unsere Kameraden für uns gebaut, in dem wir einen eigenartigen und den Umständen nach ganz behaglichen Winter verbracht, die Stätte, wo wir nach der langen, beschwerlichen Reise unsere Kräfte wieder gewonnen haben. Nie mehr hoffen wir es wiederzusehen — aber ach, der Mensch denkt, und Gott lenkt!

Nun richten wir uns in dem Haus auf der südöstlichen Spitze der Shannon-Insel ein. Es ist offenes Wasser im Süden, das Packeis ist zerstreut, und hinter unserer Wohnung ist ein hoher Hügel, auf den wir hinauf können, um unser Auge an dem offenen Wasser zu erfreuen, während wir nach einem Schiffe spähen. Die Flagge ist auf der Stange geheißt und flattert leise in der schwachen Sommerbrise. Der Schnee ist fast vom Lande weggeschmolzen, überall läuft Wasser, die Blumen sind aus ihrem Schlaf erwacht und haben sich in all ihrer Herrlichkeit entfaltet — schöne Blumen, in einer einzigen Nacht hervorgesproßt —, und die Blätter der Weiden sind grün. Es ist Frühling, nein, Sommer, in der Luft, und die Tiere sind in das vorher so öde Land zurückgekehrt. Die Schneesperlinge piepen, eine Menge kleiner Vögel fliegen umher, auch Mücken und Fliegen gibt es, und über das Meer gleiten Möwen und Seeschwalben. Allerorten ist Leben; auf dem Wasser schwimmen Eidervögel, und Robben tauchen überall hervor, kriechen auf das Eis und baden sich in der warmen Sonne, während der Bär auf der Jagd nach den fetten Robben umherschleicht.

Auf Land, an geschützten Stellen, wohin der Wind nicht kommt und wo die Sonne warm scheint, sitzen ein paar weiße Klumpen. Sie bewegen sich nur wenig, mitunter aber wird der runde Klumpen zu einem langen Strich, der senkrecht in der Luft steht — es ist eine Hasenfamilie, Mann und Frau, die die Freuden des Sommers und des Familienlebens genießen, denn um sie her krabbeln ein paar kleine

dunkelgraue Wesen, eine zukünftige Generation, neugeborene Häschen. Und die Eltern passen auf sie auf, denn es ist ein Fuchs in der Nähe, auch ein Wolf streift umher. Aber was sind denn das da für merkwürdige, große Wesen, die auf zwei Beinen ankommen? Bedenklich erheben sich die Alten, stehen da und balancieren recht täppisch auf den langen, dünnen Hinterbeinen, blinzeln mit den Augen in die Sonne und streichen mit den Vorderläufen ihren Bart. Die sonderbaren Wesen kommen näher, da soll doch der Teufel! Und fort springt das Männchen, während die Mutter ihre Kleinen zwischen Steinen und welkem Laub verbirgt. Dann legt sie sich nieder, mäuschenstill, zusammengerollt wie ein großer Ball, und nur die langen Ohren bewegen sich vor nervöser Spannung. Man muß grausam sein, um die tapfere, aufopfernde Mutter zu schießen; allein das Leben hier oben macht die Menschen hart und gefühllos, und wiewohl wir den Mut der Mutter bewundern, heben wir doch die Büchse und schießen sie nieder.

Die Jungen liegen still — was geht doch mit der Mutter vor, und was kommt dort? Wir sind es, aber wir haben keine blutdürstigen Gelüste mehr. Der Anblick der schreienden Kleinen geht uns zu Herzen. Wie sie schreien — pst, still doch, wir tun euch ja nichts; wir wollen euch nun Vater und Mutter sein! Und vorsichtig lesen wir die kleinen Dinger auf — es sind ganze sechs —, stecken sie in die Tasche, und nehmen sie mit nach Haus. Und während ich gehe und die kleinen, runden, weichen Geschöpfe befühle, fällt mir der hübsche Vers ein:

ganz wie Eidotter kleine,
die jüngst bekamen Beine!

Wir haben Elternpflichten übernommen, und unsere Adoptivkinder sollen gut behandelt werden; also bauen wir eine hübsche, kleine Kiste für sie und freuen uns an den Kleinen. Wir sammeln Blumen, Gras und Weidenzweige für sie, lehren sie Milch trinken, und den ganzen Tag machen wir uns mit den kleinen Wesen zu schaffen — sie geben dem Dasein einen Inhalt, sie sind etwas, für das man leben und sich interessieren kann. Es ist aber nicht so einfach, kleine Kinder zu haben, und nachts wache ich davon auf, daß sie schreien, während Iversen, der die Rolle der Mutter übernommen hat, aufrecht in einer Koje sitzt und sie zum Schweigen bringt; den Vater dürfen sie nicht wecken.

Der Sommer ist wirklich da! In wenigen Tagen ist er eingezogen! Die Sehnsucht nach der Heimat wächst, die Sehnsucht nach allem, was wir lieb haben, nach grünen Bäumen, nach vielen Menschen und — es klingt wie ein Paradoxon — nach einer staubigen Landstraße — ja, denn selbst Staub, der sich auf die Sachen legt und in den Mund fliegt, kann unter gewissen Lebensumständen begehrenswert sein.

Die Aussichten sind gut, es ist offenes Wasser bis zum Meer; jeden Augenblick können wir das Schiff erwarten, und niemals klettern wir zu der Flaggenstange hinterm Hause hinauf, ohne erwartungsvoll dicht unter dem Gipfel stehenzubleiben — es könnte ja sein, daß wir das Schiff sehen, wenn wir ganz hinaufkommen. Aber nein; wir sehen nichts, und die Tage verstreichen. Dann zieht sich im Norden ein Sturm zusammen, und als er kommt, besorgt er es gründlich; es stürmt wild, es regnet, schneit und hagelt. Wir hoffen, daß der Sturm das Eis noch mehr forttreiben wird, aber leider, er tut das Gegenteil. Als der Sturm aufhört und der Nebel sich lichtet, eilen wir in die Berge, bleiben aber verdutzt stehen. Was ist denn das? Dort, wo vorher Wasser war, ist jetzt nur Eis — Eis, soweit das Auge reicht, von der Küste bis zum Meer; kein Tropfen Wasser ist zu erblicken!

Ja, das ist schlimm; allein es bessert sich wohl wieder. Noch ist der Sommer nicht vorüber, und das Eis kann sich schnell verändern.

Wir fahren mit unsern kleinen Beschäftigungen fort, arbeiten weiter an der Ausgrabung der Eskimoruinen, wir gehen auf die Jagd, kurz wir tun alles, was wir können, um uns die Zeit zu vertreiben, und ist das Wetter schlecht, neblig oder windig, dann sitzen wir im Haus, spielen mit unsern Kleinen und plaudern von der Heimat, von dem herrlichen Kopenhagen. Ach, wie wir uns heim sehnen!

Mit dem Nebel ist es übrigens gar nicht so schlimm. Er gibt Stoff zu Vermutungen und er kann die herrlichsten Überraschungen bringen, denn von ihm gedeckt kann das Schiff kommen wie der Dieb in der Nacht. Oft stehen wir vor dem Haus, jeden Nerv aufs äußerste gespannt, denn draußen dröhnt es und kracht es; es klingt genau wie Büchsenschüsse. Mit gespannter Aufmersamkeit versuchen wir, durch die graue, feuchte Mauer zu starren. Wir lauschen — wenn es am Ende ein Schuß war! — und viele, viele Male antworten wir mit einem

kräftigen Hallo. Das Echo verhallt; mit der Hand am Ohr lauschen wir nach einer Antwort von denen, die, wie wir hoffen, auf dem Eise sind. Allein die Antwort kommt nie, und mißmutig gehen wir ins Haus hinein. Wir fühlen uns so unendlich verlassen, so einsam. Doch bald geht es vorüber; es ist kein Grund zu klagen, der August hat noch nicht angefangen, noch können viele Schiffe kommen.

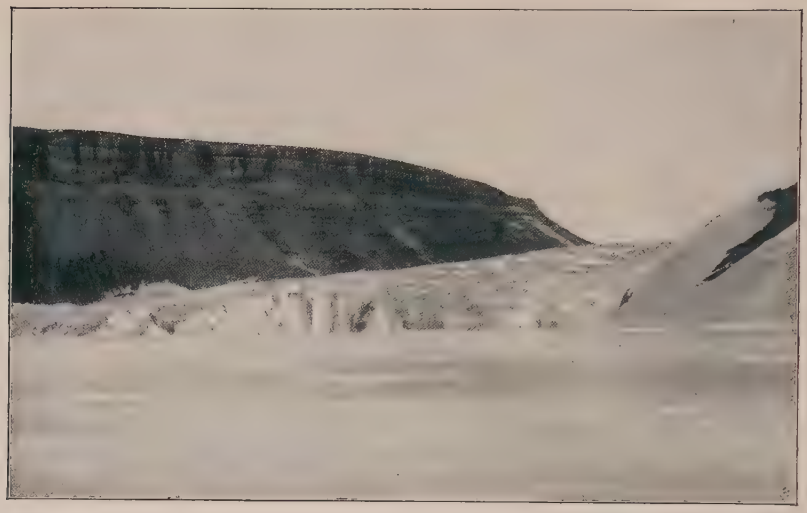
Können, ja, aber es kommen keine! Die längste Frist, der 15. August, ist vorüber, und wir müssen einräumen, daß unsere Aussichten unendlich gering sind; dennoch aber geben wir die Hoffnung ungern auf. Wir stellen die sonderbarsten Berechnungen an, warum das Schiff noch nicht gekommen ist. Wir rechnen aus und sagen einander, daß ganz gut noch ein Schiff kommen könne; tief im Innern aber sitzt ein kleiner Teufel und flüstert: „Du Narr, dich selbst betrügst du nicht!“ denn in Gedanken ist das Schiff längst aufgegeben, und lange ist es her, seit wir von Heimkehr und von Kopenhagen sprachen. Es ist ein Thema, um das wir jetzt herumgehen wie die Katze um den heißen Brei; es birgt so schrecklich viele Möglichkeiten der Enttäuschung, und was uns vorher der liebste Zeitvertreib gewesen, ist jetzt verpönt.

Früher gingen wir nur ein- oder zweimal täglich zur Flaggenstange hinauf. Jetzt tun wir es fortwährend; wir sitzen den größten Teil des Tages dort oben und starren über das weiße, trostlose Meer hinaus, das eine unübersteigliche Schranke für unsere Befreiung ist. Dieses verwünschte Eis! Wie wir es hassen; warum muß es ein so schlimmes Eisjahr sein? Vielleicht, weil wir noch nicht genug gelitten haben? Aber unbeweglich liegt das Eis, nicht eine Bucht ist zu sehen, nicht ein bißchen Wasser, der Wind mag von Norden, Süden, Osten oder Westen wehen; es macht keinen Eindruck auf das Eis, das beständig, unter allen Umständen gleich dick und weiß daliegt. Wie trostlos ist es anzusehen, und wie gern möchten wir uns selbst betrügen, möchten versuchen, uns einzubilden, daß noch keine dringende Gefahr vorliege, und möchten uns damit trösten, daß Schiffe auch noch am 25. August hier eintrafen!

Eines Tages stehen wir vor dem Haus und sehen schweigend auf all dies Eis, als das Herz plötzlich heftig zu klopfen beginnt und darauf fast still steht. Was ist das nur dort im Süden — ist es ein

Iverſen mit ſeinem Liebling Björn.

In Erwartung der Fütterung.



Ansichten des Mallemuk-Berges.

Schiff oder nicht? Es gleicht einem Schoner, der die Rahesegel gesetzt hat; rasch entfernt er sich von der Pendulum-Insel. Nun den Berg hinauf, hinauf und ausschauen! Und fort stürzen wir. Wir laufen, so rasch wir können, und achten der großen Steine nicht; wir kommen hinauf und greifen nach dem Fernglas, das immer bereit liegt. Es gleicht einem Schiff, das ist sicher, wir müssen es ruhig abwarten!

Eine spannende Stunde folgt, dann aber zeigt sich, wie es schon ein paarmal zuvor geschah, daß das, was wir für ein Schiff gehalten haben, nur ein Stück Eis ist! Der Traum von Befreiung ist zu Ende, hart ist das Erwachen zur nackten Wirklichkeit.

Es hat aufs neue zu frieren begonnen, Schnee haben wir auch gehabt, die Berggipfel sind weiß, und es sieht ganz winterlich aus. Doch jetzt, um den 20. August herum, kommt Bewegung in das Eis, und im Laufe einiger Tage wird es befahrbar sein. Jetzt wird es aufregend! Wie das Weib des Byronschen Korsaren sitzen wir oben auf dem höchsten Punkt und starren erwartend über das weite Meer. Immer wieder klammern wir uns an die Hoffnung, und in jedem scharfen, spitzen Stück Eis glauben wir ein Schiff zu sehen; doch es sind falsche Illusionen. Wir wissen es auch, aber es ist unmöglich, alle Hoffnung aufzugeben.

Allein wir müssen es wohl tun, wir müssen der Situation ins Auge schauen und einsehen, daß es noch ein Jahr währen wird, bis die Fackel der Hoffnung wieder in das Dunkel leuchten kann, das sich über uns senkt. Auf Land liegt Schnee, das kündet den Herbst an; das Eis auf den Teichen ist dick, das ist ebenfalls der Herbst; die Blumen sind verwelkt, und die Blätter der Weiden sind längst abgefallen; alles verrät den Herbst, alles sagt, daß die Hoffnung zu Ende ist! Doch erst, als wir eines Tages eine große Schar Sperlinge am Hause vorbei gen Süden fliegen sehen, sind wir uns völlig klar, daß der Sommer vorbei ist und der Winter vor der Tür steht.

In großen Scharen ziehen die Vögel fort. Sehnsüchtigen Blickes schauen wir ihnen nach; sie fliegen ja südwärts, der Wärme entgegen, sie piepen und zwitschern so fröhlich, und mit jeder Schar, die nach Süden zieht, fühlen wir uns mehr vereinsamt; bald werden nur noch die Nachzügler übrig sein, und dann die Tiere des Landes, Fuchs, Wolf und Bär — und wir; aber wir gehören ja bald auch mit dazu.

Die Vogelzüge haben aufgehört. Wir hören nicht mehr den scharfen Schrei der Seeschwalben, nicht mehr der Möwen heisern Ruf. Auf Land sehen wir die kleinen muntern Vöglein nicht mehr, die Robben sonnen sich nicht länger, und die kleinen Häschen sind groß geworden. Der Herbst ist nun im Ernst gekommen, und doch sind wir kaum im September. Ach ja! Und wir hatten einen herrlichen Traum geträumt von einem Herbst in Dänemark, von Menschen, Bäumen und Staub. Nun ja, wir müssen uns darein finden. Aber ist die Erinnerung an unsere zerstörten Hoffnungen auch lebhaft, so sprechen wir doch nicht viel miteinander, und obwohl wir wissen, daß wir noch einen langen Winter zu überstehen haben, ehe wieder ein Schiff kommen kann, können wir es doch nicht lassen, auf die Anhöhe hinter dem Haus zu gehen und aufs Meer hinauszustarren. Nur sagt keiner dem andern etwas davon. Nein, wir stehlen uns aus dem Hause fort, machen einen Umweg, als wollten wir auf die Jagd, dann hinauf auf den Hügel. Aber es ist so peinlich, einander — was oft geschieht — da oben zu begegnen, wo wir früher so oft gestanden und nach dem Schiffe ausgeschaut hatten, damals, als die Jahreszeit noch so war, daß Schiffe kommen konnten. Damals konnten wir noch scherzen und lachen, jetzt aber lächeln wir uns nur schmerzlich an. Zum Teufel auch, du kannst dir doch denken, daß um diese Zeit kein Schiff mehr kommen kann, wonach schaust du denn aus? Und immer haben wir eine Ausrede bei der Hand — ich wollte auf die Jagd, mir war, als hörte ich ein Schneehuhn!

Die Zeit schleppt sich hin. Vorher — als wir auf das Schiff und auf offenes Wasser warteten — verging sie nur allzu schnell, jetzt können wir kein Ende davon absehen; wir sitzen da und grübeln über unsere zerstörten Hoffnungen. Denn es ist nicht allein der Umstand, daß das Schiff nicht kommen würde — diese Möglichkeit hatten wir uns gedacht —, sondern wir wären längst mit dem Boot an der Küste entlang auf und davon. Jetzt können wir auch das nicht, denn das Eis ist in unserm Winterhafen noch nicht aufgebrochen, und das Packeis liegt so dicht am Land, daß wir mit einem Boot nicht daran vorbei können. Alles ist fehlgeschlagen, und wir haben Grund genug, dazusitzen und daran zu denken, wie es hätte sein können.

Allein wir müssen der Lage ruhig ins Auge sehen und uns für

einen dritten Winter vorbereiten. Wir müssen sehen, in unsern Winterhafen zu kommen, denn wir haben viel damit zu tun, alles zum Lebensunterhalt Notwendige nach Baß Rock zu transportieren. Dennoch wird es uns schwer, unsern jetzigen Wohnplatz zu verlassen; es ist, als gäben wir damit erst im Ernst das Schiff auf, und von Tag zu Tag verschieben wir die Abreise. Eine Entschuldigung finden wir stets, entweder sieht es nach Sturm aus, oder es stürmt wirklich, und der Weg ist so lang, zumal wir ohne Zelt und Schlafsäcke gehen wollen, dazu muß das Wetter gut sein. Wir haben heftige Stürme im September. Es stürmt, daß Himmel und Meer wie eins sind, die See geht schwer und hohl, und der Gischt sprüht bis zum Haus hinauf. Er gefriert, wo er niederfällt, und als der Sturm — der schlimmste, den wir im Sommer gehabt — aufhört, ist eine 6 Zentimeter dicke Eisschicht auf dem Haus. Alle Steine sind von Eis überzogen, und unten am Strande ist eine über einen Meter hohe Eismauer. Der letzte Sturm war so gewaltig, daß wir darauf rechnen können, danach mindestens ein paar Tage schönes Wetter zu bekommen. Wir benutzen diese Gelegenheit, heimzukommen, denn jetzt, am 20. September, ist ja doch alle Hoffnung dahin. Die Ungewißheit hat ein Ende, jetzt wissen wir, wonach wir uns zu richten haben. Das ist im Grunde nicht so schlimm; viel schlimmer war es, als wir nicht wußten, ob wir die Hoffnung aufgeben sollten oder nicht. Damals hatten wir nicht viel miteinander zu reden, jetzt aber ist die gute Laune wieder zurückgekehrt; wir haben sogar ein Lied gedichtet, dessen Refrain ist: „Jetzt sitzen wir hier schon im dritten Jahr, im dritten Jahr!“ Dann traben wir dahin, die Büchse auf dem Rücken und Brot in der Tasche; das ist unsere ganze Ausrüstung, denn wir haben gelernt, unsere Ansprüche herabzusetzen, und rasch gehen wir über das ebene Land und singen oder vielmehr schreien — es ist so herrlich, Lärm zu machen! Erschrocken fliegt ein Rabe davon, auch er schreit, aber sicher nur vor Schreck über die Laute, die wir ausstoßen, denn dergleichen hat er nie zuvor gehört.

Der Herbst ist in den Polarländern eine herrliche Zeit. Noch ist es nicht zu kalt, das Wetter ist im allgemeinen ganz gut, es geht sich gut, und trotz der Enttäuschung finden wir es ganz schön, hier zu sein, weit und breit umherstreifen zu können, ohne Hinz oder Kunz

um Erlaubnis fragen zu müssen, und schießen zu dürfen, was wir sehen oder brauchen, ohne mit den Jagdgesetzen in Konflikt zu kommen. Hier oben sind wir Alleinherrscher und können tun, was wir wollen; etwas Gutes kann jeder Situation abgewonnen werden, wenn man sich nur anstrengt, es zu sehen. Unsere Wanderung über Land ist einträglich; erst schießen wir einen Hasen, den wir mitnehmen, dann stoßen wir auf ein paar Moschusochsen, die wir eine Weile verfolgen, bis wir sie auf eine Landspitze mit Neueis auf beiden Seiten getrieben haben; dort findet der Kampf statt. Die Moschusochsen greifen an, der Kleinere wird von seinem größern Kameraden angestachelt, der selbst nicht geneigt zu sein scheint, ins Feuer zu gehen, sich aber nicht geniert, den andern von hinten zu stoßen, bis er in seiner Verzweiflung seine Wut an mir auszulassen sucht, der noch kleiner ist. So kommen sie heran, mit gesenkten Hörnern, in dröhnendem Galopp, zuerst der Kleine, dann der Große, der vorwärts drängt, und ich bin nichts weniger als erfreut. Was soll ich tun, wohin soll ich laufen? Ich bin auf ganz ebenem Boden, und Iversen ist weit weg.

Auf 50 Meter Entfernung gebe ich Feuer — das hält den Angriff auf. Iversen kommt zu Hilfe, und jetzt, wo die Tiere nicht wissen, wen von uns sie angreifen sollen, werden sie wankelmütig, ihr Schlachtplan ist fehlgeschlagen, und sie können nicht stehenden Fußes einen neuen machen. Bald ist es Iversen, den sie nicht leiden mögen, bald bin ich es, gegen den sie einen Ausfall machen; jedesmal aber, wenn sie einem von uns die Seite zuwenden, fährt ihnen das todbringende Blei in den Körper. Wir bleiben Sieger und sind froh darüber, denn wenn wir auch unten am Depot einige Moschusochsen geschossen haben, haben wir doch hier im Nordland kein Fleisch. Im Handumdrehen sind die Moschusochsen zurecht gemacht, und während wir unser Lieblingslied singen: „Jetzt sitzen wir hier schon im dritten Jahr, im dritten Jahr!“ daß es von den Bergen schallt, ziehen wir weiter über Land und erreichen endlich todmüde und erschöpft das Haus, das wir im Juni vernagelt hatten und das wir nie wieder zu öffnen erwarteten.

Der Reif glitzert an den Wänden, es riecht drinnen modrig und muffig, dunkel ist es auch, es sieht traurig und ungemütlich aus; doch wir haben uns nun einmal alle Traurigkeit abgeschworen und versuchen

tapfer, fröhlich zu sein, ja, mehr als das, denn wir reden einander schließlich sogar ein, es erwartet zu haben. Wir machen uns zur Schlittenfahrt bereit, packen alles Nötige zusammen und bereiten uns für den Winter vor. Allein das kostet Zeit, denn das Wetter ist schlecht und stürmisch, und viele Tage sind wir gezwungen, im Haus zu bleiben.

Wir kennen das vom letzten Winter her. Der Sturm, der am Dach rüttelt und um die Ecken heult, und der wirbelnde Schnee sind alte Bekannte, während unser Freund vom Winter, der Ofen, wieder als Fußwärmer dienen muß. Trübselig ist es hier im Haus; alles Lesbare haben wir schon ein- oder zweimal gelesen, wir kennen unsere Ansichten über alles zwischen Himmel und Erde und können nicht anfangen, von irgend etwas zu sprechen, ohne daß wir mit mathematischer Genauigkeit wissen, was der andere darüber zu sagen hat. Wir sind gegenseitig unserer Stimme und Witze überdrüssig, die schon siebenhundertmal haben herhalten müssen — und der Gegensatz zwischen dem, worauf wir gehofft und dem, was wir haben, ist so groß, daß es uns fast zur Verzweiflung treibt.

Im Hause drinnen will ich nicht bleiben. Also die Pelzkleider an und hinaus! Ein rascher Lauf den Schneehügel hinauf und hinunter wird aus den Gedanken vielleicht das Spinngewebe fortblasen, das ein trauriger Tag darin angesammelt hat, aber der Schnee fegt daher, es ist kalt — pfui Teufel, welch ein Land! — und ich krieche wieder in die Höhle. Dann kommt uns eine Idee. Wir laden Helge Nissen und Herold ein, uns etwas vorzusingen. Das Grammophon wird aufgezogen, es sind immerhin neue Stimmen, und für uns sind sie jedesmal wieder neu, denn jedesmal müssen wir die Nadel anfeilen. Das Resultat ist fürchterlich — es kreischt so sehr und klingt so falsch, daß die Sänger ihre eigenen Stimmen sicherlich nicht wiedererkennen könnten; doch das ist gerade das Schöne dabei, denn wir hören eben etwas anderes als den ursprünglichen Gesang. Hu, wie langweilig ist es hier! Endlich aber geschieht zum Glück etwas, das uns fast vorm Wahnsinn rettet. Die Feder springt! Das ist immerhin eine Abwechslung, und wir sind glücklich, sie wieder instand zu setzen. Ja, es sind langweilige Tage! Sie sind aber nur ein Vorspiel zu denen, die im Winter kommen — wie sollen wir über sie hinwegkommen? Es sind volle 300 Tage!

Nun, die Stimmung bessert sich wohl mit besserem Wetter, doch es ist schwierig, sie aufrecht zu erhalten, wo hier nie oder nur sehr selten ein Anstoß von außen kommt. Deshalb sind wir auch hocherfreut, als wir eines Tages, am 1. Oktober, bei schönem Wetter mit dem Schlitten fortfahren können, um die Moschusochsen zu holen, die wir auf dem Herweg geschossen haben, und als wir dabei gleichzeitig eine große Herde von mindestens 20 Tieren sehen. Sogleich erwacht in uns das Raubtiergelüst. Auf dem Bauche kriechen wir durch die jetzt trocknen Flußbetten; so kommen wir dicht an die nichtsahnende Schar.

Sie weiden ruhig; kleine Kälber laufen auf ihren wunderlich schiefen Beinen umher, hier steht eine Kuh und leckt ihren Sprößling, putzt und striegelt ihn, und dort sind zwei Stiere im Begriff, ihre Kräfte zu messen. Ungeduldig stampfen sie die Erde, senken die Hörner und wetzen sie mit den Vorderbeinen. Da dröhnt ein Schuß, dann noch einer; einem Kalb ist der Hinterkörper gelähmt, und eine Kuh hat einen Schuß in der Brust. Der Streit zwischen den beiden Stieren ist vergessen, die Kühe laufen erschreckt umher, und die Kälber brüllen scheu. Dann kommt Ordnung hinein, sie sammeln sich in dichtgeschlossenen Reihen und stehen da und spähen nach den unsichtbaren Angreifern. Abermals dröhnen zwei Schüsse — der eine zu hoch, der andere zu tief. Die Erde furcht sich dicht neben einem der Stiere; er bäumt sich, wirft sich herum und rennt davon, gefolgt von der ganzen Schar, bis an das verwundete Kalb. Leicht und graziös eilen die Tiere über die Ebene davon, ganz hinten aber läuft eine Kuh — sie bleibt stehen und schaut sich um, denn ihr Eins und Alles liegt ja am Boden und brüllt vor Schmerz und Angst, allein zu sein. Arme Kuh! Der Mutterinstinkt kämpft mit der Furcht; da erblickt sie uns, sie stutzt einen Augenblick — und dann geht es davon, der Herde nach. Und schnaufend, stöhnend und schreiend folgen wir hinterher, so gut wir können; aber die Herde ist im Begriff auszubrechen, wir würden um alle kommen, wenn wir sie nicht auf die steile Landspitze treiben, wo wir so viele schießen können, wie wir wollen.

Nach Verlauf einer halben Stunde haben wir die Tiere zwischen uns und treiben sie, wohin es uns gefällt. Sie sind ganz verwirrt und laufen hin und her, aber immer in der Hauptrichtung

auf die steile Klippe zu. So, jetzt sind sie dort! Sie stehen draußen auf einer vorspringenden Spitze, hinter sich haben sie einen Absturz von 100 Meter Höhe, über ihnen sind wir, die, von Steinen gedeckt, ganz hinunterklettern, bis auf drei Meter von der Herde. Schuß auf Schuß dröhnt jetzt, während die Tiere zittern und ganz verzweifelt aussehen. Die ganze Herde steht dicht zusammengedrängt; sie wanken hin und her, sie schnauben; eine Dampfwolke steht über ihnen in der kalten, klaren Luft. Jetzt aber ist ihre Geduld bis aufs äußerste getrieben; ein Stier macht einen Ausfall, die andern folgen nach, und den Berg hinauf läuft die Herde mit gesenkten Köpfen, wehenden Mähnen und starrendem Haar. Wir blicken ihnen bewundernd nach; die Tiere sind so schön und anmutig, daß es uns beinahe leid tut, zwei schwerverwundete Tiere tot hinfallen zu sehen. Langsam folgen wir der Herde; wir haben jetzt Schaden genug angerichtet und können auch nichts weiter tun, da wir nicht auf große Jagd gerechnet hatten und unsere Munition aufgebraucht ist.

Oben auf dem Gipfel des Berges steht eine Kuh. Das Blut strömt ihr aus ein paar großen Wunden, und blutiger Schaum steht vor dem Maul; sie muß bald sterben. Dennoch schützt sie ihre zwei kleinen Kälber; sie dreht sich langsam nach uns um und ist darauf gefaßt, den Stoß für ihre Kleinen auf sich zu nehmen. Es schneidet uns ins Herz, sie zu sehen, aber wir haben keine Büchsenschüsse mehr, und Schrot hat keine Wirkung. Ihre kleinen Kälber hätten wir gern, können ihnen aber nicht nahekommen; sie ziehen sich hinter die schwerverwundete Mutter zurück, die gegen uns Front macht. Wir versuchen sie fortzujagen, indem wir mit Steinen nach ihr werfen; der erste ist von keinerlei Wirkung, der zweite trifft das kleine Kalb mitten in die Stirn mit einem Laut wie hohles Dröhnen. Das kleine Wesen schwankt auf seinen Beinen, stößt ein Gebrüll aus und läuft ein paar Schritt, von dem zweiten Kalb gefolgt; dann bleibt es stehen, sieht sich nach der Mutter um und brüllt und läuft wieder. Mühsam dreht sich die Kuh nach den Kälbern um; wir sind jetzt Luft für sie, da ihre Kleinen fort von uns sind. Sie hebt prüfend einen Fuß, stöhnt vor Schmerz und geht ganz langsam, schwankend, mit einem Kalb an jeder Seite die Ebene hinunter.

Iversen und ich sitzen auf einem Stein und schämen uns. Es

ist ein schöner Erfolg für einen Tag, allein dennoch, es ist so roh, so brutal, wir können unsern Triumph nicht genießen. Die verzweifelten Augen und das schmerzvolle Stöhnen der verwundeten Kuh hat uns die Sache im rechten Lichte gezeigt — als einen unbarmherzigen und rohen Überfall.

Unten auf der Ebene liegt das kleine gelähmte Kalb. Das wollen wir heute abend mit nach Hause nehmen, und wir gehen hin, es zu holen. Wir glaubten natürlich, daß es tot sei, aber nein, es lebt ebenfalls, und dicht neben ihm sitzt ein Fuchs und leckt sich das Maul; er quält und plagt das Kälbchen, das sich weiter schleppt, um den scharfen Zähnen zu entgehen. Wie widerlich ist die Jagd, wenn die Tiere nicht gleich sterben! Aber diese Jagd gibt uns Stoff zur Unterhaltung für wenigstens acht Tage, und darüber sind wir fast ebenso froh wie über das Fleisch, obwohl dieses gut, ja ausgezeichnet ist, und Iversen es wie ein Meisterkoch zubereitet. Der Braten wird in unserer Brotform gebraten; man hilft sich, so gut man kann.

Am 4. Oktober nimmt die Schlittenfahrt ihren Anfang; aber sie ist anstrengend, denn wir müssen etwa 1500 Pfund Fleisch, Petroleum und Ausrüstungssachen und dazu eine Jolle fahren, die 425 Pfund wiegt. Das ist viel zu ziehen für zwei Mann; aber der Wind pflegt von Norden zu kommen, und er muß als Treibkraft dienen; das Segel wird sowohl auf der Jolle wie auf dem Schlitten aufgerichtet. Mit Wind geht es, reißend schnell sogar; bei stillem Wetter aber verwünschen wir unser hartes Geschick. Allein wir müssen alles mitnehmen, da wir im nächsten Jahr nicht von einem Schiff abhängig sein wollen; mit gutem Willen kann man viel tun, und wir kommen vorwärts, wenn auch nur langsam. Noch haben wir unser Haus als Hauptquartier. Wir fahren Last auf Last, soweit wir an einem Tage können, und kehren dann in unser Heim zurück, das doch besser ist als ein Zelt, zumal in diesem stürmischen Wetter. Dafür aber ist es schwierig, von Haus wieder fortzukommen; dort haben wir ja weiches Brot und viel Komfort, den es auf einer Schlittenfahrt nicht geben kann.

In einer der letzten Nächte, die wir zu Hause waren, hatten wir ein kleines Abenteuer mit einem Bären, der uns mitten in der Nacht einen Besuch abstattete. Ich lag und träumte von einem Eisenbahn-

Unsere vorläufige Schutzhütte.

Die letzte Zufluchtsstätte auf der Felseninsel Baß Rock.

zug und war ein wenig erstaunt, denn obwohl ich glaubte wach zu sein, hielt der Lärm doch an. Im Halbschlaf liege ich da und philosophiere über die merkwürdige Erscheinung. Abends wußte ich noch genau, daß ich auf der Shannon-Insel war, und jetzt — nein, das geht über meinen Verstand. Allein plötzlich werde ich völlig wach. Tod und Teufel, das ist ja ein Bär, der an die Tür klopft!

„Iversen", flüstere ich.

Keine Antwort!

„Iver! flüstere ich ein wenig lauter; ein tiefes Schnarchen ist das einzige Lebenszeichen, das er von sich gibt.

„Iver, zum Teufel, wachen Sie doch auf, ein Bär ist da!"

Das hilft.

„Wo?" ruft er und setzt sich in der Koje auf — da — das Haar sträubt sich mir und es überläuft mich kalt, als mein Kamerad mit überzeugter Stimme ausruft:

„Hol' mich der Teufel, er ist hier drinnen!"

„Was sagst du da?", ich fahre mit der Hand aus der Koje, taste im Finstern umher, bis ich mein Messer finde, die einzige Waffe, die wir bei der Hand haben, denn unsere Büchsen hängen an der Tür, wo der Bär steht.

Iversen ist ebenfalls dabei, sich für einen Angriff zu rüsten, und während ich fieberhaft nach einem Streichholz herumstöbere, ergreift er einen Strumpf, und mit dem Ausruf: „He, willst du wohl fort!" schleudert er ihn nach dem Bären. Es ist nicht zu leugnen, daß es eine ungemütliche Situation ist; aber jetzt habe ich die Streichhölzer und zünde eins an. Es beleuchtet zwei zerzauste Köpfe, die sich aus den Kojen heben und auf die Tür starren. Der Zauber ist gelöst, und ich lache laut auf, denn es ist ein Moschusochsenhintervierte, das Iversen bei seinem halbwachen Zustand im Mondschein verführt hat, in ihm einen Bären zu sehen.

Vor dem Hause aber rumort es noch, und ein paar Sekunden später ist Iversen aus der Koje und an der Tür und schaut mit der Büchse in der Hand hinaus. Es ist nichts zu sehen, und triumphierend grinst er mich an, der ich mich ärgerlich auf die andere Seite drehe und versuche, nicht zu hören, was er mir über meine Träume zu

sagen hat. Aber ein Bär war doch dagewesen, denn am nächsten Morgen sehen wir seine Fußspuren und die Löcher, die er rund um das Haus gegraben hat. Jetzt bin ich an der Reihe, mich an Iversen zu weiden, der seine Büchse putzt und schwört, daß sie in Zukunft neben seiner Koje stehen solle. Gut, daß sie in dieser Nacht nicht dagestanden hat, losgelassene Kugeln können in einem kleinen Hause leicht Unheil anstiften.

Am 16. Oktober verlassen wir unser Heim für immer. Es beginnt jetzt eine anderthalb Monate währende, unausgesetzte schwere Arbeit, bis wir Baß Rock erreichen. Das Boot soll weiter, doch da wir es nur bei Wind fahren können, müssen wir oft einen Tag still liegen und auf Treibkraft warten; oder der Wind ist so frisch, daß wir das Boot nicht auf der hohen Kante halten können. Im allgemeinen aber können wir nicht klagen; wir kommen weiter, wenn auch langsam, denn unsere Kräfte sind nicht mehr, was sie einst waren, und der Herbst ist nicht gut. Teils ist es bitterkalt, unter 30 Grad, teils haben wir entweder völlige Windstille oder es bläst ein Sturm. Allein in unserm Zelt ist es sehr behaglich, und wir verkürzen uns die Zeit wie schon oft zuvor damit, vom nächsten Sommer zu sprechen.

Wir haben ausgerechnet — Gott weiß wie! — daß wir nicht mehr als sechs Monate zu warten haben, bis sich wieder eine Aussicht auf Schiffe bieten kann. Man tröstet sich ja, so gut man vermag, und diese sechs Monate, meinen wir, können gar nicht so unendlich lang sein. Vorläufig aber haben wir nur den einen Wunsch, nach Baß Rock zu kommen, denn diese Arbeit ist nichts weniger als unterhaltend.

Die Sonne sinkt. Wie eine blutrote Scheibe zeigt sie sich über dem südlichen Horizont, in ein paar Tagen wird sie ganz verschwunden sein. Allein wir sehen sie auch nicht, solange sie noch da ist, denn ein Sturm ist im Anzuge; wie gewöhnlich soll die Sonne „weggeblasen" werden, und drei Tage lang liegen wir in dem kleinen Zelt und horchen auf die Windstöße und das Schneetreiben, das gegen die gespannten Zeltwände trommelt. Wir sind froh darüber, daß die Sonne fort ist; die Zeit ist dann so weit vorgeschritten, und durch Nacht geht es zum Licht. So weit, als wir erwartet hatten, aber sind wir doch nicht gelangt; das Boot steht noch auf dem Eise, von

einer Pressung aufgehalten, über die wir es nicht hinweg zu bringen vermögen, es muß nun bis zum Frühjahr dort stehenbleiben. Einen Teil unsers Petroleums müssen wir ebenfalls zurücklassen, ebenso alle Sachen, die wir für die eventuelle Bootfahrt brauchen, und mit dem dritten Teil der Last fahren wir bis zum Depot auf der Shannon-Insel, wo einiges aufgespeichert werden soll.

In den letzten Tagen haben wir viel über etwas gegrübelt, das uns begegnet ist. Wir haben ein Gefühl, wie es Robinson gehabt haben muß, als er Fußspuren im Sande sah. Unsere vorausbeförderten Sachen sind angegriffen, ein leeres Petroleumfaß ist von feinen kleinen Löchern durchbohrt, die, wie wir glauben, nur von Schrotschüssen herrühren können. Und ein Schrotschuß kann nicht von selbst kommen! Er muß von Menschen stammen; von uns aber stammt er nicht, von wem also? Die Gedanken fahren im Kopfe umher und kommen zu den wunderlichsten Kombinationen, während wir im Zelt sitzen und das zerschossene Faß hin und her wenden. Was kann das nur sein? Ein Tier kann unseres Erachtens nicht so viele und so runde Löcher hineinbeißen; es ist aber auch eine recht sonderbare Manier, auf unsere Habe zu schießen! Sollten Eskimos hier in der Nähe sein, Eskimos, die auf irgendeine Weise zu einer Schrotflinte gekommen sind? Fußspuren können wir nicht finden, Tiere, glauben wir, können es nicht getan haben, wir waren es nicht — es ist und bleibt ein Rätsel, und ein paar Tage haben wir mehr als genug davon zu sprechen. Wir lauschen auf Fußtritte und wären nicht erstaunt, wenn wir ein Hallo vor dem Zelt hörten; wir sprachen schon davon, was wir dann tun würden. Wahrhaftig, unter einem Aufenthalt von zweieinhalb Jahren hier oben im Norden leidet das Gehirn!

Am 11. November erreichen wir mit all den Sachen, die hier zurückgelassen werden sollen, das Depot auf der Shannon-Insel und sind sehr froh darüber, denn das Wetter ist schauderhaft. Es stürmt, und feuchter Nebel treibt abwechselnd mit Schneeschauern beständig an uns vorüber. Der Wind hilft; wir haben das Segel auf dem Schlitten und fahren im ganzen etwa 800 Pfund. Wir arbeiten aber auch hart und sind todmüde, als wir das Haus erreichen. Alles ist, wie wir es verlassen haben, nur halten Raben und Füchse

ein großes offenes Haus und laden zu allen Fleischresten zum Feste. Eine Fuchsfamilie hat sich unter dem Hause einlogiert, und als wir kamen, saßen sie davor, putzten ihre Pelze und betrachteten uns. Mit Gebell fuhren sie in ihre Höhle und führten ein Höllenkonzert auf; es war ein lauter Protest gegen unser Eindringen in ihr Paradies.

Bis um 10 Uhr fahren sie fort, uns mit ihrem Gesang zu ergötzen, während wir in den Schlafsäcken liegen, uns hin und her werfen und ihnen alle Qualen der Hölle versprechen, wenn wir sie erwischen. Dann verstummen sie, und wir schlafen ein; aber mitten in der Nacht halten sie ein Festmahl von Moschusochsenfleisch, das leider auf einer leeren Blechkiste liegt; es verursacht einen scheußlichen Spektakel, denn die Füchse sind eifrig beschäftigt. Die Beine gehen wie Trommelschlegel, und es hört sich beinahe an, als würde die große Trommel geschlagen. Doch wartet nur, bald sollt ihr den Rest haben, denn die Büchse in der Hand und das Feuer der Rachgier im Herzen schleicht sich Iversen hinaus! Ich denke mit Freuden an den jähen Abschluß des Festes. Sobald Iversen jedoch die Tür öffnet, schwapp, da sind sie weg, ein einziger Sprung, und sie sind unten in ihrer Höhle, wo sie wie besessen bellen, spöttisch und triumphierend. Mindestens zehnmal wiederholt sich im Laufe der Nacht dieses Manöver, und Iversen wandert beständig zwischen Schlafsack und Tür, denn ich habe nicht Lust aufzustehen, lieber liege ich die ganze Nacht durch wach, als daß ich aus dem warmen Sack gehe. Bis gegen Morgen haben die Füchse so viel gefressen, daß sie nicht mehr können, und jetzt schlafen sie. Es herrscht Friede auf dem Platze, doch es ist nur ein Waffenstillstand, bis wir auf sind. Jetzt nehmen wir Revanche! Wir eröffnen die Feindseligkeiten damit, einige Schüsse unter das Haus abzufeuern, dann hacken wir Holz dicht über den Köpfen der Füchse, denn jetzt sind sie es, die gern schlafen wollen. Es ist ein Krieg aufs Messer. In der nächsten Nacht fällt der eine dieser Satansbrut; eine halbe Stunde lang hören wir seinen Kameraden heulen, dann ein wenig bellen und wacker schelten; bald aber ist er wieder oben beim Fleisch auf der leeren Proviantkiste, bis auch er sein Leben lassen muß. Die Schlacht ist zu Ende, wir können wieder in Ruhe schlafen!

Es ist über vierzehn Tage her, daß die Sonne unterging, und

wir müssen sehen, den letzten Teil der Reise, die Reise von hier nach Baß Rock, zu überstehen. Wie schwer ist der Entschluß, das Haus zu verlassen, wo wir geschützt und warm sitzen, und wieder eine Reise zu machen, und sei sie auch noch so klein! Wir finden immer neue Ausflüchte, oder vielmehr wir brauchen die Zeichen am Himmel als Entschuldigung, um nicht zu gehen. Denn entweder ist es bewölkt und sieht nach Schnee aus, oder der Himmel ist mit zerfetzten Cirruswolken bedeckt, die Wind verkünden; ja selbst an einem vollkommen klaren Himmel ist etwas auszusetzen, er ist zu schön, um anhalten zu können. Beständig sind Entschuldigungen bei der Hand; aber einmal muß es doch sein, und eines Morgens, am 20. November, wo es recht frisch aus Nordost weht, fassen wir uns ein Herz, heißen unser Segel und fahren davon. Hei, wie das geht! Das Eis ist eben und fast schneefrei, und der Wind zerrt am Segel und treibt den Schlitten so rasch vorwärts, daß wir laufen müssen, um mitzukommen. Wir lachen einander zu und rennen, es ist eine herrliche Schlittenfahrt! In Lee aber, nicht weiter als knapp einen Kilometer von uns, ist offenes Wasser, das sich bis ganz zum Horizont erstreckt. Die See spült über die Eiskante hinweg, der Gischt fliegt hoch in die Luft, und große Schollen brechen ab. Wir sind nicht sehr erbaut über das offene Wasser; doch es ist wohl vorwärts zu kommen, seit ein paar Tagen tost ein Sturm, und das Eis hat trotzdem gehalten, da hält es wohl auch heute!

Und weiter laufen wir, so rasch wir können. Es knirscht im Eise unter den Schlittenkufen; die flache Spitze auf der Shannon-Insel, wo das Haus steht, ist in dem Schneegestöber nicht zu sehen. Draußen zeigt sich unebenes Eis, und schwere Wolken über der hohen Pendulum-Insel künden Sturm. Der Wind heult im Takelwerk, er tost und pfeift; aber lauter noch heulen wir, denn es geht reißend schnell. Bums! Da fahren wir in Pressungen hinein, und unbeweglich steht der Schlitten in einer weichen Schneewehe fest, in die er sich unter dem Druck des Windes immer tiefer hineinarbeitet. Herunter mit dem Segel also, und die Schulter gegen den Schlitten gestemmt! Die Arbeit beginnt, aber wir sind 20 Kilometer mit dem Winde gefahren und haben keinen Grund uns zu beklagen.

Wir erreichen Baß Rock nicht, sondern müssen das Zelt aufschlagen, in gespannter Erwartung dessen, was morgen geschehen wird. Es ist eine Herkulesarbeit, in dem weichen Schnee zwischen dem zusammengepreßten Eis weiterzukommen, aber das Ziel ist nahe; wir schleppen uns, so gut wir es vermögen, weiter und erreichen endlich Land. Auf einer vorspringenden Spitze sehen wir eine hohe Stange; ein wenig nähergekommen, gewahren wir ein Kreuz auf der Stange. Wir blicken uns an, was soll das bedeuten; ist es ein Kreuz, das zu unserm Andenken errichtet ist? Wir lassen den Schlitten unten am Wasser und laufen zum Haus hinauf. Wir brechen die Tür auf und mit fieberhafter Hast lese ich einige Mitteilungen durch; eine ist von Laub an die Robbenfänger, eine von den Robbenfängern darüber, daß sie das Eis verlassen und daß alles an Bord wohl ist, und zuletzt eine Mitteilung der „Laura", vom 23. Juli 1911 datiert, einem Tage, als wir auf der Shannon-Insel saßen und auf das Schiff warteten. So nahe ist uns das Schiff also gewesen, nur 30 Kilometer Eis haben uns vom Ziel unserer Träume getrennt, von Mitmenschen, von Zivilisation und Heimkehr! Es ist so überwältigend, daß wir nicht einmal Lust haben, starke Worte zu gebrauchen; wir setzen uns auf eine Kiste, und 30 Kilometer, 30 Kilomer summt es in unserm Gehirn, 30 Kilometer nur! Und Gott weiß, ob im nächsten Jahr ein Schiff kommen wird! Uns scheint alles zusammenzustürzen, unsere mühsam erkämpfte Zufriedenheit schwindet, und wir sitzen, jeder auf einer Kiste, schweigend da, die Hände im Schoß gefaltet. Wir denken an das, was hätte sein können, wir denken an unsere Familien und an das Komitee, an diese kurze Strecke Eis, die uns vom Ziel unserer Sehnsucht getrennt hat! Traurig ist es vorher hier gewesen, trauriger wird es jetzt, denn das Gewissen ist erwacht! Warum fuhrst du im Frühjahr nicht hier herüber und ließest eine Mitteilung zurück? Dann hättest du all denen, die sich für dich interessierten, Kummer und Sorge erspart!

Ach ja, ach ja, wäre ich nur hierher gegangen! Doch wer hätte das denken können?

Fünfzehntes Kapitel.

Endlich gerettet!

Zum erstenmal in acht Monaten haben wir einander nichts zu sagen. Wir arbeiten, mühen uns mit den schweren Proviantkisten ab und versuchen zu vergessen, daß ein Schiff hier gewesen, nur 30 Kilometer von der Stelle, wo wir saßen und warteten und bis zuletzt noch hofften, daß ein Schiff kommen werde. Was uns am meisten schmerzt, ist, daß wir nicht eine Mitteilung hier zurückgelassen haben. Denn hätten wir das getan, so wäre alles gut gewesen; unsere Freunde hätten gewußt, daß wir lebten und die Reise zu Ende geführt haben, und ihnen allen wäre ein neues Jahr des Wartens und der Spannung erspart geblieben. Für uns selbst freilich hätte es keine Veränderung gebracht, wir hätten uns dennoch auf einen dritten Winter einrichten müssen. Ein Schiff konnte uns damals, als die „Laura" hier war, nicht erreichen. Und doch hätte es einen unendlichen Unterschied gemacht, denn der Gedanke an die Freude derer, die jetzt über zwei Jahre vergeblich auf uns gewartet haben, hätte uns den Winter verkürzt. Jetzt aber zeigt er sich in einer Perspektive von Tagen, die im voraus schon lang und traurig scheinen, doppelt traurig aber sind bei dem Gedanken an das, was wir zu tun versäumt haben. Und während wir uns mit den schweren Proviantkisten abplagen, beschäftigen sich die Gedanken mit all den Möglichkeiten, die als Folge unserer Versäumnis eintreten können. O Gott, wie schwer ist es doch, die Zeit zu überstehen, und wie schwarz sieht alles aus!

Drei Tage lang arbeiten wir schwer. Dann ist das Haus in Ordnung; der schlimmste Schmerz ist bei der Arbeit vergessen und wir versuchen mit Erfolg kurze Anläufe zu Gesprächen. Die Verhältnisse

fangen wieder an normal zu werden. Aber tief im Innern ist eine offene Wunde, die jedesmal schmerzt, wenn die Gedanken nach Süden schweifen, nach Dänemark, und dann schweigen wir; wir denken an den Schmerz unserer Eltern, denken an die Sorge unserer Freunde und an unsere eigene zweifelhafte Zukunft. Ja, der Winter, der jetzt vor der Tür steht, wird wahrlich hart!

Noch ist es so hell in der Luft, daß wir zum Gehen sehen können; wir nutzen es auch in vollem Maße aus. Wir klettern auf den Gipfel des Baß Rock und schauen über das viele offene Wasser draußen im Osten. Wir machen Ausflüge über das Eis, streifen auf der Jagd nach Hasen oder Bären umher, um vor dem Gedankengespenst zu fliehen, das im Hause sitzt und uns anglotzt.

Es ist ein garstiges Gespenst, und wir versuchen, es durch allerlei künstliche Mittel fernzuhalten. Wir schwatzen und schwatzen in einem fort, denn innehalten dürfen wir nicht, sonst kommt das Gespenst sogleich wieder mit seinem verhaßten „Bedenke, was du versäumt hast; denke an den Schmerz deiner Eltern und an deine eigene ungewisse Zukunft!" Deshalb plaudern wir unbekümmert darum, was wir reden — nur den Redefluß nicht stocken lassen! Überall sonst hält man Reden für Silber und Schweigen für Gold, hier aber ist Reden das klügste, das beste, und Schweigen gleichbedeutend mit elenden Gewissensbissen.

Allein woher Stoff zu Gesprächen nehmen, wenn nichts geschieht? Ja, es ist schwer; doch Stoff gibt sich im Laufe der Unterhaltung. Wir klammern uns an ein Thema wie der Ertrinkende an einen Balken; wir lassen nicht los, es könnte ja geschehen, daß wir ein Körnlein fänden, um es für den Rest des Tages wiederzukäuen. Politik ist ein herrlicher Diskussionsstoff und so bequem; der eine stellt sich auf die Seite der äußersten Rechten, der andere ist roteſter Sozialist. Was kümmert es uns, daß es zweieinhalb Jahre alte Interessen sind, die wir diskutieren; für uns sind sie neu. Sie waren aktuell, als wir abreisten, und seitdem hat die Welt — für uns — stillgestanden. Wir reden weise und sachverständig über die Landesverteidigung, wir tauschen unsere Ansichten aus über die Verlassenen und Vernachlässigten und erfinden neue schöne Mittel zur Abhilfe von allerlei Notständen. Wir treiben große Politik und werfen die ganze Karte Europas über den

Mikkelsen und Iversen bei der Auffindung.

Schutzhaus auf der Shannon-Insel.

Haufen; wir machen Krieg, und so groß ist die Macht unserer Einbildung, daß wir plötzlich erschreckt innehalten — Tod und Teufel — ganz Europa steht in Brand, und dann kommt im nächsten Jahr kein Schiff! O weh, die Diskussion ist zu weit gegangen; wir sind auf ein gefährliches Gebiet gekommen, das Gespräch verstummt, und schweigend, die Hände im Schoß, wandern wir im Zimmer auf und ab, während die Gedanken wild im Gehirn rumoren und sich mit Bildern von einem vierten Winter und mit der andauernden Sorge unserer Eltern und Freunde beschäftigen. Der Faden der Unterhaltung ist gerissen. Die Politik, unsere Hoffnung, unser Notanker in diesem Dasein, das uns zu Idioten herabdrückt, hat uns verraten und hat uns auf ganz dünnes Eis gebracht; wir können nicht hinüber auf festeren Boden, bevor es nicht bricht und uns kopfüber in den Schlammpfuhl der Gedanken stürzt.

Eine Stunde oder zwei herrscht Schweigen. Dann endlich ist der Tag zu Ende, und ein Gesangbuchlied, das wir in den Tagen der Kindheit gelernt, taucht im Gedächtnis auf und füllt die Gedanken vollständig aus: „Gott sei Lob für den Tag, der da kommt, Gott sei Lob für den Tag, der da geht", und die letzte Strophe wiederholt sich ins Unendliche; sie ist es, die uns am meisten interessiert — Gott sei Lob für den Tag, der da geht!

Ich liege im Schlafsack und studiere eins der wenigen Bücher, die ich habe, den Roman „Adam Bede" von George Eliot. Ich kann ihn auswendig und habe ihn wohl ein halbes dutzendmal gelesen, doch was tut das? Mechanisch folge ich den Worten mit den Augen, das wirkt einschläfernd; die Hand, die das Buch hält, sinkt herab, ich kann eben noch die Lampe auslöschen, und mit „Gott sei Lob für den Tag, der da geht" schlafe ich ein und dann —? Ja, im Traum leben wir ein ganz neues Leben; wir bewegen uns wieder unter andern Menschen, entschlüpfen dem Gefängnis, das uns in wachem Zustand so festhält. Man erwacht so froh nach solch einem Traum! Es war eine so gute Gesellschaft, in der du warst, das mußt du doch Iver erzählen. Und dann schläft man wieder ein, träumt von Dänemark, von Kopenhagen, von dem Leben, das sich an andern Stellen des Erdballs regt, und man ist glücklich, ist froh

darüber, sich wenigstens die Hälfte der vierundzwanzig Stunden des Tags wo anders als zwischen Eis und Schnee zu bewegen. Man kann sich einbilden, ein Doppeldasein zu leben; ist der Tag auch schwer und trübselig, so ist man nachts doch vergnügt und froh.

Wie ärgert man sich nicht, wenn man mitten in einem schönen Traum das infernalische Läuten der Weckuhr hört! Erzürnt dreht man sich auf die andere Seite und bittet alle guten Geister um eine Fortsetzung des Traumes, bittet, von dem kommenden Tag verschont zu bleiben. Das Gebet aber wird nicht erhört, und ich höre Iversen sagen: „Du, ich war heute nacht wahrhaftig draußen bei Onkel Sören!"

„So, das ist ja lustig, was sagte er denn?"

Und Iversen berichtet mir über seinen Besuch bei Onkel Sören, darüber, wen er dort getroffen und was er gesehen hat. Onkel Sören hatte eine neue Kuh bekommen.

„Was du sagst, das ist ja schön."

Und die Unterhaltung geht glatt weiter, denn von der geträumten Kuh kommen wir auf die Landwirtschaft zu sprechen, auf Meiereien, auf Bauern im allgemeinen, auf ihre Ärzte und Pastoren. Darauf gleitet das Gespräch auf Geistliche und Religion im allgemeinen über, und wir unterhalten uns den ganzen Tag ausgezeichnet, bis wir wieder schlafen gehen, schlafen und neue Eindrücke holen.

Ach ja, es ist ein einförmiges Dasein, und ich freue mich beinahe, als ich in einer Nacht auf einmal mit Zahnweh aufwache. Das ist doch einmal etwas Neues, ist eine Abwechslung! Aber Zahnschmerzen tun weh, und schlimmer wird es, als ich daran denke, daß wir erst den 14. Dezember haben. Ich rechne an den Fingern — Januar, Februar, März, eine Unzahl von Monaten, ganze sieben, nicht weniger als 210 Tage, jeder Tag zu 24 Stunden, und Zahnschmerzen an jedem Tag! Hu, das ist ein grausamer Gedanke! Und die Hand an der Wange stapfe ich auf und nieder und grüble über diese 5000 Stunden, die sich, alle mit Zahnweh, in unübersehbarer Länge aneinanderreihen.

Allein Zahnweh währt nicht ewig. Es geht wieder vorüber, und die Tage werden, wie zuvor, über alle Maßen langweilig. Wir sprechen über Politik, Religion, über alles Mögliche zwischen Himmel

und Erde in der Hoffnung, daß der Redefluß das Gespenst ertränken werde, das nur auf eine Unterbrechung lauert, um mit seinem ewigen „Denke an dein Versäumnis, denke an deine Eltern und Freunde" hervorzukommen.

Plötzlich erhalten wir neuen Unterhaltungsstoff. Wir sehen Hasenfährten vor dem Haus und müssen versuchen, das Tier zu fangen, von dem diese Spuren herrühren. Aber wie? Zum Schießen ist es viel zu dunkel, und der Hase hat die sonderbare Gewohnheit, bei Nacht zu kommen. Ein paar Tage sind unsere Gedanken damit beschäftigt, eine Falle auszudenken. Ein Tag geht sehr vergnügt damit hin, sie herzustellen und uns über das Erstaunen des Hasen zu freuen, wenn er auf die Falltür tritt und gefangen ist; ein zweiter damit, alle fünf Minuten an die Tür zu gehen und hinauszugucken, um zu sehen, ob der Hase noch nicht in die Falle gegangen ist. Ja, es war ein vortrefflicher Apparat und ein herrlicher Zeitvertreib, und noch größer wird die Freude, als wir mitten in der Nacht in der Falle draußen einen fürchterlichen Lärm hören. Es ist der Hase, der sich hatte verlocken lassen, und bald ist er im Hause bei uns.

Vorsichtig schleichen wir zur Tür und schauen zu dem gefangenen Wesen hinunter, das zusammengekauert dasitzt und uns mit ein Paar erschrockenen Augen anstarrt. Aber es ist kalt im Hause, und wir kriechen wieder in unsere warmen Säcke, um die Frage zu diskutieren, wie wir das Tier ums Leben bringen können. Es zu schießen, haben wir keine Lust, und es mit einem Stock totzuschlagen, scheint uns roh. Es kostet uns eine Stunde, bis wir einig werden, dennoch einen Stock zu nehmen; dann wird das Todesurteil an dem schreienden Tiere vollstreckt. Ein Schlag auf den Kopf, und sein Leben ist zu Ende; wir haben jetzt Hasenbraten zum Weihnachtsabend, und das ist ein herrlicher Gedanke.

Ein paar Tage später stoßen wir auf das Weibchen, das hinter einem Stein kauert und beinahe vor unsern Füßen sitzt. Es ist so dicht bei uns, daß wir es unmöglich verfehlen können, und das Tier ist viel zu erschrocken, um davonzulaufen. Ein Schuß, und es hängen zwei Hasen nebeneinander; der Weihnachts- und Neujahrsbraten ist gesichert!

Der Dezember ist sehr still, und wir haben fast Sehnsucht nach Wind; denn es ist angenehm, geschützt und behaglich im Haus zu sitzen und den Wind draußen sausen zu hören. Nur dann und wann kommt ein Bergwind die steile Felswand dicht hinter unserm Haus herabgefahren; er tost in den Bergen, er pfeift um das Haus und dann ist es vorbei; überall ist es still und ruhig! Nur an einzelnen Tagen haben wir das Gefühl, als sei doch Leben um uns her und als wären Kräfte in Tätigkeit, denn es kracht draußen im Eise, es klirrt und knackt, wenn das Packeis an das Landeis scheuert und es zerdrückt. Wir finden, daß der Lärm, den es macht, recht gut im Einklang steht mit den zahllosen blinkenden Sternen, die am schwarzen Winterhimmel funkeln.

Eine unserer täglichen Beschäftigungen ist, nach den Sternen zu schauen. Wir stehen vor dem Haus und suchen nach denen, die man auch daheim sehen kann, und dann fühlen wir uns in Kontakt mit der Außenwelt; es könnte ja sein, daß auch andere Augen gerade denselben Stern suchen, zu dem wir aufblicken, und ist der Berührungspunkt auch fern, so ist es doch immerhin etwas.

Weihnachten kommt; das dritte, das wir hier oben zubringen. Wir braten einen Hasen und kochen Milchreis — oder Reissuppe, was es eben wird; wir schmoren gedörrtes Obst, denn wir wollen Aprikosenkompott zu unserm Braten, und während Iversen eifrig mit Braten, Kochen und Schmoren beschäftigt ist, gehe ich mit einem Apparat umher, der einst vor langer Zeit ein Kehrbesen gewesen ist, sich jetzt aber nur noch mit dem Namen eines Besens schmeicheln kann; damit kratze ich den Fußboden rein. Dann werden unsere Kojen aufgeräumt, die Schlafsäcke werden hübsch zusammengerollt, und es sieht einigermaßen gemütlich aus. Es sind unsere Weihnachtsvorbereitungen; sie sind nicht groß, nicht einmal so groß wie im vorigen Jahr, denn da wuschen wir uns und das tun wir diesmal nicht, denn wir haben die Seife vergessen. Draußen schleicht ein Hase umher; er fristet ein kümmerliches Dasein, und wir gedenken der Tiere des Feldes und streuen ein wenig Hafer für sie hin. Dann schließen wir die Falle, sie soll in den Weihnachtstagen nicht offen stehen, wir wollen es schön haben in dieser Zeit und keinem lebenden Wesen Schmerz und Schaden antun.

Dann setzen wir uns an den Weihnachtstisch und versuchen in Stimmung zu kommen, indem wir von Weihnachtsfesten längst entschwundener Tage sprechen. Aber es ist nicht leicht, die Stimmung einzufangen und festzuhalten, zumal an diesem Abend. Und um die Zeit, wo sie daheim anfangen zu singen „Stille Nacht, heilige Nacht", da sitzen wir schweigend, jeder auf seiner Koje, starren leer in die Luft und denken an das, was hätte sein können, an einen frohen und glücklichen Weihnachtsabend im Kreise unserer Familien. Mit einem Gefühl der Erleichterung sehen wir die Zeiger der Uhr sich der Acht nähern, so daß wir schlafen gehen können. Jetzt zeigt sich eine Aussicht: ein frohes Weihnachtsfest — im Traume zu feiern, in jenem Zustand, in dem wir unsere glücklichsten Stunden verleben, oder sind es nur Augenblicke?

Die Sonne ist wieder im Aufsteigen. Es ist nicht lange her, seitdem sie umkehrte, ein paar Tage erst, schon aber versuchen wir uns einzubilden, daß es heller wird, und mit dem zunehmenden Licht erwacht der Gedanke an die Heimkehr. Nein, dies ist unmöglich! Der Gedanke an die Heimkehr erwacht nicht, denn er ist nie eingeschlummert, aber jetzt wagen wir es, unsern Gedanken Worte zu geben, und ermuntern einander mit Bildern, von denen eins immer schöner ist als das andere. Und den ganzen Tag gehen wir im Hause auf und nieder, jeder an seiner Seite des Ofens, und sprechen von der herrlichen, der erwarteten Heimkehr. Der Damm ist gebrochen; ein Strom von Worten quillt hervor, die Augen leuchten vor Freude, die Gedanken fliegen, sie schwingen sich auf — wir machen ein Programm für unsere ersten Tage in der Zivilisation!

Wir haben einen Schatz im Hause, einen Schatz, den wir die 80 Kilometer vom Winterhafen hierher geschleppt haben. Ist er, mit gewöhnlichen Augen betrachtet, auch nicht von großem Wert — es sind nur ein Dutzend Ansichtspostkarten —, so bildet er für uns doch ein Bindeglied mit der Außenwelt; er ist eine Botschaft, die den Gedanken Nahrung gibt, und deshalb legen wir so hohen Wert auf ihn. In den letzten Monaten waren die Postkarten wohlverwahrt. Jetzt aber, wo die Sonne nach Norden geht und das Eis aufgebrochen ist, nehmen wir sie vor, wir sehen uns die Bilder aus der Heimat an,

freuen uns am Anblick irgendeines Marktes, über den eine Menge Menschen gehen, oder an dem Bilde eines Feldes mit einer Kuh, betrachten still eine Waldlandschaft; sie ist so schön — aber so grün, so frisch können Bäume wohl nicht sein? Wir — oder vielmehr Iversen, denn die Karten gehören ihm — besitzen eine Karte von einer Haushaltungsschule, vor der 53 junge Mädchen stehen; sie steht fast am höchsten im Kurs. Wir haben jedem der Mädchen einen Namen gegeben; sie sind alle unsere guten Freundinnen, und viele Stunden sind mit Gesprächen über sie hingegangen. Über jede einzelne haben wir einen kleinen Roman zurechtgemacht; durch das Vergrößerungsglas unsers Feldstechers studieren wir die Gesichtszüge und erforschen den Charakter der jungen Mädchen. Das gibt vorzüglichen Stoff zur Unterhaltung, denn es ist nicht so leicht, einig zu werden, und häufig beenden wir z. B. unsere Diskussion über Fräulein „Zierpuppe" mit dem gegenseitigen Versprechen, zu versuchen sie aufzufinden, wenn wir nach Haus kommen, ihr zu sagen, wie die Sache sich verhält und sie selbst zu fragen, ob sie zimperlich sei oder nicht.

Haben wir erst begonnen, einer von ihnen in Gedanken zu folgen, so ist das Thema unerschöpflich. Deshalb lieben wir diese 53 Mädchen, die uns auf der Karte so heiter und fröhlich zulächeln. Jeder von uns hat seine Flamme — Iversen eine kleine Dunkelhaarige, die er Fräulein Wildfang getauft hat, ich ein großes schönes Mädchen, das ich Fräulein Stetig nenne. Ja, man hilft sich eben, wie man kann. Es sieht aber schlimm aus mit unsern jungen Mädchen, denn so oft haben wir die Karte vorgenommen, daß sie ganz schwarz geworden ist — wir färben ja ab, und das ist schade, denn säubern wir die Karte mitunter auch wieder, so hilft es doch wenig!

Kann es da wundernehmen, daß wir uns nach Veränderung, nach der Sonne sehnen, die außer vielem andern Guten Tätigkeit bedeutet, nach Befreiung aus diesem stumpfsinnig machenden Zustand, den nur Träume, Bilder und Erinnerungen aus glücklicheren Zeiten ausfüllen? Die Sonne ist unser täglicher Gesprächsstoff, und jeden Tag stehen wir zur Mittagszeit vor der Tür und freuen uns über das zunehmende Licht; der Gedanke an die Sonne hat die Reiselust erweckt, und eifrig erörtern wir die Möglichkeit, aus eigner Kraft loszukommen.

Wir sind entschlossen, es zu versuchen. Aber es gibt zwei Arten; beide sind mangelhaft und unsicher, und wir können miteinander und jeder mit sich selbst nicht einig werden, ob wir uns auf die Drift des Packeises verlassen und mit dem Boot gehen oder ob wir versuchen sollen, mit dem Schlitten nach Angmagsalik zu kommen. Es kostet uns viele Tage des Überlegens und endlose Diskussionen, bis wir uns für die Schlittenreise entscheiden und langsam beginnen, uns darauf vorzubereiten.

Dies füllt unsere Zeit einigermaßen aus. Das Ausschauen nach dem täglich zunehmendem Licht und die Unterhaltung darüber verkürzt uns die Tage ebenfalls und erspart uns — allerdings nicht ganz — die stumpfsinnigen Gespräche, die wir bisher geführt. Ein Teil unserer Zeit geht auch damit hin, einen neuen Bewohner unseres Hauses, einen kleinen weißen Fuchs, den wir in der Falle gefangen, zu warten und mit ihm zu spielen. Wie hübsch war er, als wir ihn fingen und als er noch in der Kiste saß und uns mit seinen lebhaften, verständigen Augen so unverzagt anschaute! Wie reizend war er, als wir ihn angebunden im Haus hatten, wie lebhaft war er und wie wild! Allein schnell verlor die weiße Farbe sich — einen Tag oder zwei, da war er grau, ziemlich zahm, aber immer gleich lebhaft. An diesem Tier haben wir viel Freude; der Fuchs verkürzt uns manche Stunde, und die Trauer ist aufrichtig, als es ihm eines Tages gelingt, das Halsband abzustreifen, und er davonläuft.

Seit etwa einer Woche haben wir davon gesprochen, zu dem Shannon-Depot hinüberzugehen, um Fleisch und Ausrüstungsgegenstände zu holen, doch bis jetzt ist es dabei geblieben, denn es ist furchtbar kalt. Das Queckſilber war während des größten Teils des Januar gefroren und ermuntert nicht zu Schlittenreisen, wenn das Wetter sonst auch schön ist. Am 25. Januar aber kommen wir endlich fort. Der Grund war — ja, warum soll ich den Grund nicht sagen? — weil die Unordnung im Hause zu überwältigend groß geworden ist!

Wir haben vor der Tür gestanden und haben das Tageslicht und den kreideweißen Schnee angeschaut, bis die Kälte uns wieder hineintrieb; der Gegensatz war niederdrückend. Draußen war es hell und rein, drinnen aber — nur eine kleine Petroleumlampe mit verräuchertem

Zylinder, die eben die nächste Umgebung zu erhellen vermag, und zwei rote Streifen aus den Luftlöchern in der Ofentür. Das ist alles Licht, was vorhanden ist! Was die Reinlichkeit anbelangt, will ich die Bemerkung vorausschicken, daß es große Schwierigkeiten macht, ein Haus sauber zu halten, wo Küche, Schlafkammer, Arbeitsstube und Wohnstube in einem und demselben Raum vereinigt sind, der nicht größer ist als 4 Meter im Durchmesser. Wir setzen uns auf unsere Kojen — zusammengestellte Proviantkisten, die mit Fellen bedeckt sind — und stellen mißmutige Betrachtungen über den Zustand unserer Behausung an. Unter dem Ofen liegt ein Haufen Asche; der Fußboden ist voller Papierschnitzel, Holzspähne und vielem andern, und an der Tür steht ein richtiger kleiner See, denn es schneit unaufhörlich zu uns herein. Auf meinem Arbeitstisch, einer leeren Proviantkiste mit einer kleineren als Stuhl, liegen alle möglichen Dinge herum, und auf dem Küchentisch, ebenfalls einer leeren Proviantkiste, stehen Töpfe, Teller, einige offene Dosen, kurz alles, was zum Haushalt gehört. Zwischen den verschiedenen Kisten, die als Bett oder Tisch dienen, liegen Felle, Schlittenausrüstung, offene Kisten, alles, was nicht draußen bleiben kann. Und diese Höhle nennen wir unser Heim! Welche Umwälzung muß nicht in unserm ganzen Gedankengang vor sich gegangen sein, bis wir so weit gekommen waren, daß der Name der Stätte, an die unsere ersten Erinnerungen sich knüpfen, der Stätte, die für die meisten als der Inbegriff von allem erscheint, was gemütlich, behaglich und schön ist, des Heims, wo die Mutter uns hegte und pflegte, daß dieser Name auf eine Höhle wie diese angewendet werden konnte?

Für uns aber ist es das Heim, und wir sind in der Regel ganz zufrieden damit. Nur wenn wie heute der Wirrwarr zu arg wird, taucht ein Bild von dem richtigen Heim auf, und der ungeheure Gegensatz zwischen den beiden Bildern treibt uns beinahe dazu, das Unmögliche zu versuchen — hier Ordnung zu schaffen! Wir fangen mit ehrlichem Willen an und reißen alles aus den Ecken, um ein großes Reinmachen zu beginnen; eine Stunde halten wir aus, dann werden wir unsers Anfalls von Reinlichkeit müde, denn was kann es nützen, morgen ist es ja doch wieder ebenso! Wir fegen das Schlimmste zusammen, tragen die Asche und alles Unnötige hinaus und setzen uns

Iverſen in ſommerlicher Kleidung.

Ein einſames Häslein.

Schlittengeſpann der Abteilung Laubs.

dann hin, das Resultat zu bewundern. Es kommt mir ganz hübsch vor, und ich bin jedesmal stolz darüber, aber ich habe vor Iversen nur einmal mit unserm Reinmachefest geprahlt; es war ein Tag vor Weihnachten. Ich fand, daß das Haus nie so rein und hübsch gewesen sei, und machte eine Bemerkung darüber. Iversens Antwort jedoch: „O ja, wahrhaftig! Es sieht hier aus wie in einem eben ausgemisteten Kuhstall!" war nicht gerade aufmunternd und lockte mich nicht, in Zukunft seine Meinung wieder einzuholen.

Doch jetzt ist es lange her, seitdem hier ordentlich reingemacht wurde. Wir sitzen mit den Händen im Schoß da und sehen es uns an. Wo sollen wir anfangen, wo enden? Im ganzen genommen scheint es unendlich hoffnungslos zu sein. Ich spekuliere darüber, wie wir damit fertig werden könnten — etwas muß geschehen; plötzlich kommt mir eine Idee! Wie, wenn wir das Ganze im Stich ließen? Wenn wir zurückkommen, können wir immer noch Ordnung machen — dann ist es wieder hell.

Das Wetter sieht gut aus, es ist keine Wolke am Himmel. Das Barometer steht auf beständig; es kann sein, daß es einige Tage still und klar bleibt, und ich frage Iversen gleich, ob wir nicht in unser Haus auf der Shannon-Insel gehen wollten, um etwas Moschusochsenfleisch zu holen. „Und ob," sagt er, „das ist eine gute Idee, dann brauchen wir hier nicht reinzumachen; nur schade, daß es so verteufelt kalt ist!" Da wir in der Hauptsache einig sind, nämlich was das Reinmachen betrifft, beachten wir die Kälte nicht weiter, und vor unserer gewohnten Schlafenszeit um 8 Uhr ist für drei Tage Proviant in eine Kiste gepackt, der Primus gereinigt und in Ordnung gebracht und ein kleines Fläschchen mit Petroleum gefüllt; Koch- und Nähkiste sind nachgesehen und gepackt, und ein kleiner Beutel mit Reservestrümpfen usw. vervollständigt die Ausrüstung.

Den Tag darauf ziehen wir von dannen. Wir haben unsern Entschluß in Hast gefaßt und bereuen es hinterher, denn der Schlitten ist groß, der Schnee sehr weich und zwischen den großen Pressungen sehr tief, so daß wir den Schlitten oft Fuß für Fuß herausziehen müssen und dennoch genötigt sind, ihn an einzelnen besonders schlimmen Stellen herauszugraben. Trotz der Kälte trieft der Schweiß von uns;

wir schnaufen und stöhnen und verwünschen den schweren Schlitten und wir vergehen fast vor Kälte, wenn wir anhalten müssen, um auszuruhen. Da ist uns das Reinmachen doch lieber! Aber jetzt sind wir auf der Wanderung und müssen den Preis für unsere Faulheit zahlen. Die erste Nacht ist nicht gemütlich; es ist so schneidend kalt, daß wir vor Kälte nicht schlafen können, obwohl wir ganz angekleidet und in eine Decke eingewickelt zu tiefst in unsern Schlafsäcken aus Renntierfell versteckt sind, und die ganze Nacht liegen wir beide da und murmeln fromme Wünsche über das Land, aus dem wir nicht fort können.

Als aber nach einer schlaflosen Nacht schneidender Gegenwind kommt, ist es fast mehr, als wir aushalten können. Wir schleppen uns weiter, so gut es geht; Iversen schiebt den Schlitten von hinten, ich ziehe vorn, aber unsere Handgelenke, Nase, Ohren, Wangen und Kinn frieren beständig weiß. Alle Augenblick müssen wir anhalten und uns vom Wind abwenden; wir müssen die kreideweißen gefühllosen Stellen reiben, bis sie eine tief dunkelrote Farbe annehmen, und so häufig muß dieses Manöver wiederholt werden, daß die Haut durchgerieben wird. Der Wind nimmt zu. Bald tost ein Sturm, das offene Meer ist dicht in Lee von uns, und wir müssen fürchten, in die See getrieben zu werden. Aber eine frische Brise, Schneegestöber und eine Temperatur von unter 38 Grad Kälte sind eine wahre Hölle, und wir ziehen vor, das Zelt aufzuschlagen, und hoffen, daß das Eis hält, damit wir weiter können. Erst jetzt, da wir das Zelt aufschlagen wollen, merken wir so recht, wie durchfroren wir sind, und die Arbeit nimmt lange Zeit in Anspruch; das ist jedoch nichts im Vergleich mit dem Anzünden des Primus. Das Petroleum ist gefroren, das Mundstück verstopft, und ich bin der Verzweiflung nahe, bis ich endlich den Apparat, der sonst unser bester Freund auf Schlittenfahrten ist, zum Brennen bringen kann.

Die Natur aber fordert ihr Recht. Nachdem wir einen Topf voll brühheißen Kaffees getrunken haben, fallen wir beide in Schlaf und schlafen trotz der Kälte, so fest, daß wir nicht hören, wie der Wind abnimmt. Als wir wieder erwachen, ist es nahezu windstill; das Eis hat gehalten, und frohgemut begeben wir uns bei Mondschein wieder auf den Weg.

Der Mondschein soll voll Poesie sein; aber hier oben steht er nicht hoch im Kurs. Die Umrisse des Landes werden merkwürdig verschwommen, das Ganze sieht so phantastisch, fast unkenntlich aus, und als die Dämmerung gegen 9 Uhr am Himmel erscheint, entdecken wir denn auch, daß wir auf falschem Wege sind, ungefähr im rechten Winkel auf unsern Kurs. Iversen schüttelt sich vor Lachen, denn ich habe immer damit geprahlt, mich nie zu verlaufen. Das Lachen aber ist verstummt, lange bevor wir das kleine, achtkantige Haus erreichen, das unser Ziel ist. Stunde um Stunde quälen wir uns vorwärts; der schwache Tagesschimmer ist stärker geworden und hat den bleichen Mond überwunden. Im Süden hat der Himmel geglüht, die Ränder der Wolken erglänzten in goldenem Schein; jetzt aber ist alles wieder verblichen, der Mond kann wieder Schatten werfen, die Vergoldung ist verblaßt und schließlich ganz von den Wolken geschwunden, und die prächtigen Farben des Himmels sind fast ganz weg, als wir nach neunstündiger schwerer Arbeit vor dem Haus vorfahren, oder uns vielmehr hinschleppen. Wir freuen uns unsagbar auf eine große Tasse kochendheißen Kaffees, und der kleine Schuppen erscheint uns als die Verwirklichung von allem, was schön, behaglich und gemütlich ist.

Doch hier sind offenbar Feste gefeiert worden. Von nah und fern haben die Tiere sich eingefunden, um von dem Moschusochsenfleisch zu schmausen, das vor dem Hause liegt. Der Schnee ist von frischen Fußspuren ganz übersät, und es sieht aus, als haben Fuchs und Bär unter all den Fleischresten einen Hexentanz aufgeführt. Oben auf dem Hügel hinter dem Hause stehen zwei Füchse und bellen uns wütend an. Sie sind gekränkt, weil das Fest unterbrochen ist; aber wir haben keine Zeit, ihnen nachzusetzen und mit der Büchse in der Hand Bezahlung für das Verzehrte zu verlangen, denn es sieht aus, als wären Tiere im Begriff gewesen, in das Haus einzubrechen. Ein Bär ist auf dem Dach gewesen und hat den Schornstein flach gebissen; ein anderer — oder vielleicht derselbe? — hat sich in einem großen Schneehügel neben dem Hause einlogiert, und mit bangen Ahnungen schlage ich die Sicherung von der Tür herunter.

Die Furcht ist unbegründet; niemand war in unser Gebiet

eingebrochen, und alles ist, wie wir es im Herbst verlassen hatten. Nur sind die damals trocknen Wände jetzt mit langen Eiskristallen überzogen, die bei der geringsten Berührung auf uns niederrieseln.

Jedenfalls sind wir hier geschützt vor dem Winde, und bald ist der Herd rotglühend, die Kältegrade sind verbannt, und die Eiskristalle in große Wassertropfen verwandelt, die sich zu Bächen sammeln und sachte an den Wänden niederrinnen oder, was schlimmer ist, auf eine Öffnung in unsern Kleidern lauern, durch die der eiskalte Tropfen einen Weg bis auf die Haut findet. Es ist nicht sehr angenehm, aber wir lassen es ruhig tropfen, so arg es will, bis der siedendheiße Kaffee unser erfrorenes Innere ein wenig aufgetaut hat.

Dann fangen wir mit unsern hausmütterlichen Beschäftigungen an. Iversen nimmt sich des Mittagessens an, große, herrliche Beefsteaks von der Moschusochsenkeule, während ich die kalten Wassertropfen mit einem Besen herunterfege. Es hilft etwas; wir können jetzt umhergehen, ohne tückische Überfälle befürchten zu müssen, und nicht lange währt es, bis ich Brennholz gesammelt habe und damit beginne, die Kisten zu zerkleinern; denn warm wollen wir es haben, das haben wir für die Frostqualen der letzten Tage wohl verdient.

Die Füchse haben sich wieder in ihren Schlupfwinkel unter dem Haus gewagt und, den Kopf auf der Seite, betrachten sie mit funkelnden, verständigen Augen die neuen Ankömmlinge jedesmal, wenn die Tür sich auftut. Sie sehen so schön aus, daß wir es nicht über uns bringen, sie zu schießen; sie tun uns ja auch nichts zuleide. Es ist im Gegenteil ganz anheimelnd, ihr eifriges Gebell zu hören, sobald ich mit dem Holzspalten innehalte.

Denn es macht Lärm, Holz in einem Hause zu hacken, das auf Steinpfosten ruht, und es übertäubt alles. Doch nein, nicht alles, denn durch den Lärm hören wir ein heftiges Kratzen an der Hauswand. Es klingt geheimnisvoll, aber ich bin eifrig mit Holzhacken beschäftigt, und daher verläßt Iversen seine Töpfe, um Näheres über den Ursprung des Lärms zu erfahren.

„Was ist es denn?“ frage ich zwischen den Axthieben; die Antwort lautet: „Hol mich der Teufel, der greift an!“ Aber wer der „der“ sein kann, darüber erhalte ich keine Auskunft, bis ich eine

halbe Sekunde später an Iversens Seite stehe und einen Bären sehe, keine zwanzig Schritt vom Haus.

Es ist unser Logiergast, der gekränkt durch den Lärm neben seiner Wohnung die Absicht hatte, sich ein neues, ruhigeres Logis zu suchen. Als wir aber jetzt die Tür öffnen, bleibt er stehen und wendet sich erstaunt um. Der Bär besinnt sich nur den Bruchteil einer Sekunde, bis ihm die Situation klar wird. „Aha, hier habe ich ja mein Abendessen, gerade fertig, um damit anzufangen!" Und im nächsten Augenblick beginnt er angriffsweise zu Werke zu gehen.

Viel sehe ich nicht; aber während ich zurücklaufe, ins Haus hinein, habe ich im Geist ein Bild vor mir, wie eine Photographie eines großen, zottigen Klumpens, der mit funkelnden Augen, glänzenden Zähnen, den Leib dicht auf der Erde und die Beine von sich gestreckt, einer riesigen, kreideweißen Katze gleich schnell und lautlos näher kriecht.

Die Tür ist zugeschlagen, ein Riegel vorgeschoben, und zur weitern Sicherheit gegen den unwillkommenen Gast lehnt Iversen mit dem Rücken gegen die Tür; denn dieses Abenteuer ist ganz unvermutet über uns gekommen und sieht recht schlimm aus. Iversen hat nur einen Schuß in der Büchse, ich in der meinen gar keinen, beide Büchsen sind vermutlich gefroren, und es ist zweifelhaft, ob wir sie so schnell auftauen können.

Der Bär soll sein Abendessen aber so teuer erkaufen wie möglich. Eine Axt ist eine gute Waffe, wenn es zum Handgemenge kommt; ich ergreife sie also im Vorbeigehen, klettere über den Kistenhaufen und hole meine Büchse herunter.

Dachte ich's doch — sie ist gefroren! Zu öffnen geht sie; aber, o weh, sie kann nicht wieder geschlossen werden, denn die Patrone geht nur zur Hälfte hinein, und während Iversen sich mit dem Rücken gegen die Tür stemmt und der Bär draußen dagegen pufft, hämmere ich mit der Axt auf die Patrone los. Hinein muß sie, aber guter Dinge bin ich nicht, denn selbst in der Eile weiß ich, daß es mehr Glück als Verstand wäre, wenn es gut abginge und die Patrone nicht explodierte. Zum Glück fällt unserm Gast etwas anderes ein, und eine halbe Minute lang haben wir Frieden.

Nun hin zum Ofen und die Büchsen gewärmt. Aber sie tauen

nicht auf, bis der Bär wieder da ist. Mit der Frage: „Ist die Büchse bereit?“ springt Iversen von neuem zur Tür hin. Nein, die Büchse ist nicht bereit, leider; denn mit zwei Schüssen wäre das Ganze ein Spiel, während ein einziger Schuß bitterer Ernst ist. Jetzt aber ist der Bär des längern Wartens müde; er ist wohl hungrig, und da die Tür sich beim ersten Stoß nicht öffnet, stößt er mit seiner ganzen Kraft dagegen.

Das hilft! Iversen wird weit ins Haus hineingeschleudert, zum Herd hinüber, von dem alle Kasserollen, Fleisch, Kartoffeln und Grütze, unser ganzes Mittagessen, auf das wir uns so sehr gefreut hatten, auf den Boden gefegt wird. Der Riegel fällt, mit dumpfem Krachen springt die Tür auf. In einem Nu ist Iversen neben mir, in der Hand die Büchse, die er nicht hat fallen lassen.

Wir geben keinen Laut von uns und sehen uns nur an, denn in der Tür steht der Bär, mit beiden Tatzen auf der Schwelle, den Rachen offen vor Staunen über die sonderbare Höhle, in die er geraten ist. Der Geifer rinnt ihm aus dem Maul, und niemals habe ich in den Augen eines Tieres eine solche Verblüfftheit gesehen. Wir haben so weit wie möglich von dem Bären Stellung genommen, Iversen mit erhobener Büchse und klar zum Schuß, ich mit der halb unbrauchbaren Büchse in der linken Hand und die Axt zum Schlag erhoben in der rechten. Laut und scharf klingt das Knacken, als Iversen den Hahn an seiner Büchse spannt. Na, Bär — denke ich — nun bete nur dein Vaterunser und stehe fest, denn jetzt gilt's! Bevor aber der Gedanke zu Ende gedacht ist, ertönt ein Getöse, als wäre der Untergang der Welt nahe.

Meine Augen weichen nicht von dem Bären. Ich sehe die breite weiße Brust zittern, als der Schuß losgeht, dann kommt ein kleiner Blutstropfen oder zwei. Noch steht der Bär auf der Türschwelle, wie versteinert vor Erstaunen, dann aber gibt er die Belagerung auf, läuft ein paar Schritt, fällt über den Schlitten und sinkt zur Erde, leblos, ohne einen Laut von sich zu geben. Der Kampf ist aus, der Sieg ist unser! Der ungebetene Gast hat einen hohen Preis für seine Frechheit bezahlt, aber den ganzen Abend sitzen wir und putzen unsere Büchsen, denn so etwas soll uns nicht noch einmal passieren!

Am nächsten Tag versuchen wir die Büchsen. Jetzt sind sie in Ordnung, und die Bären mögen kommen, wie es sie gelüstet — je mehr, je besser! Die folgenden Tage werden lebhaft, denn eine Unzahl von Füchsen, ein Wolf oder zwei und endlich zwei große Bären statten uns ihren Besuch ab. Die Wölfe sind zu behende und halten sich in ehrerbietiger Entfernung, die Bären aber kommen so langsam angeschlendert, so sorglos und gelassen, wie nur des Landes vornehmste und stärkste Tiere es können; sie kommen mit dem Schrecken und einem Streifschuß davon, denn es ist schwer, die Entfernung zu beurteilen, wenn die Sonne fort ist.

Schon seit vielen Tagen ist es ganz windstill, und wenn es auch schneidend kalt ist, so finden wir das Wetter doch so schön, daß wir der Versuchung nicht widerstehen können, hinauszugehen und die prachtvollen Farbenreflexe anzusehen, die die Sonne, die noch unter dem Horizont steht, auf die Wolken wirft. Jetzt ist es hier beinahe am schönsten; denn kommt die Sonne erst, so wird das Licht zu scharf, und die warme, goldene Farbe, die die Wolken haben, verschwindet. Aber wir werden nicht darüber trauern, wir wollen nur die liebe Sonne haben; das ist alles, woran wir denken, und wenn die prächtigen Farben uns auch erfreuen, so werden doch die Sonne und die Gewißheit, daß der Frühling begonnen hat, ein mehr als reicher Ersatz dafür sein.

Im ersten Jahr sahen wir die Sonne mit Vergnügen wiederkehren und nickten ihr gemütlich zu wie einem guten Freunde. Das zweite Jahr betrachteten wir ihre blutrote Scheibe ein paar Tage, nachdem sie über den Horizont gekommen war, mit unsagbarer Freude, jetzt aber, da wir die Sonne zum drittenmal kommen sehen, begrüßen wir sie beinahe mit Andacht.

Wir stehen auf der äußersten Bergspitze — so weit nach Süden, wie wir kommen können, und sagen nicht ein Wort; die Augen aber sind auf den Horizont gerichtet, der ganz klar ist. Erwartungsvoll stehen wir da und starren auf das noch mattweiße Meer hinaus, das sich bei den ersten Strahlen der Sonne in kurzer Zeit färben wird. Ein Flammenfeuer zeigt sich dort unten im Süden; brandrot glüht der dünne Nebel, der überm Wasser in der stillen, frostklaren Luft

schwebt. Das Feuer wird gewaltiger, die Farben schärfer; dann spaltet ein Lichtpfeil den Nebelschleier, er beleuchtet unsere gelblichgrünen Gesichter und färbt den Schnee blaßrot. O Gott, wie ist das schön! Und die Sonne ist wieder da!

Schweigend sitzen wir da und schauen sie an, während unsere Gedanken dorthin wandern, wo die Sonne das ganze Jahr hindurch am Himmel steht. Sie ist wie eine Botschaft aus milden Gegenden, eine Botschaft von allen unsern Freunden; denn die Sonne scheint ja auch auf sie, und vielleicht schauen sie in diesem Augenblick zu ihr auf, selbstverständlich nicht mit denselben Gefühlen wie wir. Schwer begreiflich scheint es uns, daß die Sonne nicht auch ihnen als etwas Göttliches gilt, als etwas, vor dem man sich anbetend niederwerfen muß, sondern als etwas ganz Alltägliches. Eine halbe Stunde bleibt sie über dem Horizont; wir wenden die Blicke nicht von ihr, während die Gedanken in die Zukunft schweifen. Unter ihnen nimmt die erste Stellung die Frage ein: Ist es jetzt das letztemal, daß du die Sonne hier nach einem langen, dunkeln Winter aufgehen siehst, oder wirst du sie noch einmal schauen?

Wieder leuchtet ein Feuer über dem südlichen Horizont, und brandrot erglüht der Nebel, dann verbleichen die Farben. Lebe wohl, Sonne, und auf Wiedersehen morgen! Denn jetzt — es ist ein herrlicher Gedanke — jetzt kommst du ja jeden Tag!

Mit 600 Pfund auf dem Schlitten schleppen wir uns zurück nach Baß Rock. Es geht schwer und langsam; wir müssen auf Wind warten, und es währt vier Tage, bis wir zu Haus anlangen. Dann beginnen die Vorbereitungen zur weiten Fahrt mit Angmagsalik als Ziel. Sie werden eifrig betrieben, so daß die nutzlosen Träume am Tage verbannt sind; erst am Abend setzen wir uns hin und sprechen von dem Herrlichen, das vor uns liegt, von dem für uns großen Kulturzentrum Angmagsalik mit seinen Eskimos, seinem Direktor und allen dort zu findenden Gütern der Zivilisation.

Wir haben einen neuen Fuchs, ein kleines behendes Ding, das wir nicht einmal gefangen haben, sondern das sich uns aus freiem Willen angeschlossen hat. Der Einbruch des Bären in unser Haus hat uns ein wenig nervös gemacht, und als wir nach der Reise zur

Shannon-Insel an die Häuser bei Baß Rock kommen, höre ich Iversen, der den Schlitten schiebt, plötzlich erschreckt ausrufen: „Halt!"

„Was zum Teufel ist los!" denke ich, und als ich mich umwende, sehe ich ihn fieberhaft nach der Büchse greifen und neben uns gewahre ich etwas, das in der Dämerung einem Bären gleicht. Die Büchse ist erhoben; da erkennen wir, daß es nur ein kleiner Fuchs ist, der an uns schnüffelt, dann ein wenig weiter läuft und, den Kopf auf der Seite, zu uns heraufschielt. Die Augen funkeln, und er sieht so schelmisch, so verständig aus, daß er unsere Herzen im Sturm erobert. Zufrieden mit seiner Untersuchung und überzeugt, daß wir „allright" sind, spaziert das kleine Kerlchen gravitätisch voraus zum Haus hinauf, wo es augenscheinlich seit einiger Zeit gewohnt. Seitdem ist er uns treu und er läuft niemals weiter fort, als er uns rufen hören kann, und dann kommt er angesprungen und frißt uns Fleischstücke aus der Hand wie ein Hund. Drinnen im Haus kennt er sich auch gut aus; er weiß genau, wo die Margarinekübel stehen und kennt den Platz des Kehrichthaufens; er weiß, wo der Fleischvorrat hängt und wo er nicht herandarf, kurz, er ist vollständig ein Haustier und uns ein guter Freund; er hört auf den Namen „Prut".

Gegen Ende Februar ist alles bereit zur Schlittenfahrt nach dem Süden; aber erst wollen wir versuchen, wie es sich fährt und eine kurze Schlittentour zur Walroß-Insel unternehmen, um unsere Ausrüstung auszuprobieren, die ja sehr mangelhaft ist. Sieben Tage sind wir fort und frieren jämmerlich; wir können nicht mehr als die Hälfte der Last ziehen, die wir mit haben müssen, und selbst bei dem geringen Gewicht geht es so schwer, daß wir die Hoffnung aufgeben müssen, auf diesem Wege aus unserm Gefängnis herauszukommen. Jetzt bleibt uns nur noch das Boot übrig; wird das gehen?

Vorläufig sind wir genötigt, stillzuliegen, denn nach der kurzen Tour zur Walroß-Insel werden wir beide krank. Es vergehen vierzehn Tage, und immer noch sitzen wir im Haus, während draußen der Sturm — nein, alle Stürme des Winters heulen, die bis jetzt gewartet zu haben scheinen. Es rüttelt am Haus, es tost um den steilen Berg, aber gut und warm sitzen wir drinnen und sprechen von Menschen. Denn wir sind überzeugt, daß hier unten an der Küste

Menschen sein müssen, und zwar nicht weit von hier, da Füchse, die früher in Gefangenschaft waren, uns Besuche abstatten. Ich mache diese Entdeckung eines Tages, als ich vor dem Hause stehe und nach dem Wetter ausschaue. Zufällig stößt mein Blick auf eine Fuchsfährte zu meinen Füßen, und niemals, glaube ich, bin ich so überrascht gewesen, denn nebst der Spur ist eine dünne, feine Linie, der Abdruck einer Schnur, die der Fuchs um den Hals gehabt haben muß!

Iversen kommt auf meinen Ruf heraus.

„Iver, sieh dort, was ist das?"

„Das ist ja Prut!", erwidert er rasch, nachdem er flüchtig auf die Fährte geblickt; als er aber genauer hinsieht, entdeckt auch er die Linie, und er ist höchlich erstaunt. Seine Augen werden groß und rund.

„Der hat ja eine Schnur um!"

Dann gehen wir auf Entdeckungen aus, finden jedoch nichts Neues, und von Mutmaßungen erfüllt, gehen wir ins Haus, um die Sache zu besprechen. Vor Prut hatten wir zwei Füchse gefangen, und jetzt sind es mit einemmal drei Füchse, die alle schon in Gefangenschaft gewesen sind; wo kommt denn der dritte her? Es ist ungeheuer spannend. Den ganzen Tag sitzen wir da und starren zum Fenster hinaus, um diese Füchse mit dem Zeichen der Gefangenschaft auf Pelz und Hals zu entdecken. Wir stellen die wunderbarsten Vermutungen auf, rechnen aus und spekulieren; der ganze Tag geht mit Gesprächen über die Fremden hin, die wir beständig erwarten. Wir sprechen abends von ihnen, nachdem wir unsere Kojen aufgesucht haben, und selbst im Traume treten sie auf.

Ja, wir erwarten einen Fuchs mit Mitteilungen von diesen Menschen, die sich, wir sind davon überzeugt, an irgendeiner Stelle dieser Küste befinden müssen; deshalb wird die Falle aufgestellt, und wir leben ständig unter Hochdruck. Für alle Fälle haben wir einen Bericht bereit, um ihn dem ersten Fuchs, den wir fangen werden, um den Hals zu binden, und im Geiste richten wir schon eine ganze Postverbindung ein. Seit acht Tagen erfüllt uns diese wunderbare Hoffnung, acht Tage lang erwarten wir beständig Menschen und wir leben in einem Rausch von Glückseligkeit; wie wird das Erwachen sein?

Eines Abends, als wir in unsern Schlafsäcken liegen und wie

gewöhnlich von Füchsen und Menschen reden, kommt Iversen plötzlich mit der einzig vernünftigen Lösung des Problems, indem er sagt: „Du, unser Verstand wird doch nicht etwa gelitten haben?“ Ich bin unleugbar ziemlich verblüfft; diese Möglichkeit hatte ich mir noch nicht vorgestellt. Doch ich will nun vollen Bescheid haben und frage, ob er damit meine, wir seien halb verrückt geworden. Nein, nicht gerade halbverrückt — es ist das auch ein so häßliches Wort —, aber ob wir nicht ein wenig sonderbar seien und ob wir etwa sehen und hören würden, was gar nicht ist, wenn man uns in einer Nervenklinik untersuchte?

Das ging mir nun doch zu weit; es war so unbändig komisch, im Ernst darüber zu diskutieren, ob wir blödsinnig seien oder nicht, daß ich in Lachen ausbrach, während Iversen mit einem „du bist auch immer so klug!“ sich gekränkt auf die andere Seite drehte.

Allein er hat doch recht. Wir haben viel Lärm um nichts gemacht; denn als wir später die Füchse fangen, sehen wir, daß es unsere Pensionäre vom Winter her sind, während Prut ein Tier ist, das wir vorher nicht gekannt haben. Das Dasein scheint uns so unendlich leer, jetzt da wir nicht mehr an Füchse und Menschen zu denken haben. Aber die Sache hat doch ihr Gutes gehabt, denn sie hat fast den ganzen Monat März unsere Gedanken beschäftigt, sie hat uns belebt, als wir kränkelten, und sind wir jetzt auch nicht besonders froh, aus unserer schönen Illusion gerissen zu sein, so ist es doch immerhin ein Trost gewesen.

Im April fahren wir den Schlitten zum Winterhafen zurück und machen einen Versuch mit dem Boote. Aber auch diesen Versuch müssen wir aufgeben, da wir nicht Kräfte genug haben, das Boot zu ziehen. Wir müssen es also liegen lassen und mit dem Schlitten nach Baß Rock fahren, dort uns hinsetzen, die Hände im Schoß, und warten und immer weiter warten, bis ein Schiff kommt oder — Nein, das ist schrecklich! Hätten wir doch nur etwas, das unsere Gedanken beschäftigte!

Jetzt, da alle Pläne, uns selbst zu helfen, aufgegeben sind, müssen wir wieder zu unseren Tagträumen vom Winter her zurückgreifen. Die Ansichtskarten müssen wieder als Bindeglied mit der Außenwelt Dienste tun, und das Bild der Haushaltungsschule ist

immer noch unsere beste Aufheiterungsnummer. Im Winterhafen haben wir einige Bilder aus einer alten illustrierten Zeitung gehabt, hauptsächlich Straßenansichten aus Kopenhagen, einzelne mit schönen Bäumen, und auf dem Ehrenplatz mitten an der Tür haben wir ein großes Bild, die bekannten „Vier Königsgenerationen" angebracht. Das schmückt sehr, und ringsherum werden die andern Bilder arrangiert. Es sieht ganz freundlich aus, und wir sind stolz über den Versuch, unsere Höhle gemütlich zu machen. Aber die Stimmung ist nicht die beste, denn beständig grübeln wir über dem einen Gedanken: kommt in diesem Jahr wohl ein Schiff? Denn jetzt ist es abermals Mai; vor dem Hause zwitschern die kleinen Sperlinge, die Möwen schreien, und die Sonne scheint den ganzen Tag — ja, der Sommer ist herrlich, wenn wir nur sicher wären, nach Hause zu kommen!

Wie im Winter fliehen wir vor den Gedanken. Jetzt müssen wir wieder fortwährend sprechen, wenn wir auch nicht das Geringste haben, über das zu sprechen wäre. Die Traumfiguren werden wieder wirkliche Personen, und die Phantasie hat freien Spielraum, während wir plaudern, immer weiter schwätzen und nur den einen Gedanken haben, das Schwätzen aufrechtzuerhalten. Denn hören wir damit auf, so kommt die Angst; wir sind jetzt ja bald wieder der Zeit nahe, in der Schiffe kommen können, der Zeit, die im vorigen September so unendlich fern schien. Wir versuchen einander aufzuheitern. Doch das ist nicht leicht, denn tief innen spukt der Gedanke: im vorigen Jahr kam kein Schiff! Einmal sind wir betrogen worden, es kann wieder geschehen, und dann — können wir uns noch einen Winter helfen?

Jetzt sieht es recht gut aus: das Packeis ist morsch, und es ist offenes Wasser da. Doch das kann leicht täuschen, vielleicht ist es nur hier dicht unter Land so, von 200 Meter Höhe sehen wir ja nicht weit.

Jeden Tag gehen wir auf die Jagd. Wir schießen viele Hasen; das ist gut, denn es zerstreut uns, so lang wir draußen sind, und verschafft uns Fleisch für den Sommer. Aber wir müssen nach Arbeit suchen, wir müssen etwas haben, mit dem wir uns in den langen Tagen beschäftigen können, sonst werden wir vor lauter Spekulationen noch krank. Viel können wir nicht leisten, und in unserer Not kommen wir darauf, Schnee zu schaufeln. Wir graben lange Gänge durch die

tiefen Schneewehen, wir räumen den Schnee vor dem Hause weg und machen es schön für die Zeit, in der Leute kommen könnten. Und jeden Abend sind wir froh, daß wieder ein Tag vergangen ist; nur gehen sie so unendlich langsam hin, und ach, wie schwer ist das Warten!

Jeden Tag klettern wir auf den Berg, um nach dem Eis auszuschauen. Es sieht immer gut aus, und wenn wir sehr optimistisch sind, sprechen wir davon, daß vielleicht im Juni ein Schiff kommen könne; doch nur selten wagen wir, uns auf dieses Thema einzulassen, denn gewöhnlich gehen wir um das Gespräch über Schiff und Heimkehr herum wie die Katze um den heißen Brei. Je näher die Zeit kommt, in der ein Schiff zu erwarten ist, desto größer wird die Angst, daß es nicht kommt.

Der Schnee schmilzt; überall rinnt Wasser, das Gras wird grün, die Blumen erblühen, und alle Zugvögel sind zu ihrem kurzen jährlichen Besuch angelangt: wieder haben wir Sommer, die Zeit, auf die wir uns so sehr gefreut.

Ein Tag vergeht wie der andere; alle sind sie unendlich lang, und alle sind sie von dem einen erfüllt: du mußt deine Gedanken mit der Gegenwart oder Vergangenheit beschäftigen, aber denke nicht an die Zukunft; sie birgt alles mögliche Furchtbare; es ist schädlich, unter diesen Umständen daran zu denken. Doch, wir können es nicht lassen, den Schiffen zu folgen, die sich möglicherweise draußen an der Eiskante befinden; wir denken uns, daß sie jetzt ins Eis hineingehen, daß sie Land zu erreichen suchen und daß sie bald hier sein können, wenn die Verhältnisse draußen ebenso sind wie hier unter Land. Dann folgen wir einem einzelnen Schiff; heute geht es ins Eis, Tag für Tag denken wir es uns näher, wir geben ihm einen Rasttag, wenn es stürmt oder neblig ist, und wir trauern, wenn endlich der Tag kommt, da es hier sein müßte, wenn es damals, als wir es dachten, ins Eis gegangen war, wenn — — — Nein wirklich, es ist ein verblödendes Dasein; ein viertes Jahr, fühlen wir, würde nicht zu ertragen sein!

Der Schnee ist von der Erde weggeschmolzen; das Wasser hat aufgehört zu rinnen; wir können jetzt von Baß Rock nicht fort, denn das Eis ist voller Schmelzrisse und großer Wasserteiche. Jetzt sind wir auf der kleinen Schäre gefangen. Beständig aber wandern wir auf ihre höchste Spitze hinauf und verbringen wie im vorigen Jahr die

meiste Zeit damit, auf das Wasser hinauszustarren und nach dem Schiff auszuschauen, das niemals kommt. Das Landeis geht, es bricht in großen Schollen auf und treibt südwärts; Scholle um Scholle verschwindet. Wir wünschen, wir hätten unser Boot hier unten und könnten mit, dann kämen wir doch fort; alles wäre diesem ewigen Warten vorzuziehen.

Wir sitzen draußen auf der äußersten Felsspitze und sehen das Wasser jetzt am Rande des Landes plätschern. Es ist warm; die Sonne scheint von einem wolkenlosen Himmel, und alles sieht schön und freundlich aus; die Pflanzen aber sind abgeblüht, die Sonne ist wieder auf dem Rückzug, bald wird der Herbst mit Wind und Sturm sich einfinden. Es ist schön hier oben, doch jetzt lassen wir uns nur selten verlocken, ein Wort des Lobes über dieses Land auszusprechen; schweigend sitzen wir nebeneinander und starren hinaus aufs Meer.

Ein Sausen in der Luft weckt uns aus unsern Tagträumen. Es ist eine Schar Lummen, die auf dem Felsen wohnen und jetzt aufs Wasser fliegen; sie plätschern umher, froh und zufrieden mit dem Dasein. Wie wir sie beneiden! Die Büchse liegt zwischen uns, Lummen schmecken gut, und es ist doch immer eine Abwechslung, ein wenig zu schießen, übrigens brauchen wir auch Fleisch. Die Lummen müssen sterben, und vorsichtig kriechen wir am Strand entlang bis an eine Stelle, wo wir den Vögeln näher kommen. Allein die kleinen schwarzen Vögel entwaffnen uns, und wir bringen es nicht über uns, sie zu schießen; es ist doch Leben, das wir um uns haben. Wir sitzen auf einem Stein und sprechen von ihnen. Nein, laß sie leben! Sie haben ja Junge droben auf dem Felsen, und diese werden verhungern, wenn wir die Alten schießen, und Hunger ist fürchterlich. Und dann kann es ja auch geschehen, daß heute nacht ein Schiff kommt, da wäre es schade sie zu schießen. Ja, laß sie bis morgen leben, bis dahin kann sich ja vieles ändern!

Eine gute Tat hat in sich selbst ihren Lohn; denn wir sind fröhlich, als wir dort sitzen und den muntern kleinen Vögeln zuschauen, deren Leben wir geschont haben, und wir empfinden es wie einen Verlust, als sie davonfliegen. Ja, ja, Iver, wollen wir nun auch in unsere Kojen gehen? Hier ist doch nichts mehr zu erwarten.

Eine halbe Stunde später liegen wir in unsern Schlafsäcken, haben einander Gutenacht gesagt und haben die Worte wiederholt: „Du lieber Gott, ob wohl heute nacht ein Schiff kommt?"; diese Worte, die jetzt so viele, viele Male gesagt worden waren. Aber ehe ich einschlafe, streift mein Blick die Wand. Da hängt das Bild der vier Generationen, da hängen die Straßenansichten von Kopenhagen; doch ein kleiner leerer Platz ist dort, den mein Auge vor allem sucht. Dort hing einst eine Ansichtskarte von Frederiksdal, koloriert, ach, sie war so schön grün; doch ich mußte sie herunternehmen, sie erweckte eine zu starke Sehnsucht. Aber verbrannte ich die Karte auch, den leeren Platz konnte ich nicht verbrennen, und er grinst mir jetzt entgegen, als wolle er sagen: weißt du noch, was hier hing? Ich weiß es nur allzu gut; es war eine schlechte Spekulation, als ich die Karte verbrannte, denn der leere Platz lacht mich spöttisch an. Feigling, du wagst nicht an die Zukunft zu denken; du glaubst doch nicht, daß du heimkommst?

Es ist still im Haus; wir schlafen beide. Da erwache ich davon, daß ich draußen eine Kiste umstürzen höre, und als ich die Augen aufschlage, sehe ich Iversen mit bloßen Füßen, nur mit einer Islandjacke bekleidet, mit seltsam verwirrten Mienen durchs Zimmer laufen. Ein Bär, denke ich, und gleich bin ich ebenfalls aus dem Sack heraus, greife nach meiner Büchse und laufe nach. Doch kaum auf halbem Wege bleibe ich stehen, erstaunt, wie versteinert, denn Iversen hat die Tür erreicht, hat sie aufgestoßen und ruft: „Guten Tag, guten Tag! Guter Gott, da ist ein Schiff!" Im Nu bin ich neben meinem treuen Kameraden; ich sehe eine Menge Menschen, ein ganzes Heer, die ganze Felseninsel ist voll.

Ja, was dann geschieht, weiß ich eigentlich nicht recht. Wir ziehen uns notdürftig an; aber es ist ein Loch in meinem Gedächtnis, und das nächste, dessen ich mich erinnere, ist, daß Iversen weg ist, und als ich gehe, ihn zu suchen, sehe ich ihn auf einer kleinen Felsspitze stehen, sehe ihn die Mütze schwingen und höre ihn rufen: „Da ist ein Schiff, da ist ein Schiff, da ist ein Schiff!"

Und mit ein paar Sätzen bin ich neben ihm. Ja, wirklich, dort draußen, wo wir nie etwas anderes gesehen als Wasser und Eis, liegt jetzt ein kleiner norwegischer Dampfer! Wir blicken einander an; die

Augen funkeln, es ist schwer, Worte zu finden, man denke, 28 Monate sind es her, seitdem wir zuletzt Menschen gesehen! Dann aber gehen wir hinter das Haus, wo uns die Norweger nicht sehen können, reichen einander die Hände und drücken sie innig und fest, denn unser Zusammenleben unter so schweren Umständen ist jetzt zu Ende! Einen Augenblick halten wir einander bei den Händen, und dann sagt Iversen plötzlich zu mir: „Du, es war doch gut, daß wir gestern abend die Lummen nicht geschossen haben; denk nur, wie froh sie waren!“

Dann gehen wir zu den Norwegern hinunter. So viele Menschen habe ich nie gesehen; mir ist, als wäre es ein ganzes Heer, und doch sind es ihrer nur acht. Sie freuen sich jetzt mit uns; aber vorher, als Iversen die Tür öffnete, war Kapitän Lillenäs, der mit dem Rücken dagegen stand, vor Erstaunen hoch in die Höhe gesprungen; vor Schreck kann man nicht wohl sagen, denn der Mann hat schon ganz allein einen Moschusochsen gefangen!

Ein anderer von ihnen, der Steward, lief so schnell er konnte den Strand hinunter. Er dachte, wir wären verrückt, und sonderbar müssen wir auch ausgesehen haben, mit starrendem Haar, nur eine Islandjacke auf dem Leib und weiter nichts.

Wir erfahren Neues. Zuerst den Tod unsers Königs; denn die Norweger haben sein Bild an der Wand gesehen und sagen lakonisch: „Ja, der ist tot!“ Dann erzählen sie von der „Titanic“ und den vielen Menschen, die ertrunken sind, von Italien, das mit der Türkei im Krieg lag, oder war es Ägypten oder gar die Hottentotten? Ich weiß es nicht genau, aber sie sagen eine unendliche Menge von Dingen, die wir nur halb hören; wir sind noch nicht fertig damit, sie zu begrüßen, und gehen herum und schütteln den acht Männern die Hand.

Alle unsere Sachen waren längst gepackt, und im Handumdrehen haben die Norweger allen brauchbaren Proviant im Hause verstaut. Die Tür wird vernagelt, und wir steigen ins Boot, das über das stille Wasser gleitet, von vier kräftigen Männern gerudert, die es nicht erwarten können, ihren Kameraden die große Neuigkeit zu erzählen.

„Sjöblomsten“, die Seeblume, heißt das Schiff, und Paul Lillenäs, der Führer, sitzt neben uns und antwortet lächelnd auf alle unsere Fragen; doch manche Antwort muß er uns schuldig bleiben, denn das

Gletscherende am Rande von Königin-Luise-Land.

Aufstieg vom See auf das Inlandeis.

Ganze ist eine lebendige Illustration zu dem Sprichwort: Ein Narr fragt mehr, als zehn Weise beantworten können.

Es ist eine Freude, an die Schiffsseite zu kommen, und Iversen drückt unser beider Gedanken aus, als er unter dem Jubel der Norweger ausruft: „Gott bewahre mich, da sind ja noch mehr!“ Denn es stehen noch vier Mann oben und sehen recht interessiert aus, bekommen sie doch Fremde an Bord.

Der Maschinentelegraph klingelt, und die „Seeblume“ schießt dahin, während Iversen und ich in freudigem Entzücken an Bord stehen. Jetzt beginnt das dritte, das letzte Stadium der Reise, mit dem Schiff zur Zivilisation! Zuerst aber müssen wir hinauf zur Shannon-Insel — es kostet nur ein paar Stunden —, um mehr Sachen an Bord zu holen, dann geht es südwärts, an der Küste entlang, der Heimat zu. Wir passieren Baß Rock; jetzt müssen wir um eine Spitze biegen, und Iversen und ich, die wir jeder mit einer großen Tabakspfeife im Munde dastehen und mit dem Schornstein um die Wette rauchen, wir blicken lange auf unsere kleine Wohnung hin, wo wir es trotz allem so gut gehabt, und noch einmal finden sich unsere Hände. Warum drückt man seine Gedanken auf diese Weise aus, wenn das Herz zu voll ist, um zu sprechen?

Es geht immer südwärts. Wir oder vielmehr die „Seeblume“ ist auf der Jagd; deshalb gehen wir in die Gael-Hamkes-Bucht und kreuzen im herrlichsten Sonnenschein dort umher. In uns aber jubelt es mit tausend Stimmen: es geht heimwärts, heim zu Familie und Freunden; bald wird ihre Spannung vorüber sein!

Die Jagd bleibt ohne Ausbeute, und es geht wieder weiter. Hinter uns liegt Grönland, vor uns die Erfüllung unserer zweijährigen Träume. Aber Spannung und Angst mischen sich in unsere Freude. Wie wird die Heimkehr sein; wird alles sein, wie du es erwartest? Bedenke, drei Jahre sind eine sehr lange Zeit!

Gleichmäßig und stetig geht es weiter, von Eis ist fast nichts zu sehen. Noch einmal stehen Iversen und ich da und starren dahin zurück, wo das Land blaut. Bald wird es ganz verschwinden, und noch einmal wollen wir Grönland sehen, wo wir so viel Schlimmes und zugleich so viel Freude erlebt.

Es braust im Eis, es wogt auf und nieder, die Dünungen erreichen uns, jetzt stehen wir nicht mehr am Achterende, sondern vorn, denn der Himmel ist dunkel; wir haben nicht weit bis zum offenen Meer. Bald liegt das Eis hinter uns, und unter Dampf und Segel geht es nach Süden. Wir passieren die Insel Jan-Mayen. Der Gedanke ist beinahe nicht zu fassen, das nächste Land, das wir zu sehen bekommen, sind Norwegens Felsen!

Wir haben gute Tage. Wir rauchen Tabak und essen Kartoffeln, und rasch vergeht die Zeit, auch nachdem wir der Besatzung allen Tabak weggeraucht und ihre Kartoffeln verspeist haben; es macht ja nichts, wir können bald mehr bekommen. Wir begegnen Dampfern, wir sehen Segel in weiter Ferne am Horizont, und dann erblicken wir eines Morgens bei strahlend schönem Wetter Land. Bald schimmert es grün, es kommen weiße Punkte in das Grün, es sind Häuser, und dann sind wir zwischen den Schären. Boote rudern umher, und da kommt eins, in dem etwas weiß und rotes sitzt. Iversen entdeckt es, und er kommt zu mir gelaufen: „Hast du gesehen? Es ist ein Mädchen!"

Wie viele neue Eindrücke man hier auch empfängt, für uns sind sie alle gleich merkwürdig, ein Gewirr von Schiffen, Häuser, Kirchen, kleine Boote, eine Glockenboje, und dann eine große Stadt, der Hafen: Aalesund, das Ende unserer Reise. Die „Seeblume" bahnt sich mühsam einen Weg; es ist ein Gedränge, daß uns beklommen wird. Und dann wird vertäut, dicht an einem Packhaus, wo ein paar „Heringsmädchen" stehen und verwundert auf die merkwürdigen Gestalten an Bord starren.

Es kommen Boote heraus, mit ihnen ein Journalist und ein Equipierungshändler. Des letztern Augen strahlen, hier gibt es etwas zu tun für ihn. Bald aber können wir an Land gehen, und ein paar Minuten später fühlen wir richtige Menschenerde unter unsern Füßen.

Auf der Landungsbrücke stehen Leute, denn das Gerücht von unserer Ankunft hat sich verbreitet. Wie viele Menschen gibt es doch in der Welt! Sie schauen uns an, sie begrüßen uns mit schallendem Hurra und bieten uns Willkommen. Ja, willkommen sind wir hier, das fühlten wir, das fühlten wir, sobald wir Menschen trafen.

Von verwunderten Blicken gefolgt, gehen wir die Straße hinauf und laufen gerade einem Manne in die Arme, der vor Freude strahlt.

Es ist Konsul Sandvig, der dänische Konsul in Aalesund, und von jetzt an sind wir unter seinen schützenden Fittichen. Zuerst zu ihm nach Haus, in ein hübsch ausgestattetes Zimmer. Wie wir aussehen! Wir setzen uns vorsichtig, zünden eine gewaltig große Zigarre an, springen aber gleich wieder auf, denn in der Tür steht des Konsuls Tochter mit Champagner und Gläsern. Mein erster Gedanke ist: „Schau, schau, so also sieht ein weißes Mädchen aus!“ Dann aber fällt mir ein, wo ich bin; vorsichtig wische ich meine Hand ab und begrüße die junge Dame.

Vor zehn Tagen in Grönland, ein Wilder, von Angst erfüllt vor den eigenen Gedanken, und jetzt in einem eleganten Zimmer mit einem liebenswürdigen, frohen Wirt und einem hübschen jungen Mädchen — welch ein Unterschied in der Umgebung!

Während wir beim Konsul sitzen, bekommt der Telegraph zu tun. Die Neuigkeit wird verbreitet, Telegramm auf Telegramm wird abgesandt, dann eine kleine Pause, und der Strom fängt an den entgegengesetzten Weg zu gehen. Telegramme laufen ein, das erste von Seiner Majestät dem König von Dänemark, und dann eine Menge Glückwünsche zur Heimkehr.

O Gott, wie herrlich ist das alles! Aber wir müssen zu einem Barbier; wir bedürfen dessen sehr. Dann geht es ins Bad, in eine richtige große Badewanne, seit drei Jahren haben wir so etwas nicht gehabt, dann reine Kleider — es ist weiß Gott auch lange her — und dann in einen Wagen, hinaus aufs Land zu Konsul Sandvigs liebenswürdiger Familie.

Dort erhalten wir Nachrichten von zu Hause. Alles steht gut; wir sitzen gemütlich im Familienkreis und können über die Widerwärtigkeiten der letzten drei Jahre lachen. Schon kommt uns Grönland wie etwas Fernliegendes vor, wie ein Traum — und doch sind nicht mehr als zehn Tage vergangen, seitdem wir es nach dreijährigem Aufenthalt verlassen haben!

Sechzehntes Kapitel.

Die Abenteuer der Kameraden.

Auf der Rückreise zur „Alabama" hatten die Kameraden mancherlei Abenteuer zu bestehen. Über das, was sie dabei erlebten, und wie sie nach dem Untergang des Schiffes gerettet wurden, berichtet im nachstehenden Oberleutnant zur See Wilhelm Laub.

Am 10. April 1910 trennte sich Kapitän Mikkelsens Schlittenabteilung von meiner Abteilung, die aus mir, Poulsen und Olsen bestand. Unsere Aufgabe war, an der Westküste von Königin-Luise-Land entlang bis zu dessen Südende zu gehen, von dort südlich und ostwärts auf die Küste zu, dann entweder im Bessel-Fjord oder im Ardencaple-Inlet den Abstieg vom Inlandeis zu unternehmen und darauf zum Schiff zurückzukehren. Infolge der schwierigen Eis- und Wetterverhältnisse, denen wir unterwegs begegneten, gelang uns diese Aufgabe indessen nicht.

Nachdem wir uns von Mikkelsen und Iversen mit einem „Glückliche Reise" und „Auf Wiedersehen" verabschiedet hatten, zogen wir in unserer alten Spur südwärts und waren, als wir gegen 5 Uhr nachmittags das Zelt aufschlugen, über zwei Zeltplätze gelangt. Es war notwendig, zurückzufahren, weil Proviant und Ausrüstung für meine Abteilung bei dem am 6. April eingenommenen Zeltplatz zurückgeblieben waren; denn wir drei konnten dadurch, daß wir mit leichten Schlitten fuhren, der ersten Abteilung besser bei ihrer Ausrüstung helfen, die ja noch, als wir uns trennten, recht umfangreich war.

Indessen der Mensch denkt und Gott lenkt. Wir mußten zweieinhalb Tage bei Sturm und Schnee aus Norden die ganze Zeit an der alten Stelle liegen bleiben, da es ganz unmöglich war, Schlitten zu fahren und einen Weg vor sich zu sehen. Endlich, am 13. April

gegen 12 Uhr, legte sich der Sturm etwas. Wir fuhren sogleich südwärts weiter, ließen unser Zelt stehen und erreichten nach zweieinhalbstündigem Fahren unser Depot, wo wir alles in bester Ordnung vorfanden. Unsere Sachen wurden schleunigst auf den Schlitten geladen; dann ging es wieder nach Norden, aber noch auf bekannten Wegen. Erst um $8^1/_2$ Uhr abends gelangten wir zu unserm Zelt zurück, nachdem wir die letzte Stunde bei stürmischem Winde gefahren waren; die Hunde ziehen dann nicht sehr gut, sondern kehren am liebsten um und suchen Schutz.

Es seien hier gleich unsere Hunde erwähnt. Sie sind ja unsere treuen Gefährten, und wir drei haben sie allmählich überaus lieb gewonnen, obwohl sie uns einmal einen bösen Streich spielten, der leicht unangenehme Folgen hätte haben können, wenn er nicht zu einem so frühen Zeitpunkt geschehen wäre.

Wir hatten sechs Hunde mit uns. Bevor wir das Schiff verließen, hatten wir verabredet, daß wir, wenn die Abteilungen sich auf dem Inlandeis trennten, diejenigen Hunde haben sollten, die neben den 15 besten übrigblieben; die 15 sollten von Mikkelsens Abteilung benutzt werden, da diese selbstverständlich die besten Hunde haben mußte.

Es blieben also sechs kleine Hunde für uns übrig, womit wir ganz zufrieden waren. Sie hörten auf die nicht gerade prächtigen, aber für uns doch lieben Namen „Gogrick", „Karoline", „Kristian", „Gamlen" (der Alte), „Tandbylden" (Zahngeschwür) und „Bajads" (Hanswurst). Gogrick war als der größte und klügste zum Leithund ernannt worden, da er früher, als ich ihn in meinem Gespann gehabt hatte, sich als dafür geeignet gezeigt hatte. Er entsprach jedoch nicht vollständig den Erwartungen und mußte nach etwa einer Woche Karoline weichen, die sich aber noch weniger als guter Führer erwies. Mein eigener Leibhund, mit dem ich bisher immer gefahren war, befand sich unter den fünfzehn, die mit nach Norden gingen.

Im Laufe der Nacht wuchs der Sturm zu einem wahren Orkan an; mehrmals glaubten wir, das Zelt werde uns über dem Kopfe weggefegt, so riß und zerrte der Wind daran. Besser wurde es auch am 14. April nicht; erst am 15. flaute es ab, so daß wir nordwärts weiter konnten, indem wir noch unserer alten Spur folgten, die uns

das schwierige und mühsame Weiterkommen durch das von Spalten durchsetzte Eis erleichterte.

Auf diese Weise, das war mir völlig klar, würden wir nicht weit gelangen, und es blieb nichts anderes übrig, als von den überflüssigen Sachen soviel wie möglich an dieser Stelle zurückzulassen, was die Last um etwa 50 Pfund verminderte, eine sehr willkommene Verringerung des Gewichts. Wenn wir nachts auch ein wenig kühler lagen, so waren wir doch froh, von dem bedeutenden Gewicht etwas los zu sein. Jetzt ging es besser vorwärts. Am 16. April, als wir das Zelt aufschlugen, waren wir auf neuen Strecken, während wir bis zum Vormittag in unserer alten Spur gefahren waren. Einer der Hunde spielte uns einen niederträchtigen Streich, durch den wir uns um zweieinhalb Stunden verspäteten. Sein Strang riß, und wir konnten ihn nicht einfangen; er war so schlau, bis zu unserm alten Zeltplatz zurückzulaufen. Olsen wurde dorthin abgesandt; erst um $^1/_2$7 Uhr abends holte er uns wieder ein, den Ausreißer im Schlepptau. Unser Zeltplatz war jetzt nördlich von Königin-Luise-Land, weswegen wir am folgenden Tage haltmachten, teils um Beobachtungen anzustellen, teils um nach dem Weiterweg zu sehen; denn das Eis begann sich hier wieder zu senken und es zeigte sich, daß wir auf einer Höhe von etwa 560 Metern über dem Meere waren und daß ein Stück weiter eine schroffe Gletscherwand uns den Weg versperrte. Die ersten Kilometer war das Eis verhältnismäßig gut, jedenfalls einigermaßen horizontal, wenn auch nicht eben; dann fiel es ab, bis wir etwa zwei Kilometer vom Gletscher waren; hier verschlechterte sich das Eis so niederträchtig, daß wir zum Zelt zurückkehrten, wo wir gegen 7 Uhr abends anlangten.

Hier erwartete uns eine neue, unangenehme Überraschung. Als wir in die Nähe des Zeltes kamen, sahen wir, daß unsere Hunde weg waren. Alle möglichen Mutmaßungen stiegen in uns auf; vielleicht waren sie bis zu dem 8 Kilometer entfernten Land hinuntergelaufen oder waren in Spalten gefallen. Alles war still um das Zelt; plötzlich vernahmen wir Karolinens ein wenig zorniges Gebell, in das andere mit einstimmten. Schon von fern war zu hören, daß

eine regelrechte Rauferei stattfand. Es wurde uns jetzt klar, daß sie im Zelt drinnen sein mußten, denn der Lärm kam von dort. Und richtig, vier von ihnen waren drin; allein nicht genug damit, daß sie drin waren, sie hatten sich auch an dem Proviant für vier Tage gütlich getan, so daß es im Zelt fürchterlich aussah. Pemmikan, Gemüse, alles war aufgefressen, Gogrick hatte sich eben an den letzten Rest in unsern Butterkübeln gemacht, um den ihn Karoline stark beneidete; lauernd saß sie da, um sie ihm wegzuschnappen. Doch wir kamen ihr zuvor und faßten Gogrick auf frischer Tat, ebenso die drei andern. Ich glaube nicht, daß ihnen das Essen bekam, das ihnen noch wenige Minuten vorher so gut geschmeckt hatte, denn wir gingen nicht gerade sehr zart zu Werke, als die Bestrafung begann. Aber es war notwendig, sie zu züchtigen, denn es war Proviant für vier Tage aufgefressen worden, und das will viel sagen.

Am folgenden Tage ging anfangs alles schlecht; wir hatten Gegenwind und dazu die überfressenen Hunde. Doch das Eis half uns, da es schräg nach unten abfiel. Es wurde aber immer unebener, und schließlich konnten wir den Schlitten gar nicht vorwärts bekommen, sondern mußten ihn halb abladen und uns dann wieder weiter quälen, bis wir etwa einen Kilometer vom Gletscher waren. Von hier war es unmöglich, einen ordentlichen Weg weiter zu finden; wir kehrten deshalb zu unsern Zeltsachen zurück und schlugen um 9 Uhr abends das Zelt auf in der Hoffnung, daß der nächste Tag gut sein werde, eine Hoffnung, mit der wir stets in die Schlafsäcke gingen.

Allein es sollte nicht so sein. Zwar kamen wir am 18. April ganz gut weiter und gelangten bis zum Gletscher; doch schon nachmittags frischte der Wind wieder auf, wie er es auch am Vormittag getan hatte, und um $8^1/_4$ Uhr abends schlugen wir das Zelt auf, denn die Hunde wie auch wir waren sehr erschöpft.

Der Sturm, den wir erwarteten, blieb nicht aus, und wir waren genötigt, bis zum 21. April mittags im Zelt zu bleiben; dann flaute es endlich ab.

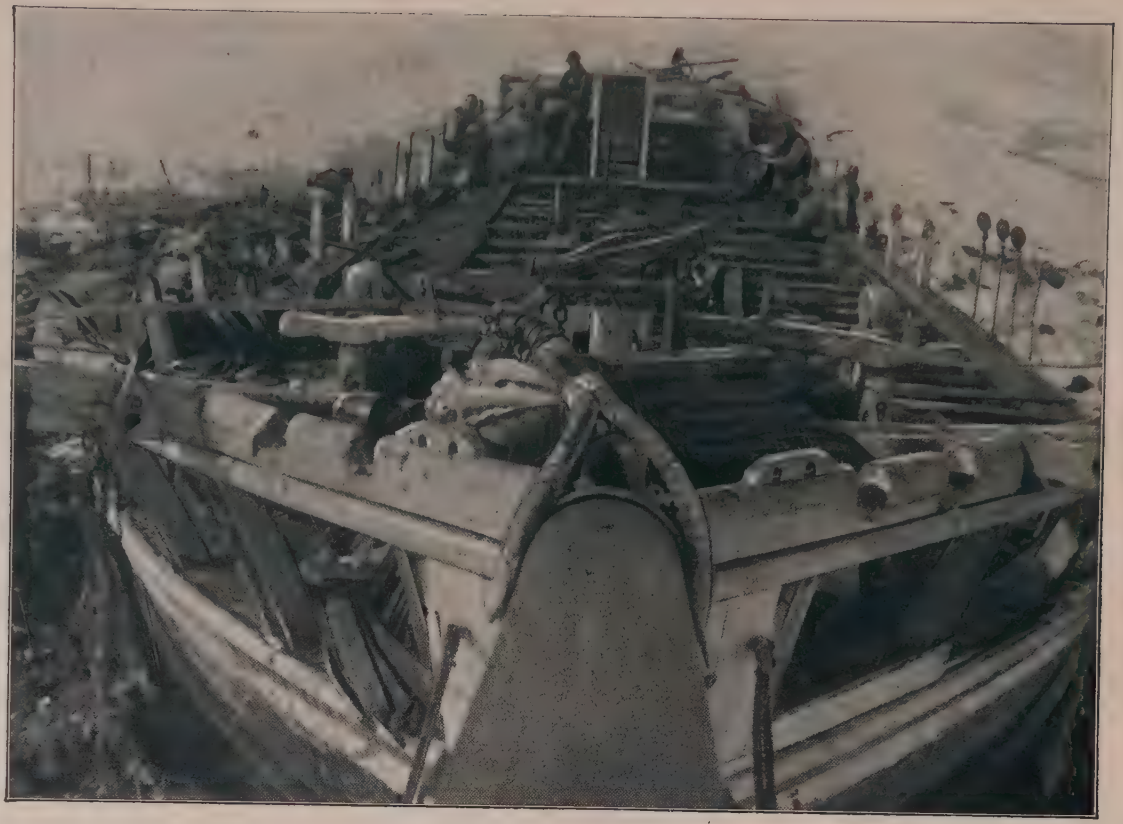
Der erste Tag im Zelt geht fast immer damit hin, die Kleider auszubessern usw.; was aber darüber ist, ist vom Übel. Man liegt da und vergebens versucht man zu schlafen; dann erzählt einer dem

andern etwas aus seinen Erinnerungen; man kann nicht umhin, es sich anzuhören, wiewohl man es vorher schon unzählige Male gehört hat. Eigentlich hört man auch nur zu, um den Erzähler zu verbessern, wenn er etwas falsch sagt oder etwas im übrigen ganz Unwichtiges vergißt. Wir andern kennen die Geschichte ebenso gut wie der Erzähler.

Dann liege ich da und berechne den Proviant, und wir essen nur die halbe Ration, da wir nicht fahren, und auch mit dem Proviant für die Hunde knickern wir.

Endlich legt sich der Sturm, und wir können fort, aber auf dem unwegsamsten Terrain, das wir bisher noch gehabt. Es geht durch eine Schlucht nach der andern, bis wir zwischen Königin-Luise-Land und dem nördlich davon liegenden Ymers Nunatak an der Gletscherwand stehen. Aus dem Gletscher ragen hier und dort Berge auf, allein es war unmöglich, hier, wo er eine Höhe von etwa 70 Meter hatte, auf ihn hinaufzukommen. Wir fahren deshalb zu einem kleinen See hinunter, den wir im Süden von uns hatten liegen sehen und der direkt an den Gletscher stieß, da wir glaubten, über diesen hinweg nach Königin-Luise-Land und von dort auf das höher gelegene Inlandeis zu gelangen. Zum See kamen wir gut hinunter und wir waren erstaunt, hier Land zu haben, noch mehr aber, als wir am Gletscherrand entlang um ihn herum fuhren und auf der andern Seite einen neuen See fanden, der etwa 30 Meter tiefer lag als der erste, bedeutend größer und mit einer Menge Eisberge angefüllt war. Seen auf dem Inlandeis anzutreffen war die interessanteste Erscheinung. Zwar waren sie zugefroren, sie machten aber einen sehr behaglichen Eindruck auf uns, als wir abends das Zelt aufschlugen, da es uns vorkam, als lägen wir auf einem Fluß und nicht auf dem Inlandeis, das uns doch von drei Seiten umgab, während wir auf der vierten das Königin-Luise-Land hatten.

Auf Land war hier und dort ein wenig Moos zu finden; sonst sahen wir aber nicht das geringste Leben. Wir standen jetzt vor der Aufgabe, einen Aufstieg zum Inlandeis zu unternehmen. Unser langes „Alpenseil", wie wir es nannten, leistete uns hierbei gute Dienste, so daß am nächsten Tag, als wir begannen, die Sachen heraufzunehmen, alles in etwa $3^1/_2$ Stunden getan war. Allein auch hier mußten wir vieles



Die Alabama im Abbruch.

Poulsen beim Ofen.

Im Schutzhaus.

zurücklassen, und unsere Last hatte sich beträchtlich verringert. Wir teilten uns in zwei Partien. Poulsen blieb unten auf dem Eise zurück, um den Schlitten beladen zu können, während Olsen und ich mit unsern sechs Hunden und dem Seile auf den Gletscher stiegen, indem wir rundum am Land entlang und von dort auf das Eis gingen. Hier oben wurden die Hunde an das Seil gespannt, an dessen anderm Ende der Schlitten angebunden war. Bei seinem geringen Gewicht konnten wir den Schlitten heraufbekommen, doch glitt er nicht immer auf den Kufen, sondern kam oft ganz auf der Seite schleifend über den Gletscherrand, wo wir standen. An diesem Tage priesen wir unser Alpenseil und waren froh, es nicht ebenfalls als überflüssige Last zurückgelassen zu haben.

Endlich bekamen wir das erwartete Eis, von dem wir soviel gehört und gelesen hatten; aber es war auch Zeit, denn unser Proviantvorrat begann zu schwinden und wir waren vorläufig nach unserer Berechnung mit unserm Kurs ein gutes Stück im Rückstand. Jetzt gehörte Glück dazu, durchzukommen; doch das, glaubten wir, würde nicht ausbleiben, wo wir so gutes Eis hatten, das freilich sehr anstieg. Da wir aber zugleich zwei Tage gleichmäßig gutes Wetter hatten, sahen wir alles von der lichtesten Seite an, ein Fehler, der bei den Menschen leider allzu häufig ist. Denn jetzt bekamen wir abermals zwei Tage Sturm und Schnee, so daß das Fahren unmöglich war. Wir versuchten es, als der Wind am 24. April ein wenig abflaute, mußten es aber wieder aufgeben. Erst am 25. abends gegen 7 Uhr konnten wir unser Zelt abbrechen und weiter nordwärts gehen, aber immer noch bei einer starken Brise, die weder für die Hunde noch für uns angenehm war. Das Resultat war denn auch, daß wir um 2 Uhr nachmittags das Zelt aufschlagen mußten, nachdem wir etwa 15 Kilometer weitergekommen waren.

Wie sollte es nur werden, wenn es auf diese Weise fortging? Der Proviant wurde aufgezehrt, weiter kamen wir nicht, und die Hunde wurden immer träger und zogen nicht mehr sonderlich gut. Dann bekamen wir abermals zwei Tage Sturm; es schien unmöglich, westlich rund um das Land zu kommen, doch gaben wir die Hoffnung noch nicht auf. Drei Tage fuhren wir nach Südwest und Süden,

da das Land jetzt im Süden abfiel; beständig aber stieg das Eis, und der Wind kam uns direkt entgegen.

Am 1. Mai waren wir an der Westküste entlang bis etwa 77 Grad nördlicher Breite gelangt und sahen, daß das Land im Süden und Südsüdwesten abfiel; dort erblickten wir auch die Gipfel einiger Nunatakker, die in einer Entfernung von etwa 30 und 60 Kilometer aus dem Eise ragten.

Wir waren oben auf der Höhe einer der Inseln, aus denen die Westküste — wenigstens soweit wir kamen — bestand, und hatten von hier aus einen guten Überblick über das Land, das aus nichts als Berggipfeln und Tälern bestand, die etwa 400—500 Meter über der Oberfläche des Inlandeises lagen. Wir hatten uns die Möglichkeit gedacht, quer über das Land zu gehen, was uns etwa 110 Kilometer erspart hätte; doch es erwies sich als mit zu großem Risiko verbunden, in die Täler hinunterzukommen, weil wir nicht sehen konnten, wohin sie führten, denn die Berge erhoben sich steil über dem Eise und versperrten uns die Aussicht. An diesem Tage begann unsere Rückkehr auf demselben Wege, den wir gekommen waren, aber jetzt nur mit fünf Hunden, da Kristian sein Leben hatte lassen müssen, um den andern Hunden als Futter zu dienen; dies war bei der Berechnung unseres Hundeproviants mit vorgesehen. Als wir umkehrten, hatten wir etwa 340 Kilometer bis zur „Alabama" und knapp berechnet 12 Tage Proviant für uns selbst; wir konnten also ausrechnen, daß wir keine Rasttage halten durften und durchschnittlich täglich 29 Kilometer fahren mußten, eine harte Aufgabe für erschöpfte Hunde, die allmählich nur noch Haut und Knochen waren. Was uns selbst anlangt, so befanden wir uns ausgezeichnet. Jetzt ging es ja bergab, und ich konnte endlich Gebrauch von meinen Schneeschuhen machen, die mitzunehmen ich durchgesetzt hatte, obwohl ich häufig aufgefordert worden war, sie zurückzulassen. Übrigens habe ich sie von dem Tage ab benutzt, als wir auf das Eis hinaufkamen, und sie haben mir gute Dienste geleistet.

Ich lief dem Schlitten voraus, was die Hunde anspornte, viel besser zu ziehen, und am ersten Tage des Rückwegs waren wir auch 10 Kilometer weiter gekommen, obwohl wir nur von 2 Uhr nachmittags bis $8^1/_2$ Uhr abends gefahren waren; aber ein starker Wind

hatte uns auch gut vorwärts geholfen. Jetzt waren wir sicher, den Wind im Rücken zu behalten, und wir konnten bei bedeutend stürmischerem Wetter fahren als vorher.

Im Laufe der ersten Nacht kam jedoch eine so steife, orkanartige Brise mit einer Menge Schnee, daß wir, zur Untätigkeit gezwungen, zwei Tage im Zelt liegen mußten und außerdem den Schmerz hatten, daß Bajads starb. Ob es vor Kälte oder Überanstrengung geschah, wissen wir nicht. Wir fanden ihn am zweiten Sturmtage scheinbar tot im Schnee liegen und brachten ihn so schnell wie möglich ins Zelt, nachdem wir ihn vorher im Schutze desselben erst mit Schnee einigermaßen warm gerieben hatten.

Drinnen im Zelt schlug er die Augen auf und schaute uns so schwermütig und müde an, als wollte er sagen: „Laßt mich lieber sterben, ich kann doch nicht mehr." Wir konnten sehen, wie er litt, und glaubten, etwas warmes Essen würde ihm gut tun; deshalb fütterten wir ihn mit unserm warmen Pemmikan und es gelang uns auch, ihm etwas davon einzuflößen; als er wieder anfing zusammenzufallen, nahm ihn Poulsen mit in seinen Schlafsack, erwärmte ihn und ließ ihn künstliche Atembewegungen machen.

Plötzlich öffnete Bajads die Augen wieder, die in der letzten halben Stunde geschlossen gewesen, doch nur für einen Augenblick, wie um uns Lebewohl zu sagen; dann überlief ihn ein Zittern, und Bajads war tot, befreit von den Entbehrungen und der Erschöpfung, die das Los eines Expeditionshundes sind.

Es klingt seltsam; aber daß Bajads mitten unter uns, in des Wortes voller Bedeutung in unsern Armen starb, machte einen tiefen Eindruck auf uns drei, denn wenn wir auch häufig rasend über ihn waren, sobald er — müde, wie er selbstverständlich war — z. B. im Kreise herumlief, die Stränge in Unordnung brachte und nicht ordentlich zog, so verloren wir an ihm doch einen unserer treuesten Gefährten.

In der ersten Stunde nach Bajads Tod herrschte Schweigen im Zelt; keiner von uns war zum Sprechen aufgelegt. Dort oben in den Polargegenden aber geht Natur über Erziehung; wir konnten es uns nicht leisten, ihn zu begraben, zwei Stunden nach seinem Tode wurde er als Futter unter die vier übriggebliebenen Hunde verteilt.

Am 4. Mai stürmte es immer noch; doch wir konnten nicht länger mehr warten, wir mußten weiter, und mit dem Wind im Rücken ließ es sich auch machen. Es ging jetzt bergab, aber der Schlitten kam auf der Fahrt nicht gut davon. Zwar vermieden wir den steilen Gletscher, indem wir nördlich um das Land gingen, trotzdem aber hatten wir doch so viel schlechtes Eis, daß die Schlittenkufen entzweigingen und wir gegen 6 Uhr nachmittags anhalten und versuchen mußten, den Schlitten zu reparieren. Wir kamen darauf, meine Schneeschuhe als Kufen unterzubinden; allein es kostete uns doch noch tüchtige Arbeit, bis sie fest saßen, da die Beschläge von den alten Kufen an den Schneeschuhen angebracht werden mußten, bevor wir diese darunter befestigen konnten. Noch ein zweites Malheur hatten wir an diesem Abend; ich brannte ein Loch etwa von der Größe eines Quadratmeters in das Zelt, als ich während des Kochens nicht gut genug auf unsern Primus acht gegeben hatte, der der Zeltwand zu nahe gekommen war. Das Segeltuch des Schlittens mußte herhalten, um einen Flicken für das Zelt abzugeben; ich pries mein Mißgeschick nicht, da ein Teil meiner Schlafenszeit damit hinging, das Loch zu flicken. Am nächsten Tag kamen wir im Laufe des Nachmittags auf unsere alte Spur und gelangten abends bis zum Depot, das wir erreichen mußten, da die Schneeschuhe vollständig abgenutzt waren. Hier im Depot hatten wir auf der Herfahrt ein paar Schlittenkufen zurückgelassen, die jetzt angebracht wurden. Wir waren jetzt aber auch darüber im klaren, daß der Schlitten mit allergrößter Vorsicht gefahren werden mußte, wenn wir ihn überhaupt mit nach Haus bringen wollten, so gebrechlich war er geworden. Am besten war es, ihn umgekehrt fahren zu lassen; so machten wir es auf dem ganzen Rest der Reise.

Noch ein Mißgeschick begegnete uns, als wir auf dem Inlandeis waren. Poulsen wurde schneeblind und konnte sich zwei Tage nicht vom Schlitten entfernen, sondern mußte sich die ganze Zeit daran festhalten, um mitzukommen. Es war für ihn wie für uns eine niederträchtig unangenehme Situation, denn häufig fiel er auf die Nase und stolperte auf dem Eise, da wir beide in unserm Eifer, den Schlitten vorwärts zu bringen, mitunter vergaßen, ihn vor Löchern und dergleichen zu warnen.

Wir waren auf das flache Inlandeis heruntergekommen, und mit den erschöpften Hunden — ihre tägliche Ration betrug jetzt 300 Gramm Pemmikan — ging es langsam vorwärts, trotzdem wir drei ebenfalls jeder im Zuggurt gingen, was wir schon die ganze Zeit getan hatten. Es täglich bis auf 29 Kilometer zu bringen, war uns jetzt unmöglich; obendrein hatten wir auf dem Rückweg auch noch Rasttage gehabt.

Erst am 10. Mai kamen wir vom Inlandeis hinunter an dieselbe Stelle, wo wir hinaufgestiegen waren. Daß der Sommer sich näherte, konnten wir in hohem Maße bemerken; es waren jetzt eine Menge Wasserläufe auf dem Eise, und selbst der Gletscher hatte sich verändert, da ein Teil davon herabgestürzt war. Ebenso war die Temperatur bedeutend gestiegen, bis auf 3 Grad Wärme und in der Sonne sogar auf 6 Grad. Von der Abstiegstelle bis zur „Alabama" waren es noch etwa 200 Kilometer; das Schiff mit dem uns noch verbliebenen Proviant zu erreichen, war meines Erachtens unmöglich. An Jagd glaubte ich nicht. Selbstverständlich hätten wir mit Hilfe der für Kapitän Mikkelsen angelegten Depots zum Schiff kommen können, allein von diesen Depots hing seine Reise ab, und es war zweifelhaft, ob neue angelegt werden konnten, bevor das Eis aufbrach, weshalb ich mich entschloß, nach Danmark-Hafen zu gehen, wohin es nur 80 Kilometer waren und wo sich Proviant befand. Am 14. Mai kamen wir nach einer anstrengenden Tour um die Mittagszeit über den tiefen, weichen Schnee der Dove-Bucht und gelangten zur westlichen Spitze des Danmark-Hafens, sowohl wir wie die Hunde mit leeren Magen. Zwei Stunden Arbeit kostete es uns noch, die Tür des Hauses aus dem Schnee zu graben; dann kamen wir hinein und machten Feuer und kochten etwas. Hierauf schliefen wir bis spät in den nächsten Vormittag, um dann wieder zu essen und zu schlafen. Es war ein hoher Genuß, in trocknen Schlafsäcken zu liegen, reichlich Essen zu haben und die Hunde mit erhobenen Schwänzen, dem Zeichen ihrer Freude, herumlaufen zu sehen.

Zwei Tage lang genossen wir das Leben im Danmark-Hafen; länger konnten wir nicht dort bleiben, da wir nicht mehr als notwendig von dem Proviant aufbrauchen durften, und am 16. Mai

abends verließen wir mit einigermaßen frischen Hunden und Proviant für acht Tage den gemütlichen kleinen Platz. Das letzte, was wir vom Danmark-Hafen sahen, war das Kreuz, das zum Andenken an Mylius-Erichsen, Höeg-Hagen und Brönlund nach Norden zeigte und sich scharf und dunkel von den dahinter liegenden Bergen abhob, die am nordwestlichen Himmel von der Sonne beleuchtet waren.

Dann verschwand alles im Nebel, der von dem offenen Wasser im Osten von Kap Bismarck heranrollte, und während wir unserer Spur folgten, glitt der Schlitten in dem tiefen, lockern Schnee langsam zum Kap Helgoland hinüber und von hier südwärts zur Dove-Bucht, heim zur „Alabama".

Auf dem Wege zum Haystack hatten wir an mehreren Stellen von Osten nach Westen durchgehende Spalten, über die wir jedoch gut hinweg kamen. An der Nordseite der Bessel-Bucht aber mußten wir ganz dicht an Land, um weiterzukommen; aber auch das ging!

Je mehr wir uns der „Alabama" näherten, desto mehr sprachen wir darüber, wie schön wir es haben werden, wenn wir an Bord kommen und unsere beiden Kameraden treffen, die fast drei Monate auf dem Schiff zugebracht hatten. Und als wir am 22. Mai abends von unserm letzten Zeltplatz, etwa 40 Kilometer von der „Alabama", aufbrachen, waren wir einig darüber, daß es jetzt in einem Zuge gehen mußte.

Als wir zwischen der Bucht auf der Nordspitze der Shannon-Insel und dem Lande fuhren, konnten wir sehen, daß Unger kürzlich hier gewesen sein mußte, denn wir fanden frische Spuren von ihm. Wir beschleunigten die Fahrt des Schlittens, dessen Last durch zwei von unsern Hunden, Tandbylden und Gamlen, vermehrt war, die verbraucht und überanstrengt, wie sie waren, sich nicht mehr weiterschleppen konnten. So dicht bei der „Alabama" aber wollten wir sie nicht töten; wir fanden, daß sie nach dieser Reise ein paar gute Tage verdienten, und wir konnten ja auch noch großen Nutzen von ihnen haben.

Wir näherten uns dem Gletscher immer mehr und wußten, daß, wenn wir ihn erst erreichten, wir die „Alabama" sehen würden. Um 12 Uhr mittags, als wir dort eintrafen, sahen wir zwei Maste unten an der kleinen Spitze unsers Hafens. Das Fernglas wurde hervorgeholt. Was konnte das sein? Ob ein Schiff angekommen war?

So früh im Jahr war das nicht gut möglich. Mir war, als bekäme ich einen Schlag ins Gesicht, als ich erkannte, was es war! Lange Zeit sprach ich kein Wort, sondern blickte nur durch das Fernglas. Olsen brach das Schweigen.

„Sie ist ja gesunken!", sagte er.

„Ja, das ist sie", war meine Antwort.

Allerlei Gedanken durchkreuzten unser Gehirn in der letzten halben Stunde, bis wir ganz zur „Alabama" gelangten. Wo sind Jörgensen und Unger, fragten wir uns immer wieder, da wir von ihnen nicht das geringste erblickten und auch kein Zeichen gewahrten, daß sie sich bei dem Schiff befanden. Und wie konnte das Unglück geschehen sein?

Als wir an der Seite des Vorderteils der „Alabama" waren, das aus dem Eise hervorragte, sahen wir ein Zelthaus auf Land; wir fuhren hinauf.

Als wir Karoline und Gogrick, die jetzt, wo sie Menschen witterten, in vollem Laufe waren, mit dem letzten „woo" vor dem Eingang zum Zelt anhielten, hörten wir, daß drinnen ein Primus kochte.

Die Schlittenreise war nach einer Dauer von 83 Tagen beendet.

Nachdem die ersten Willkommengrüße ausgetauscht waren, erfuhren wir, was mit der „Alabama" geschehen war. Am 13. März, also nur 10 Tage nach unserm Aufbruch zu der Schlittenreise, hatte die „Alabama" angefangen voll Wasser zu laufen, so daß alle unsere Kleider und was sich sonst noch auf dem Schiff befand auf Land gebracht werden mußte. Noch einige Zeit wohnten Jörgensen und Unger an Bord unten in der Kajüte, in der das Wasser mit jedem Tage immer höher stieg. Unger war damit beschäftigt, mit Hilfe von Planken und Segeln auf Land ein Haus zu bauen; es war gerade zur Benutzung fertig, als das Wasser Jörgensen und Unger aus der Kajüte vertrieb. Die Arbeit, die diese beiden Männer geleistet haben, indem sie die Menge Sachen unter ungünstigen Umständen — Jörgensen war krank, das Schiff voll Wasser — an Land brachten, gereicht beiden zu großer Ehre.

Als wir drei, Olsen, Poulsen und ich, an den Hafen kamen, lag das ganze Achterschiff bis zur großen Luke in der Oberkante des Eises, während der Bug noch vom Eise getragen wurde. Bei näherer

Untersuchung des Fahrzeugs stellte sich heraus, daß die Spanten an Backbord zerbrochen und der Mast durch den Boden des Schiffes gegangen war.

Zum Fahren konnte die „Alabama" nicht mehr gebraucht werden, und wir beschlossen deshalb, so viel Holz von dem Schiff abzubrechen, daß ein Haus davon gebaut werden konnte, damit wir eine Wohnung für den nächsten Winter hatten; denn jetzt hing es von einem Zufall ab, wann wir wieder heim konnten.

Inzwischen sollten Berichte in den Depots auf der südöstlichen Spitze der Shannon-Insel und auf Baß Rock, und eventuell weiter südlich niedergelegt werden, wenn das Eis es erlaubte. Am 1. Juni brachen Unger und ich auf, um dies auszuführen und gleichzeitig ein Depot auf dem Festland anzulegen, das aus Proviant und einem Kajak zum Gebrauch für Kapitän Mikkelsen und Iversen bestand, falls das Eis zwischen der Shannon-Insel und dem Festlande aufgebrochen sein sollte, wenn sie zurückkehrten.

Die Reise verlief gut, obwohl wir viele Spalten und offenes Wasser, das dicht bis Baß Rock reichte, zu umgehen hatten.

Wir versuchten südwärts bis zur Clavering-Straße zu kommen, wurden aber am Südende der Pendulum-Insel von offenem Wasser aufgehalten, das bis ganz zur Küste ging und sich so weit erstreckte, als wir nach Süden sehen konnten.

Im Depot auf Baß Rock fanden wir Post von der Danmark-Expedition, die im Winter 1906/07 von dieser dort niedergelegt worden war, wie in einem offenen Brief von Mylius-Erichsen mitgeteilt wurde.

Hier und auf der Shannon-Insel wurden Berichte zurückgelassen, ebenso offene Briefe an den Finder, um die Berichte nach Haus zu bringen, und eine Mitteilung über den Untergang der „Alabama".

Am 16. Juni kehrten wir wieder zu unserm Winterhafen zurück.

Wir hatten auf dieser Reise nur drei Hunde mit. Tandbylden war so erschöpft und verbraucht, daß er als Schlittenhund nicht mehr zu gebrauchen war; er schleppte sich auf unserm Hafenplatz umher und genoß es, sich alle Tage sattfressen zu können, bis wir Shannon verließen; dann machte eine Kugel seinem Leben ein Ende. Dasselbe Schicksal ereilte Gamlen; er machte diese letzte Tour mit, war dann

Das Wrack der Alabama.

Auf dem Weg zum rettenden Schiff.

Letzter Blick auf die Alabama (1. August 1910).

aber, da er beim Übergang über die Spalten durchs Wasser hatte gehen müssen, so zugrunde gerichtet, daß eine Kugel eine Erlösung für ihn war, wenn man diese Tiere auch wie Menschen liebt.

Gleich nach der Rückkehr begannen wir das Vorderdeck der „Alabama" abzubrechen, und wir hatten allmählich so viel Holz, daß wir am 1. Juli mit dem Bau des Hauses anfangen und am 14. einziehen konnten. An dem Abend, wo wir im Hause schlafen gingen, waren wir sehr stolz auf unsere Arbeit. Unger als Zimmermann war Baumeister, während Olsen und ich als Zimmergesellen fungierten, eine Branche, in der wir vorher noch nicht aufgetreten waren, die übrigens sehr lehrreich war.

Um dieselbe Zeit waren Jörgensen und Poulsen als Beobachtungsposten zu dem Depot an der Südostspitze der Shannon-Insel gegangen, falls sich ein Fahrzeug zeigen sollte, mit dem sie Näheres verabreden sollten. Als das Haus fertig war, lösten Unger und ich den Posten dort unten ab. Während unseres Aufenthalts kam die Yacht „Der Siebente Juni" aus Aalesund mit Kapitän Landmark am 27. Juli 1910 zum Shannon-Depot, nachdem sie auf Baß Rock den Bericht gefunden. Es wurde mit Kapitän Landmark verabredet, daß er uns mit nach Haus nehmen sollte. Am selben Abend traten Unger und ich den Weg von 45 Kilometer nordwärts zu unserm Hafen an, um die andern zu benachrichtigen.

Diese Tour dahin und drei Tage später wieder zurück war in jeder Hinsicht die niederträchtigste. Wir wateten auf dem Eise bis an den Leib im Wasser und, als wir auf Land kamen, ging es eine Strecke von etwa 5 Kilometer in Sumpf und Moränen bis weit über die Knie, wodurch wir genötigt waren, den Schlitten zu tragen. Zur Winterszeit bei ordentlicher Bahn machten wir diese Tour in etwa 8 Stunden; als wir das letztemal hinunterfuhren, brauchten wir ununterbrochen 36 Stunden und gelangten nicht einmal mit unsern Sachen hin, sondern mußten sie am folgenden Tage holen, da sie etwa 10 Kilometer vom „Siebenten Juni" entfernt zurückgelassen waren, der dicht vor dem Depot an der Eiskante vertäut lag.

Den ganzen Monat Juli hindurch warteten wir auf die Rückkehr von Kapitän Mikkelsen und Iversen. Als sie jedoch bis zum

1. August nicht gekommen waren, gingen wir weiter südwärts, da wir ihnen besser zu dienen glaubten, wenn wir jetzt heimkehrten, wo sich eine Schiffsgelegenheit bot, anstatt den Proviant zu verzehren. Es konnte auch so schwierig genug für sie werden, wenn es mit der Jagd so schlecht bestellt blieb wie bisher.

Es war ein sonderbares Gefühl, mit dem wir von dem „Alabama-Hafen" schieden, der Stätte, die ein Jahr lang unser Heim gewesen und die so viele Erinnerungen und Erlebnisse für uns barg. Trotz der Ungewißheit über das Schicksal unserer beiden Kameraden, von denen wir uns am 10. April auf dem Inlandeis getrennt hatten, als sie nach Norden zogen, unbekannten Gefahren, Anstrengungen und Entbehrungen entgegen, waren wir doch alle überzeugt, daß Kapitän Mikkelsen, da er die Führung hatte, vermöge seiner eisernen Energie, seiner Kenntnis der Polarnatur und mit einem Gefährten, der ihm durch alles folgen würde, sich zu helfen und seinen Weg zu finden wissen werde.

Am 2. August abends verließen wir an Bord des „Siebenten Juni" das Shannon-Depot und gingen nordwärts im Landwasser, um nochmals in unserm Winterhafen nachzusehen, ob unsere Kameraden etwa dort angekommen waren. Am 3. kehrten wir unverrichteterdinge zurück; wir gerieten auf unserm Wege nach Süden bei der Gefrorenen Bai fest ins Eis und kamen erst am 7. wieder los, worauf wir abermals zum Shannon-Depot gingen, um zu sehen, ob sich dort eine Nachricht befand. Aber nein! Niemand war dort gewesen!

Zum letztenmal sagten wir der Shannon-Insel Lebewohl und steuerten um Mitternacht ins Eis hinaus. Nach einer Reihe von Widerwärtigkeiten — die Schraubenwelle verbog sich, so daß der Motor unbrauchbar wurde — und nach einer Begegnung mit der Zivilisation in Gestalt des Schoners „Minerva", der ausgesandt war, uns zu suchen, kamen wir am 11. August aus dem Eise heraus und nahmen unsern Kurs auf Aalesund. Am 19. August 1910 langten wir abends dort an und wurden von den norwegischen Behörden aufs liebenswürdigste empfangen.

Register.

Aagaard, Maschinist 4. 13. 19.
Aalesund 363. 377. 378.
Academy-Land 120.
„Alabama", Expeditionsschiff 3. 5. 6. 18. 19. 21. 22. 23. 24. 26. 27. 28. 29. 110. 111. 112. 188—190. 307. 309. 373. 374; Abbruch 377; Besatzung 4; Desinfektion 9; das erste Eis 11. 12; Großreinmachen an Bord 56; Lotse an Bord 13. 14; Untergang 6. 308. 375. 376; Winterhafen 376. 378; das Wrack 308.
Amdrup, Fregattenkapitän 3. 111.
— -Expedition 16.
— -Land 209. 215.
Angmagsalik 8. 9. 10. 15. 18.
— -Fjord 12.
Anorak, Eskimorock 15.
Ardencaple-Inlet 364.

Bajads, Hund 365. 371.
Bamsen, Hund 40.
Bären 54. 203. 207. 224. 292. 315. 317. 347. 348. 351; Besuch 55. 329; Fleisch 207; Jagd 54. 70—74. 210. 211. 235. 279. 280; Überfall auf Haus 348—350.
Baß Rock 55. 187. 323. 330. 334. 336. 355. 376. 377.
Bastard, Hund 32. 50.
Bessel-Bucht 50. 60. 374.
— -Fjord 364.
Björn, Hund 63. 92. 99. 100. 103. 125. 126. 192. 236. 242. 246. 247. 255.
Block, Kapitän 7.
Bock, Hund 147.
Brockmeyer, Kapitän 10. 20. 21.
Brönlund, Eskimo 1. 2. 3. 133. 172. 179. 184. 374; Grab 45; letzte Nachricht 3; Sterbelager 43; Tagebuch 2. 180. 186.
— Brönlund-Fjord 184.
Brönlunds-Warte 182.

Cirruswolken 148. 149. 150. 333.
Clavering-Straße 376.

Danmark-Expedition 1. 3. 4. 180. 185. 191. 207. 210. 293. 295. 376; Depotplatz 203; Komitee 3. 4.
— Danmark-Fjord 1. 43. 142. 145. 147. 151. 152. 154. 163. 171. 172. 173. 174. 175. 179. 180. 181. 185. 188. 190. 191. 193.
— -Hafen 26. 37. 38. 48. 268. 274. 275. 282. 285. 288. 290. 291. 296. 301. 302. 304. 315. 373. 374.
Dan-Motor 4. 22.
„Der siebente Juni", Yacht 377. 378.
Dijmphna-Fjord 214. 224.
Dove-Bucht 68. 93. 94. 373. 374.

Eidergänse 213. 317.
Eisberge 11. 12. 19. 77.
Erichsen, Mylius 1. 2. 3. 133. 172. 176. 185. 191. 204. 207. 217. 374. 376; Bericht, erster 179; zweiter 184. 186; Depots 2. 43. 180. 182. 204; Expedition, Resultate 1; Hilfsexpedition 2; Lager 44; Leiche 44; Mitteilungen von Koch und Thostrup 217; Proviantmangel 2; Skizzen 44; Sommerlager 179. 182. 183. 187. 191; Steinmale 174. 175. 177. 178. 181. 182. 183. 193; Tagebücher 3. 180.
Erik, der Rote 83.

Eskimos 13. 15. 16. 17. 18; Frauen 17. 18; Kajakruderer 18. 19; Robbenjagd 209; Überreste 210. 293. 295. 319; Zeltringe 184. 210.
— -Halbinsel 209.

Färöer 6.
Fritz, Hund 128.
Fuchs, weißer 343.
— Hund 150. 158.
Füchse 29. 43. 161. 166. 181. 281. 311. 318. 328. 332. 347. 348. 351. 354.
Fyn-See 152. 172.

Gael-Hamkes-Bucht 361.
Gamlen, Hund 365. 374. 376.
Garde, Marineminister 21.
Gefrorene Bai 306. 378.
Germania-Land 94.
Gezeitenspalten 214. 306.
Gine, Hund 46.
Girly, Leithund 32. 40. 51. 63. 78. 92. 96. 99. 100. 103. 104. 120. 121. 125. 126. 155. 156. 157. 192. 208; krank 223. 233. 234; tot 236. 237.
Gletscher vor dem Inlandeis 82.
— -Bucht 40.
— -Wand 366. 368.
„Glücksinsel" 270.
Glückstadt, V., Generalkonsul 3.
Gogrick, Hund 100. 365. 367. 368. 375.
Göjs, Hund 192. 215. 221.
Grammophon 19. 63. 325.
Grimrian, Hund 74. 89. 96. 192. 204. 208. 236. 242. 247. 255. 258. 259.
Grönland 10. 12. 64. 76. 361. 363; Erforschung 4; „grünes Land" 83; Nordostküste 1. 11.
Gundersted-Tal 181.

Hagen-Fjord 184.
„Hans Egede", Schiff 6.
Hasen 85. 161. 166. 174. 179. 181. 184. 214. 255. 281. 317. 318. 324. 339. 340. 356.
Hayftack 54. 60. 304. 374.
Heidekraut 161. 167. 168. 170. 171.
Heilprin-Land 184. 186.
„Hekla", dänischer Kreuzer 7. 9.
Henius, Konsul 3.
„Herkules", norwegischer Kutter 25.
Hjertefjeld-Tal 175. 181.
Höeg-Hagen, Leutnant 1. 2. 3. 44. 152. 172. 179. 184. 186. 207. 374; Kartenskizzen 2. 44. 180; Tagebücher 3.
Holm, Kapitän zur See 3.
— der erste Weiße in Angmagsalik 17.
Holstenborg 11.
Hovgaard-Insel 44. 214. 220. 221. 224. 228. 230. 242. 264.
Hunde 6. 7. 18. 19. 20. 40. 41. 46. 48. 49. 50. 60. 61. 64. 66. 67. 68. 69. 74. 78. 80. 91. 101. 102. 105. 109. 126. 127. 129. 132. 137. 141. 142. 144. 150. 155. 156. 158. 167. 174. 176. 192. 195. 202. 215. 222. 223. 242. 243. 246. 247. 365; Anzeichen von Krankheit 37; Einbrechen in Eisspalten 118; Fleisch 258; Futter 37. 39. 48. 89. 132; Gefräßigkeit 165. 166; Kauf 14. 15. 17; Patentfutter 208; auf Schlittenreise 42; Schokolade als Belohnung 204; Strafen 104; der erste tote, auf der Schlittenreise 37; Tötung 8; Übergang über Spalten 136; Vermehrung 55; verschmähen Hundefleisch 40. 125; vertragen kein Wasser 208; Zuruf an 32.
Hundeleber, giftige Wirkung 258. 259. 269. 271.
Hvalpersen, Hund 136. 138.

Independence-Bay 184.
— -Fjord 184. 186. 188.
Inglefield-Golf 120.
Ingolf-Berg 11.
— -Fjord 209.
Inlandeis 12. 42. 45. 75. 76. 79. 80. 82. 83. 122. 133. 152. 154. 164. 168. 197. 198. 200. 272. 373.
Island 9. 20.

„Islands Falke", Schiff 10. 21.
Iversen, Iver P., Maschinist 2. 4. 21. 22. 28. 32. 37. 40. 44. 46. 47. 51. 56. 58. 59. 64. 72. 74. 77. 78. 84. 85. 91. 92. 93. 99. 107. 111. 114. 121. 126. 135. 136. 146. 156. 157. 158. 160. 164. 165. 166. 180. 183. 188. 192. 196. 197. 198. 201. 205. 206. 208. 209. 210. 211. 213. 214. 215. 216. 218. 221. 222. 225. 234. 235. 246. 247. 248. 249. 250. 255. 256. 257. 259. 263. 265. 269. 273. 274. 279. 283. 292. 293. 294. 305. 307. 309. 324. 327. 329. 345. 347. 348. 349. 350. 354. 359. 360. 361. 376. 377; Geburtstag 269; als Hundefänger 87. 88; als Koch 311. 340. 348; krank 242. 253. 254. 298. 299; Lieblingslied 141. 250; Lied 323. 324; Schlitten 100. 101. 130. 131. 136. 137. 151; in Spalte eingebrochen 118. 119. 140; Tagebuch 187. 316.

Jan-Mayen 362.
Jensen, Sören 19.
Jörgen, Hund 32. 40.
Jörgensen, C. H., Oberleutnant 4. 8. 18. 31. 32. 34. 35. 39. 43. 44. 47. 49. 50. 51. 56. 57. 59. 60. 65. 66. 114. 375. 377.

Kaffee 55.
Kajak, Einmannboot 13. 16. 18.
„Kalben" der Eisberge 19.
Kamikker, Eskimostiefel 15.
Kap Amelie 280.
— Anna Bistrup 230.
— Bismarck 1. 2. 29. 172. 374.
— Bridgman 1. 2.
— Dan 11.
— Glacier 1. 184. 186.
— Helgoland 374.
— Holbäk 172. 175.
— Kronborg 180. 182.
— Marie Waldemar 38. 288.
— Rigsdagen 2. 187. 191.
— Susi 29.
Karoline, Hund 365. 366. 375.
Klaus, Hund 46.
Kleinbjörn, Hund 125.
Koch, Hauptmann 1. 2. 3. 44. 183. 184. 191. 217; Bericht 107.
Koldewey-Insel 29. 35. 36. 94. 315.
Königin-Luise-Land 76. 82. 83. 84. 88. 94. 110. 111. 122. 133. 364. 366. 368.
Kristian, Hund 365. 370.
Kronprinz-Christian-Land 184. 196. 201.

Lady, Hund 150. 180.
Lambert-Land 2. 30. 42. 43. 45. 147. 180. 217. 232. 237. 248. 250. 252. 258. 264. 272.
Landmark, Kapitän 377.
Laub, Wilhelm, Oberleutnant zur See 4. 8. 10. 13. 26. 32. 52. 54. 57. 59. 60. 61. 72. 73. 76. 77. 84. 85. 87. 89. 100. 102. 106. 107. 108. 110. 112. 114. 334. 364. 369. 372. 375. 376. 377; in Aalesund 378; Abschied von Grönland 378; Abstieg vom Inlandeis 373; Rückkehr zur Alabama 364; als Arzt und Krankenwärter 56; Ausflug auf Shannon-Insel 54. 55; Bericht über Alabama 309; im Danmark-Hafen 373. 374; Geburtstag 30; Hunde 365. 366; Lagerleben 367. 368; Rückkehr zum Schiff 34. 111; Trennung von Mikkelsen 364; Vertrauen auf Mikkelsen 378.
„Laura", norwegisches Schiff 334. 335.
Lillenäs, Kapitän 360.
Lindhard, Dr. 2.
Luftspiegelung 134. 150.
Lummen 358.

Mallemuk-Berg 2. 207. 213. 214. 215. 219. 220. 222.
Max, Hund 46.
Mikkelsen 43. 58. 60. 61. 68. 324. 333. 376. 377. 378; in Aalesund 362. 363; Abfahrt von Amdrup-Land 209; Abfahrt von Hovgaard-Insel 242. 243; Abfahrt von Kopenhagen 4. 5; Abschied

vom „Islands Falken“ 21; Alabama in Sicht 51; auf der Alabama 52. 307. 308; Abschied von Alabama 65. 66; in Angmagsalik 15; Vorbereitungen zur Rückkehr nach Angmagsalik 352; Ansichtskarten 341. 342. 355; astronomische Breiten 98. 101; Ausblick nach dem rettenden Schiff 320; Ausgrabungen 319; auf Baß Rock 330. 334. 335. 336; Abschied von Baß Rock 361; Hausbewohner auf Baß Rock 343; Mobiliar auf Baß Rock 344; Rückkehr nach Baß Rock 352. 353. 355; Unordnung im Hause in Baß Rock 343. 344. 345; Zeitvertreib auf Baß Rock 356. 357; Begrüßungstelegramme 363; Beobachtungsjournal 316; Briefe in die Heimat 25; Brief im Winterhafen 317; Begegnung mit Brönlund 43; Brönlunds Begräbnis 44. 45; im Danmark-Hafen 38. 296. 318; Abfahrt vom Danmark-Hafen 49. 298. 302; Schutzhaus im Danmark-Hafen 274; wieder im Danmark-Hafen 301. 302; Depots 2. 42. 47. 50. 60. 68. 106. 107. 302. 303. 376; Depot auf Amdrup-Land 207; Depot bei Haystack 304; Depot auf Hovgaard-Insel 227. 228; Depot auf Kap Marie Waldemar 288. 289; leere Depots 205. 275. 276. 277. 280. 289; Depot bei Mallemuk-Berg 214. 216. 217. 218; Depot vor der Orleans-Insel 39; Eisschollen als Fähre 224. 225; Übergang über Eisschollen 36; erste Spur von Mylius-Erichsen 178; Suche nach Mylius-Erichsen und Höeg-Hagen 44; Kosten der Expedition 3; Plan der Expedition 3; Komitee der Expedition 3. 4. 7. 8. 10. 245; Teilnehmer der Expedition 5; Trennung der Expedition 98; Festmahl 30. 164; gefangene Füchse 352. 353. 354; Genesung 219. 221; letztes Gepäck 278; Giftprobe 256; Grammophon als Zeitvertreib 325; letzter Blick auf Grönland 361; Hasen als Schützlinge 318; Gedanken an Heimkehr 110. 111. 341. 343; Heimreise 188. 190; Hoffnung auf Heimkehr aufgegeben 323; Hunde 6. 19. 20. 31. 32. 365; Hundekauf 10. 17. 18; kranke und tote Hunde 6. 7. 8; Hundefleisch als Nahrung 248. 255. 258. 262; Lieblinge unter den Hunden 92. 93; Vergiftung durch Hundeleber 256. 257. 259; Hungerphantasien 289. 291; Reise nach Independence-Fjord 188; Inlandeis 197. 198. 200; Abstieg vom Inlandeis 154. 157. 158; Aufstieg auf Inlandeis 84. 85. 86. 158; letzter Blick auf Inlandeis 168; letztes Lager auf Inlandeis 158; Inlandeis überstanden 163; Instruktion 188; in Island 20. 21; Abschied von den Kameraden 62. 63. 113. 114. 115; die Kameraden abgereist 308. 309; Kleidung 52; Kochkunststücke 310. 311; Krankheit 192. 193. 201. 202. 205. 206. 209. 210. 213; Lager 34. 35. 41. 67. 90. 91. 120; Lagerleben 77. 78; alter Lagerplatz 252; Lager auf Treibeis 37; auf Lambert-Land 43. 44. 248; Abfahrt von Lambert-Land 45. 258; Land in Sicht 25; Vorbereitung zur Landreise 30; Lektüre 164; Abfahrt vom Mallemuk-Berg 222; Fahrt auf Meereis 193; von Moschusochsen angegriffen 324; Nachforschungen nach Mylius-Erichsen; im Danmark-Fjord 174; Nachtlager im Schneeloch 305; Norddepot 273; in Norwegen 362; roher Pemmikan 286; letzter Rest Pemmikan 288; Petroleum zu Ende 286; Proviant 4. 57. 191. 274. 309; Proviant als Hundefutter 37; Proviant durch Seewasser verdorben 225. 226; Proviantmangel 45. 47. 50. 115. 226. 231. 242. 248. 258. 263. 264. 265. 270. 278; Ausschau nach Rettung 357; die Rettung 359. 360; in Reykjavik 10; Schlafmittel 337; Schlafsäcke, gefrorene 46. 47;

Schlitten 100. 101. 103. 107. 113. 315; vom Schlitten geschleift 159. 160; Segel auf Schlitten 328. 332; Schlitten in Spalte 197. 198; Schlitten ins Wasser gefallen 225; Schlittenboot 245; Fahrt des Schlittenboots über das Wasser 246; Schlittenboot im Wasser 252; erste Schlittenfahrt 30. 31. 32; Schlittenfahrt über Land 164; Schlittenfahrt über Walroß-Insel 353; Vereisen der Schlittenkufen 143; Ausrüstung zur Schlittenreise 57; Schlittentransport mit Seilen 162; Depot auf Schnauder-Insel 258. 267. 268; auf Schnauder-Insel 263; Abfahrt von Schnauder-Insel 270; schneeblind 164–166; Untersuchung der Schneebrücke 139; Sehnsucht nach der Heimat 319; Shannon-Insel erreicht 307; wieder auf der Shannon-Insel 317; Fahrt zur Shannon-Insel 343. 344. 345. 346. 347; Bericht auf Shannon-Insel zurückgelassen 315; Depot auf Shannon-Insel 331. 332; Hausbewohner auf Shannon-Insel 347. 348; Häuser auf Shannon-Insel 308. 317; im Haus auf Shannon-Insel 347. 348; Siebzehnkilometer-Spitze 295; Skorbut 196. 197. 262; die erste Sonne 59; Sonne kommt 313. 314. 351; Fahrt auf Spalten 112. 118. 119; Übergang über Spalten im Eis 35. 36. 135. 136. 146. 223; Untersuchung der Spalten 199. 200; Sturm 282—285. Tagebuch von Bären gefressen 187; keine Aussicht, Mylius-Erichsens Tagebücher zu finden 207; Tagebücher 286. 300. 316; in Thorshavn 6. 7. 8. 9; Träume als Gesprächsstoff 338; schwieriger Übergang über Flußbetten und Eiswälle 108. 109; Übersommerung 112; erstes Weihnachten 55. 56. 57; zweites Weihnachten 312; drittes Weihnachten 340. 341; erster Winter 58; zweiter Winter 309; dritter Winter 323; Zahnschmerzen eine Abwechslung 338.

„Mikki", Spitzname Mikkelsens 16.
„Minerva", Schoner 378.
Mitternachtssonne 259. 260.
Moschusochsen 161. 163. 164. 168. 169. 170. 174. 176. 177. 179. 181. 184; angeblicher 54; Fleisch 332; Jagd 31. 53. 165. 326. 327; Kampf mit 324.
Möwen 24. 203. 213. 215. 218. 222. 317.

Nakkehoved 201. 203.
Narwale 34.
Navy Cliff 184. 185.
Nebensonnen 150.
Neunundsiebzig-Fjord 3.
Nielsen, Sören, genannt Solo 14. 15. 18.
„Norddepot" 268. 270. 272. 273. 274.
Nordkap (Island) 21.
Nordostgrönland, Karte von 1. 15. 187.
Nordostrundung 1.
Norwegen 362.
Nunatakker 82. 122. 123. 133. 134. 141. 147. 148. 201. 370.

Oline, Eskimo-Hebamme 14.
Olsen, Hans P., Steuermann 4. 23. 32. 34. 54. 58. 59. 60. 64. 65. 74. 77. 85. 110. 114. 364. 366. 369. 375. 377.
Öräfajökull 9.
Orleans-Insel 39. 276.

Packeis 11. 19. 21. 22. 26.
Pan, Hund 42. 87. 90. 150. 155. 192. 221. 222.
Patrik-Fjord 20.
Peary 1. 120. 186; Kartenaufnahme 2.
— -Kanal 184. 185.
— -Land 185.
Pemmikan, Dauerproviant aus getrocknetem Fleisch und Fett 31. 101. 102. 226. 243.
Pendulum-Insel 25. 321. 334. 376.
Petersen, Johann, Direktor 13. 15.
Petroleum, gefroren 346.
Pic de Gerlache 122. 133. 147. 217.
Polarweiden 1 163. 166. 171. 230. 317. 321.

Portland auf Island 10.
Poulsen, Georg, Steuermann 4. 53. 54. 55. 58. 59. 64. 73. 77. 97. 101. 110. 114. 364. 369. 371. 375. 377; Geburtstag 96; schneeblind 372.
Primus, Kochapparat 101. 346.
Prinz-Frederik-Inseln 193.
Prinzessin-Dagmar-Halbinsel 193. 194. 201.
Prut, junger Fuchs 352. 353. 354.

Raben 323. 332.
Rattenschwanz, Hund 131. 176. 177.
Reykjavik 9. 10.
Robben 24. 211. 212. 213. 223. 224. 229. 277. 279. 280. 317; Hundefutter 19; Jagd 234. 235. 238. 239. 240.
Robeson-Kanal 185.
Rossing, Pastor 15. 19.

Sandvig, Konsul 363.
Schären-Fjord 38.
Schlittenboot 245.
Schnauder-Insel 42. 232. 252. 253. 258. 259. 261. 263. 270. 273.
Schneeeule 232.
Schneehühner 166. 179. 181. 184. 233. 249. 250. 266. 270. 273. 283.
Schneesperlinge 213. 317.
Seeblume s. Sjöblomsten.
Seehunde s. Robben.
Seen auf Inlandeis 123. 368.
Seeschwalben 317. 322.
Shannon-Insel 27. 28. 29. 30. 51. 54. 111. 300. 302. 303. 317. 331. 343. 347. 374. 376. 377. 378; Depot 377. 378; Tierwelt 29.
Siebzehnkilometer-Landspitze 38. 48. 292. 293. 294. 295. 296.
Själland-Berge 172.
— -Ebene 176. 179.
„Sjöblomsten" (Seeblume), das rettende Schiff 360. 361. 362.
Solo s. Nielsen.
Sonne, erstes Wiedererscheinen 59; „weggeblasen" 41. 330.
Suderö 6.
Sundt, Kapitän 25.

Tandbylden, Hund 365. 374. 376.
Tasiusak, Eskimokolonie 13.
Täven, Hund 60. 160. 192.
Teufel, Hund 46.
Teufelskap 50. 93.
Thorshavn 6. 7. 8.
Thostrup, Steuermann 2. 217. 226. 258.
Tobias, Grönländer 2.
Treibholz 179.

Umiak, großes Frauenboot 14. 16. 18.
Unger, Karl, Zimmermann 4. 8. 13. 28. 56. 58. 59. 63. 64. 66. 114. 374. 375. 376. 377; als Bäcker 30. 52. 53; heißt die Flagge halbmast 65. 66; jagt Moschusochsen 53.

Vegetation 161. 171. 230. 317; untergegangene 83.
Verbrecher, Hund 128.
Viken, Hund 93. 192. 203. 207.
Vulkane 83.

Walroßfleisch 207.
— -Insel 353.
Wasserläufe auf dem Eis 373.
Westmänner-Inseln 10.
Wildgänse 184. 205. 206. 208.
Winterhafen 307. 317. 323. 324. 355.
Wölfe 161. 166. 167. 351.
Wolfshügel 179.

Ymers Nunatak 368.

Zacharia, Dr. 7.

Druck von F. A. Brockhaus, Leipzig.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

Ms. Lat. 201

MUSKINGUM COLLEGE LIBRARY
G743 .M6 1922
mustk Robins
3 8152 00083 1284

G743 Mikkelsen
M6
1922 Ein arktischer Robinson

G743 Mikkelsen
M6
1922 Ein arktischer Robinson